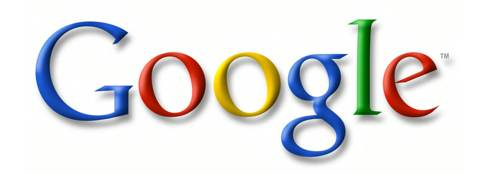
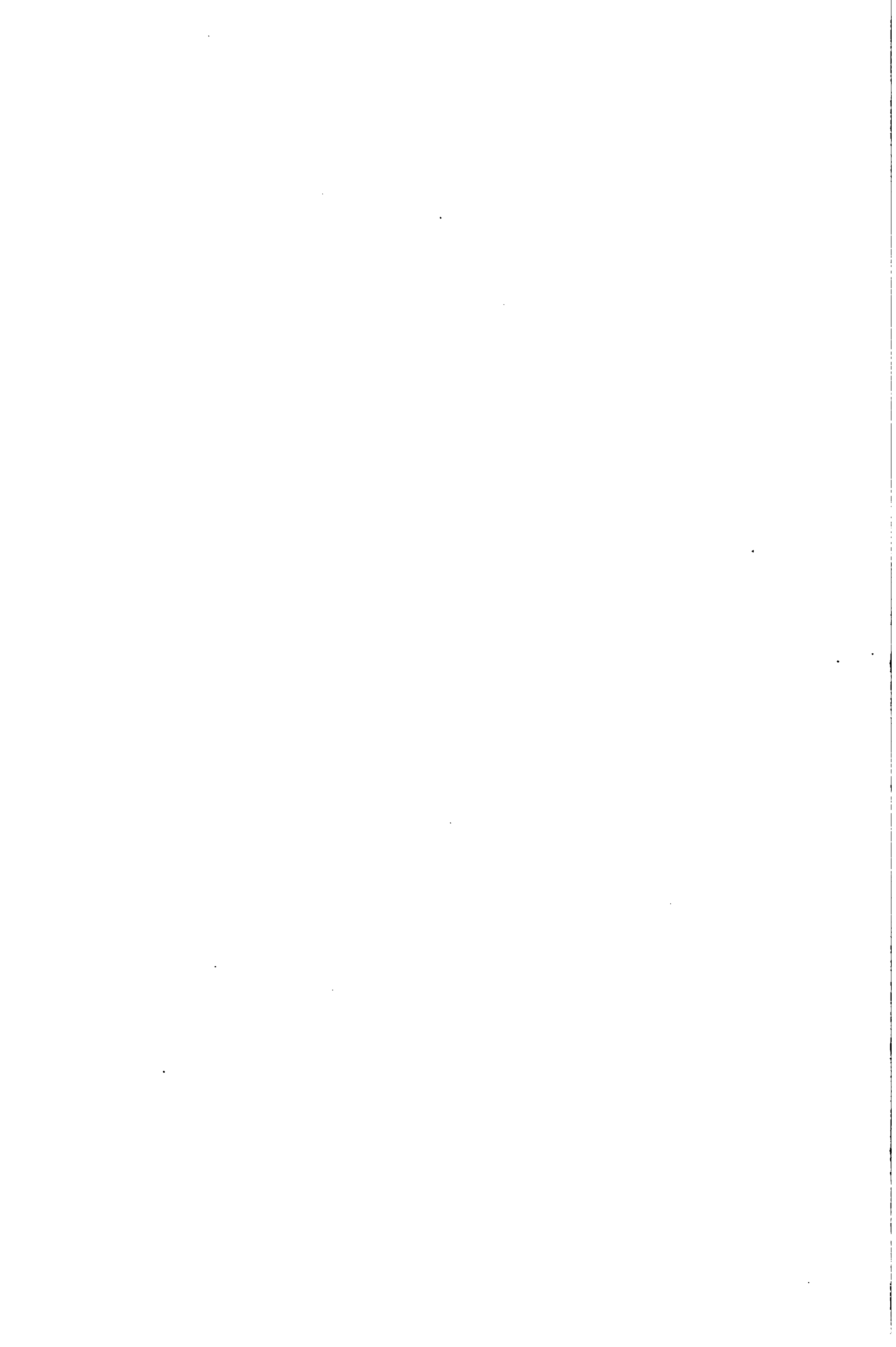








VOLKSTUM UND WELTMACHT IN DER GESCHICHTE

VON

ALBRECHT WIRTH

ZWEITE VERMEHRTE AUFLAGE



MÜNCHEN
VERLAGSANSTALT F. BRUCKMANN A.-G.
1904



VOLKSTUM UND WELTMACHT

IN DER GESCHICHTE

ALBRECHT WIRTH

VOLKSTUM UND WELTMACHT IN DER GESCHICHTE

ZWEITE VERMEHRTE AUFLAGE

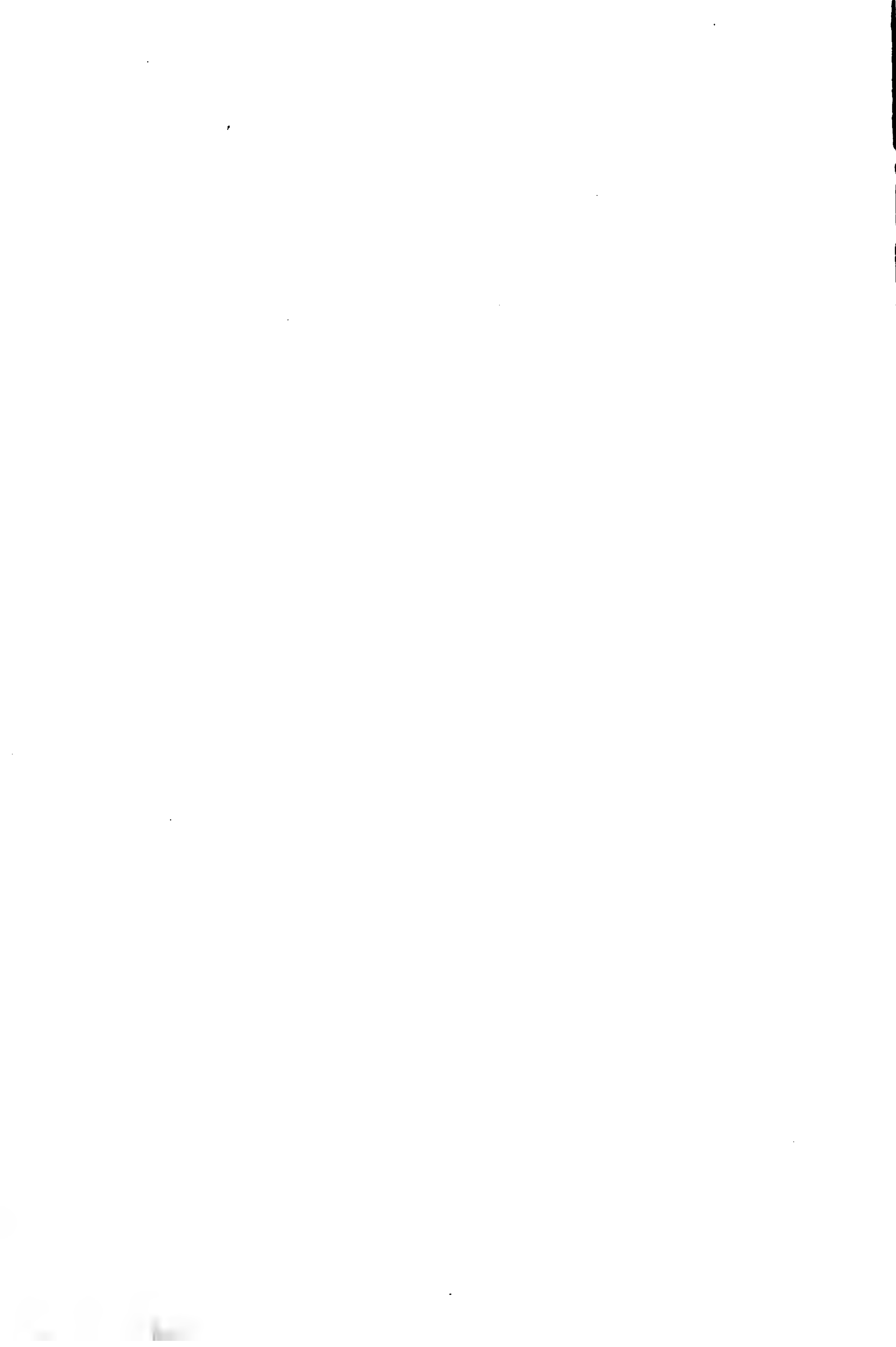


MÜNCHEN
F. BRUCKMANN A.-G.
1904



F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN

INHALTSÜBERSICHT



Vorwort zur zweiten Auflage

Noch immer leben wir im Kampf mit Rom. Die germanische Kunst gegen die italienische und antike, der Protestantismus gegen die Anhänger des Papstes, Volkstum gegen den Gedanken des Imperiums. Wie können wir zur Einheit kommen, zur Einheit unseres Bewusstseins, unserer Kultur? Wenn wir uns der allein seligmachenden Kirche in die Arme werfen, sagen die Römischen; wenn wir völlig uns loslösen von Rom, sagen die Stürmer und Dränger. Zurück zu Raffael! die einen, zurück zu Rembrandt! die anderen. Während die Ausmerzung von Slaven, Dänen und Franzosen aus dem deutschen Reichskörper empfohlen wird, lockt das wiederaufleuchtende Hochbild römischen Kaisertums nach Konstantinopel und Jerusalem.

Die Renaissance verwarf die philosophische und künstlerische Richtung des Mittelalters, sie suchte von verschütteten Quellen Geröll und Moder wieder wegzuräumen und zum Urborn der Antike vorzudringen. Zugleich zerstörte Luther das Gebäude des Papsttums und errichtete ein Haus nach den alten Linien, die er im Evangelium aufgezeichnet fand. Heute geht Kunst, Schrifttum und Weltweisheit selbst über die Antike hinaus, die doch nur das Erzeugnis einer bestimmten Zeit und bestimmter Rassen war. Wir haben erkannt, dass man mit Eichenholz anders bauen muss als mit Marmor, dass einem jeden Volk nur seine eigene Kunst gezieme. Nicht minder sind wir über Luther hinausgegangen und trachten darnach, auch die Entstehung und Entwicklung des Christentums geschichtlich zu begreifen. Unser Auge ist anders geworden, und anders schätzen wir Staat und Kunst und Glauben ein, als unsere

Väter taten; ein verändertes Schätzen und Messen hat aber auch eine abweichende Bauart zur Folge. Freilich, neue Ideale sind schwer zu gestalten, nur in schwankenden Umrissen treten sie zunächst hervor.

Hat man den einen Schenkel einer Parabel berechnet, so ergibt sich die weitere Sternenlaufbahn, die durch den zweiten Schenkel veranschaulicht wird, von selber. Für die Geschichte kann man derartige Parabeln nicht aufstellen, aber man kann wenigstens die Richtung angeben, in der sich bisher die Völker bewegten. Und das hellere Licht, in dem wir jetzt die Vergangenheit erschauen, es muss auch in die Zukunft hinüberleuchten.

Viele sehen die Weltgeschichte für ein Warenhaus an. Hier ist ein Tisch, an dem nur Religionsgeschichte, dort einer, wo nur wirtschaftliche Entwicklung verabreicht wird; in diesem Schranke ist englische Geschichte, in dem zweiten deutsche, und in dem zehnten chinesische aufgespeichert. Und in den einzelnen Schränken gibt es wieder Schubläden. Säuberlich getrennt wird die Karolinger Zeit in die eine Schublade gesperrt, Reformationsgeschichte in die andere; was auf den Siebenjährigen Krieg, was auf 1848 sich bezieht, wiederum in andere Gefächer. Die Weltgeschichte ist ein grosses Meer. Oder vielmehr eine Reihe von zusammenhängenden Meeren. Wüten irgendwo Stürme, so merken es die Schiffer, die tausend Knoten entfernt sind. Die Weltgeschichte ist ein grosser Wald. Die Pflanzen sind nach Art und Gattung verschieden, aber gemeinsam ist der nahrungspendende Boden, gemeinsam Licht und Luft; man kann nicht einen Baum aus dem Wald herausnehmen und ihn, losgelöst von Klima und Boden, losgelöst von seiner Umgebung, mit der er den Kampf ums Dasein kämpft, gesondert betrachten. Universalität ist die erste und letzte Bedingung, ist der Lebensnerv aller Geschichtsbetrachtung.

Was ist der Inhalt der Weltgeschichte? Vielleicht kommen wir dem Problem bei, wenn wir fragen: Was ist der Inhalt eines Menschenlebens? Goethe gab darauf, als er in seiner cynischen Periode war, folgende Antwort: Was treibet das Volk und dränget sich so? Es will sich ernähren, Kinder zeugen, und die nähren, so gut es vermag. Und Schiller spricht von Hunger und Liebe, durch die das Weltengetriebe erhalten werde. Gewiss, für die meisten ist Geburt, Heirat und Nahrungssorge der Inhalt des

Lebens. Dazu die Lebenshemmungen Krankheit, Altern und Sterben: und das Dasein ist erfüllt. Bei einem Künstler, wie Michel Angelo, bei einem Krieger und Staatsmann, wie Napoleon, tritt die Familie in den Hintergrund. Hervor tritt die Tat, durch die jene Männer der Öffentlichkeit angehören. Doch es gibt auch Helden, wie Bismarck, bei denen das Leben in der Familie dem in der Öffentlichkeit fast das Gleichgewicht hält. Ebenso gibt es in der Entwicklung der Völker zwei Strömungen. Liebe und Hass im Innern; ein Wachsen, fast unbewusst, bald langsam, bald schneller, von Rassen und Völkern innerhalb ihres eigenen Kreises; und eine Betätigung der grossen Gemeinschaft nach aussen, gegen andere Gemeinschaften.

Was sind die Epochen der Weltgeschichte? »Ich will meine Predigt in drei Teile einteilen, erstens in den 1. Teil, zweitens in den 2. Teil, drittens in den 3. Teil.« — Das ist eine recht unzulängliche Anordnung; es ist jedoch das Schema, das wir bei der Weltgeschichte noch immer anwenden. Wir sprechen von Altertum, Mittelalter und Neuzeit. Die Ausdrücke werden ihrer Handlichkeit wegen jedenfalls bleiben; ich habe sie auch so ziemlich beibehalten, aber ich suche die Linien farbig zu zeichnen, suche nach einem zureichenden Grund für die Einteilung. Diesen Grund finde ich in der Ausbreitung der Kultur. Man hat mir eingeworfen,[1]) dass mein Masstab nicht einheitlich sei, dass er sich von einer äusseren geographischen zu einer inneren genetischen Betrachtung wende. Tatsächlich ist die Einheit völlig gewahrt; es handelt sich lediglich um geographische Gesichtspunkte. Urzeit: Entstehung der babylonischen Kultur und deren Ausbreitung bis zum Nil. Altertum: Ausdehnung der Kultur über China, Indien und Süd-Europa. Mittelalter, das ich zwischen der Romanisierung der Provence und den Vorläufern der Völkerwanderung beginnen lasse: kulturelle Eroberung Mittel- und Nord-Europas, Mittel- und Insel-Asiens, des Sudans, endlich Mexikos und Perus.[2]) Neuzeit: die Kultur fasst in der ganzen übrigen Welt Fuss, in Nordamerika, Südafrika, Australien und Nordasien. Mithin stetig vorrückende Linien. Jedoch, wie teilt man ein Menschenleben ein? Man spricht von Kind, Jüngling, Mann und Greis. Für ein Kind ist jedenfalls

[1]) Breysig, Zukunft, Dezember 1903.
[2]) Zu Amerika vergleiche Seite 198.

das Wachsen am bezeichnendsten, für einen Mann, ob er verheiratet, ob er Junggeselle. Vielleicht fragt man aber bei einem Manne auch gar nicht nach seinen Familienverhältnissen, sondern nur: was ist er, was hat er geleistet? Ähnlich dürfte es wohl gestattet sein, auch bei einer Einreihung weltgeschichtlicher Epochen die Leistung der Kultur für wichtiger zu halten, als das rein äusserliche Moment ihrer Wanderungen. Daher nenne ich die Epoche der zweiten Ausbreitung die der klassischen Kulturen, und die der dritten Ausbreitung das Zeitalter der Doppelbildungen.

Diese Neuordnung des weltgeschichtlichen Stoffes hat den Vorteil, dass sie den ganzen Erdball einbegreift, und weiter, dass sie der Entwicklung des einzelnen Volkes das Singuläre benimmt, indem sie diese als Glied einer ganzen Kette von Entwicklungen einreiht und dadurch den Vergleich, die Grundlage aller methodischen Wissenschaft, ermöglicht. Allerdings, wenn der Vergleich Gemeinsamkeiten nach Lamprecht'scher Art aufdeckt, so muss er doch auch unüberbrückbare Verschiedenheiten innerhalb des gemeinsamen Rahmens der Kulturausbreitung anerkennen. Vor allem, die Ausbreitung wird jedesmal in anderer Weise von den verschiedenen Helden, Staatsmännern, Denkern durchgeführt: Die Einzeltat bleibt immer singulär. Sodann — die Urkultur Mesopotamiens und dann die der klassischen Zone kreuzt sich, selten in Liebe, meist in zerstörendem Hass, mit den Einzelkulturen der verschiedenen Rassen. Religion, Dichtung, bildende Kunst und Staat sind die Ausgeburt einer bestimmten Rasse, sind nirgends gleich. Die Rassen sind die Säulen der Entwicklung, sie sind zugleich das Unauflösliche, das Integral in der Weltgeschichte. Man[1]) hat meinen Rassebegriff bemängelt. Nicht ganz mit Unrecht. Ich tröste mich jedoch mit der Mahnung Goethes, dass jedes Urphänomen ewig unlösbar. »Der Begriff des Werdens ist uns völlig versagt.«

Die Wertschätzung der Rasse ist seit Klemm, Gobineau, Lapouge, Chamberlain, Woltmann allgemeiner geworden. Freilich auch die Überschätzung. Rasse ist viel, aber nicht alles. Vor allem ist Rasse nur eine Unterlage, ein Fundament, nicht das Haus; ist Farbe, aber nicht das Gemälde; ist ein Zustand, aber nicht das Ereignis; ist das Pulver, aber nicht der Schuss. Ich bin gegen die, die alles, aber auch alles auf Rasse zurückführen wollen. Ich bin auch gegen

[1]) Heinrich Hartung, Politisch-Anthropologische Revue, Dezember 1903.

die, die überall auf der Erde Arier sehen wollen, arisches Blut in Sumir, in China, im alten Ägypten. Und welcher Ruhm erwüchse daraus den Ariern, dass sie überall untergegangen? Ich bin endlich auch gegen die, die unbedingt und überall das Ariertum verherrlichen. Preis den Ariern und Ariersöhnen, Preis den Germanen! Allein tatsächlich ist oft, in Waffen- und Geisteskampf, der Osten über dem Westen gewesen. Ich frage wieder: Was Ruhms wäre es denn dem Arier, zu siegen, da kein Gegner, der seiner Klinge wert? Ganz besonders aber bin ich gegen die, die nur eine Rasse im Volkstum, die nur den Germanen im Deutschtum erblicken. Das ist ein volkszerstörender Wahn. Jetzt kann es nur noch heissen: Hie deutsch, hie tschechisch, polnisch, russisch oder hie französisch. Was bei der Germanenverbrüderungsutopie herauskommt, haben wir im Burenkrieg[1]) gesehen. Nur die Juden bilden noch ein Problem. Dabei gestehe ich gern zu und fordere mit, dass unser abgeschlossenes Volkstum das Recht und die Pflicht hat, nunmehr weiteren Zustrom Fremder zu unterbinden oder ganz abzuschneiden. Für den jetzigen Nationalstaat ist jeder Zuwachs slavischen oder jüdischen Blutes eine Gefahr.

Der Knabe, den Augustin an der Küste erschaute, konnte das Weltmeer nicht in seine kleine Schale füllen, aber die Weltgeschichte möchten heutige Zauberer in eine einzige Formel pressen. Wer daher bloss aus sozialen Wandlungen alle Geschichte erklären will, der musste gegen mein Buch sein.[2]) Ebenso haben die Geographen[3]) gemeint, ich hätte das Erdkundliche mehr berücksichtigen müssen. Ich versuche es zu würdigen, aber ich weise eben ausdrücklich seine Überschätzung zurück. Für die Entstehung der Rassen war die Örtlichkeit massgebend, nicht aber für die historischen Geschicke der Völker. Griechenlands Häfen sind fast alle nach Osten gekehrt; trotzdem hat sich das Griechentum auch nach Westen, nach Italien und Sizilien ausgebreitet. Das »unzugängliche« Tibet ist oft begangen und erobert worden, und die Tibeter selbst, die wahrscheinlich von der Gegend südlich der Yangtse-Mündung kamen, hätten vermutlich Tibet wieder verlassen,

[1]) Mein Glaube an den militärischen Sieg der Buren hat getrogen. Immerhin war mein Urteil von den burischen Fähigkeiten noch richtiger, als derer, die nach wenigen Wochen ein Unterliegen des mannhaften Volkes erwarteten.

[2]) Franz Oppenheimer, N. d. Rundschau, 1901.

[3]) Theobald Fischer, Deutsche Ztschr., 1902.

wie es die Chinesen wieder aufgegeben haben, wenn das Land nicht eben ihrer Rasseanlage entsprochen hätte. Sollen doch auch die Gescheiten und Unternehmenden aus dem Gebirge in die Stadt wandern, weil die ihrer Anlage besser zusagt, und umgekehrt Freiheitshelden von der Ebene in die Berge, weil sie dort besser ihre Eigenart behaupten können. Die Rasse bequemt sich nicht der Örtlichkeit an, sondern wählt diese aus. Daher haben die Araber dauernd in den Wüsten Syriens und Afrikas Fuss gefasst, nicht aber in Spanien oder Armenien. Oder wie soll man es geographisch erklären, dass nicht die Araber des Westsudans oder die Normannen, die am nächsten dazu waren, sondern die Spanier Amerika für die alte Welt erschlossen?[1])

Endlich tadelt ein Beurteiler, ich hätte den Begriff des Volkstums nicht genau festgestellt. Nun wohl, ich sage: zu einem Volkstum gehören alle, die die gleiche Sprache reden.[2]) Das reicht vollkommen aus. Zugestanden, es gibt Uebergänge, gibt schwankende Grenzen. Im Leben ist nicht alles genau mathematisch abgezirkelt. Juden von Skutari und Saloniki wird man gewiss nicht ihrer Sprache halber den Spaniern zuzählen. Die Neger der Union sind keine Angelsachsen. Allein das sind äußerste Fälle. Zweifelhaft ist die Stellung der durch die weite See von uns getrennten Deutschamerikaner: es kommt darauf an, inwieweit im einzelnen Falle die Yankeesierung vorgeschritten sei. Die Nordschweizer gelten zwar uns, aber nicht immer sich selber als Deutsche. Sie und Deutsch-Österreicher und Balten, die uns auch räumlich eng verknüpft, sind mit aller Entschiedenheit als Volksgenossen in Anspruch zu nehmen.

---

[1]) Vgl. Driesmans, Rasse und Milieu, S. 34—40. Ich citiere S. 35.: Man kann daher sagen, dass jede kulturfähige Rasse gewissermassen ihr Milieu in sich und mit sich herumträgt, so dass es gleichgiltig erscheint, wohin immer sie verschlagen wird, sofern sie die Fähigkeit besitzt, Wasser aus dem Felsen zu schlagen, Wüsten in Wiesen, Sümpfe in Gärten zu verwandeln und dergestalt sich überall ihren Lebensbedürfnissen und Kulturansprüchen gemäss einzurichten. So betrachtet, waren die mesopotamische und die ägyptische Kultur sozusagen nur die Projektionen der geistigen Konstitution jener Rassen, die sie erschufen, auf die Lande, in denen sie sich festgesetzt hatten. Und nichts anderes waren die Kulturen aller Rassen, die sich jemals kulturfähig erwiesen haben. Sie trugen überall ihr »Milieu« mit sich umher wie eine eigene Atmosphäre, wie den Atem ihres Mundes, und sie übertrugen es buchstäblich auf den Grund und Boden, auf dem sie sesshaft wurden.

[2]) S. 9 unten.

Besonders schwierig liegt der Fall bei den Buren. Es taucht da die Frage auf, ob wir der Entwicklung uns als ruhige Zuschauer nahen oder tatkräftig in sie eingreifen sollen. Der englische Druck muss sie uns ja in die Arme treiben — denn das ist auch jetzt noch unzweifelhaft, dass das Burentum nie verbritet wird. Gänzlich sind dagegen die unklaren Tüfteleien zurückzuweisen, kraft deren Kirchhoff[1]) Volkstum aus geographischen und staatlichen Verhältnissen rein herausdestillieren will, als wenn man durch den spanischen Stiefel in den es eingezwängt, ein Bein darstellen und erklären wollte!

Josef Müller, ein katholischer Priester, frägt:[2]) Wo sei die Lehre, dass die Verdammten einst am Ende der Zeiten dennoch erlöst würden, von der römischen Kirche als Irrlehre gebrandmarkt worden?[3]) Ein anderer Priester sagte mir, die Lehre sei eine Ketzerei, die gebührend im Tridentinum verurteilt worden sei. Kenner mögen entscheiden.

Bei der Darstellung asiatischer Ereignisse, hätte ich, durch erneute Studien und Reisen gefördert, manche Verbesserungen anbringen können, doch darf ich auf meine »Geschichte Asiens« verweisen, die jetzt im Erscheinen begriffen ist. An meiner Auffassung habe ich ohnehin nichts zu ändern.

Der zweiten Auflage ist ein neues Hauptstück, »Deutsche Kultur und Politik«, zugefügt worden.

Zum Schluss will ich noch die Angriffe zurückweisen, die auf meine Einreihung der Etrusker gemacht wurden. Ich lege deshalb so viel Wert auf diese Einreihung, weil Rom ein halb etruskisches Gebilde ist. Schon Gobineau hat auf diese Tatsache grosses Gewicht gelegt. Ich bemerke noch beiläufig, dass ich bei Abfassung der ersten Auflage Gobineau[4]) nur aus dem kannte, was man so von Freunden hört und in Rezensionen flüchtig liest. Ich teile die Etrusker den Alarodiern zu, und verknüpfe sie neuerdings sogar mit den Gog und Ros der Bibel und den fernen Koreanern.[5]) Als ich im Jahre 1888 behauptete, die Etrusker stammten von der

---

1) Was ist national? Halle, 1902.

2) Renaissance, Mai 1903.

3) Volkstum und Weltmacht, 89.

4) Der auch schon die Jötunen auf die Juetschi bezieht.

5) Siehe meine »Geschichte Asiens«. Halle, 1904, S. 107.

hetitischen (oder alarodischen) Rassengruppe, da hat mir die Bonner Fakultät diese These gestrichen. Nun, die Zeit wird lehren, wer Recht gehabt. Stimmberechtigte Fachleute wie Hommel, Winckler, Lehmann haben sich bereits für das Alarodiertum erklärt. Wenn sich diese Meinung bewährt, so haben wir in Rom eine halbasiatische Kolonie, und im Papsttum ein System halbasiatischer Bestrebungen zu erblicken. Es erklärt sich daraus, dass nicht nur germanische Protestanten, sondern auch keltische und romanische Katholiken, in denen das arische Bewusstsein erwacht ist, sich gegen den Papismus kehren.

EINLEITUNG

Stufen der Weltgeschichtschreibung

Den Anfang historischer Aufzeichnungen bildet die schriftliche Überlieferung der Adelsgeschlechter. Ihr Niederschlag sind Stammbäume und Stadtchroniken. Sehr bald dringen volkstümliche Sagen ein, die dazu geeignet, den Ruhm eines Geschlechtes oder einer Stadt zu erhöhen. Eine zusammengefasste und erweiterte Überlieferung findet ihren Ausdruck in der Landeschronik. Inhalt: Die Herrschaftsabfolge, Naturereignisse, Wandersagen und Kriege. Auch die Landeschronik ist durchweg von der äussersten Dürftigkeit, so in den Keilschriften von Assur, den Logographen, bei Fredegar, wie im japanischen Nihongi, und entbehrt jeder Gestaltungskraft und jedes tieferen Zusammenhangs.

Im weiteren Verlauf unterscheidet sich die ostasiatische Geschichtschreibung von der des Westens. Der ferne Osten behielt bis auf die Gegenwart den annalistischen Rahmen bei und begnügte sich damit, den Rahmen, namentlich durch ausführliche Länderbeschreibungen und Gesandtschaftsberichte, besser auszufüllen. Juden und Hellenen schufen dagegen eine psychologische Historie, brachten farbige Bilder statt gestaltloser Schatten. Zugleich erweiterten die Hellenen die Erzählung von den eigenen Schicksalen zu einer Darstellung, in der auch fremde Thaten und Leiden ihren Platz fanden, zu einer geschichtlichen Darstellung der ganzen, ihnen bekannten Welt. Auch die Chinesen referierten über die Schicksale ihrer Nachbarn, aber nur, insofern diese sich mit ihren eigenen kreuzten. Ein Hellene ist der

erste Weltgeschichtschreiber: Herodot. Er hat sich mancher Ungenauigkeit schuldig gemacht, hat nicht selten den Schein für das Wesen gehalten, ist selbst von böswilliger Parteilichkeit nicht frei geblieben, aber er hat in dem Abwägen welthistorischer Zustände und Begebenheiten, in der Gesamtperspektive der ihm vorliegenden Tatsachen eine geniale Intuition entfaltet, verbunden mit einer Kunst plastischer Darstellung, die nie wieder erreicht worden ist. Thukydides überragt ihn an Schärfe der Beobachtung und strenger Folgerichtigkeit des Denkens, aber kommt ihm in der Würdigung der Gesamtlage nicht gleich. Es war zweifellos ein schwerer perspektivischer Fehler, die Episode des peloponnesischen Krieges in den Mittelpunkt der ganzen hellenischen Entwicklung zu stellen.

Der Gesichtskreis des Herodot, der die Länder westlich vom Himalaya umfasste, blieb bis in die neuere Zeit der einzige, der für die abendländischen Geschichtschreiber in Betracht kam. Noch Ranke ist nicht über ihn hinausgegangen. Dagegen vervollkommnete sich die Geschichtswissenschaft in Auffassung und Methode. Herodots naives Gefallen an merkwürdigen Begebenheiten ward durch die ernste Kritik des Thukydides abgelöst, der ideale Schwung des Thukydides durch die nüchterne Sachlichkeit des Polybios und Tacitus. Und an Stelle der erdichteten Reden der Alten trat die Quellenkritik und die wirtschaftliche Betrachtung der Neuzeit. Ähnlich folgte bei den Orientalen auf die verworrene Riesenkompilation eines Tabari die besonnene Geschichtsphilosophie eines Ibn Khaldun und die realistischen Schilderungen Schereffeddins. In einem waren die Araber den Abendländern sogar überlegen, in der Weite ihres Gesichtskreises. Ihre Historik umfasste zwar nicht, wie die Erdkunde Edrisis, Nordeuropa, aber dafür alle Länder von der Guineaküste bis China und von der Sofala und Ceylon bis nach Südsibirien. »Gehe selbst nach Katai (China), um Kenntnisse zu schöpfen«, heisst ein Wahlspruch des Ibn Fozlan. Die islamische Geschichtschreibung war zwar im Wesentlichen auf die Länder beschränkt, die der Islam berührt hatte, allein der durch weltweite Wanderungen, insbesondere die Mekkafahrten, geweckte, lernbegierige Geist der Mohammedaner nahm auch an Dingen Anteil, die ausserhalb des Islams lagen. Die chinesische Annalistik aber, welche im Werdegang geschichtlicher Kunde die längste ununterbrochene Reihe nach der abendländischen Weltchronik darstellt (sie ist etwa zwei Jahrhunderte jünger), gibt zwar Stammbäume und merkwürdige Sitten und Begebenheiten fremder Völker wieder,

aber doch nur solcher, ganz unbekümmert um ihre sonstige Bedeutung, mit denen das himmlische Reich praktisch zu tun hatte. Auch verfehlt jene Annalistik nicht, genau wie Thukydides, alles andere, was nicht in ihren Kreis passt, ausdrücklich für unbedeutend und nicht der Rede wert zu erklären. Sie erinnert in ihrem grössten Vertreter, Matuanlin (13. Jahrh.), an die umfangreichen amtlichen Kompendien der Byzantiner und an Tabari. Noch beschränkter ist der Gesichtskreis der japanischen, siamesischen, malayischen Annalen, in deren Rahmen nur ein unbeträchtlicher Teil der Weltbegebenheiten zu seinem Rechte gelangt. Das grösste Gebiet von allen morgenländischen Geschichtschreibern beherrschen die Chronisten Dschingiskhans und seiner Nachfolger.

Durch die überseeischen Entdeckungen der Europäer ward das Feld der Geschichte ungemein erweitert. Eine umfassendere Anschauung brach sich Bahn. Zuerst durch die klassischen Beschreiber der Conquista, dann durch Mitteilungen von Missionaren, wie die Briefe von Xaver und Ricci. Ein Sammler solcher Mitteilungen, Athanasius Kircher, zieht bereits Ostasien in den Bereich geschichtlicher Forschung. War dadurch schon der Anteil des Abendlandes an den Taten und Zuständen der entlegensten Völker geweckt, so steuerte vollends das Zeitalter der Humanität und des Weltbürgertums auf eine universale Betrachtung hin. Alle Rassen des Erdballs sollten als gleichberechtigte einen Platz im Pantheon der Klio erhalten. Ja, die Erde genügte schon nicht mehr dem titanischen Drange. Bis zu den Sternen ging es hinauf.

Vom Mongolen bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht.

Das Wort Schillers war der Grundton der damaligen, für Menschenrechte und Universalität entflammten Zeit. Einstweilen jedoch blieb man in Plänen und ausschweifenden Entwürfen stecken und brachte den Karren nur wenig weiter. Die umfassenden Weltgeschichten von Meiners, Voltaire, Gatterer, Schlözer blieben doch nur Fragmente. Dazu kamen dann die ungeheuren napoleonischen Kriege, die staatlichen Umwälzungen in Amerika und Europa, die dem Geschichtschreiber ein wichtigerer Vorwurf däuchten als die gleichgiltigen Azteken, Malayen, Tibetaner und Chinesen.

Eine neue Epoche führte wiederum die Gegenwart herauf. Die Bedeutung der Staaten, die durch Weisse in Übersee gegründet wurden, ist beständig im Wachsen. Afrika ist aufgeteilt worden, Ostasien dem

westlichen Handel erschlossen. Die Weltpolitik erfüllt Aller Gedanken. So erschien eine Geschichte, die den ganzen Erdball umspannt, als notwendig zur Orientierung über ungeahnte, unbegreifliche Zeitereignisse. Dementsprechend hat man denn auch in Frankreich, England, Deutschland und der Union angefangen, den Werdegang der Menschheit so darzustellen, dass der Unterschied von Ost und West erlischt.

Inzwischen war die Geschichtsphilosophie eines Ibn Khaldun von der Hegels übertrumpft und die pragmatische Betrachtung war durch die entwicklungsgenetische ersetzt worden. Zur Erkenntnis der Entwicklung und ihrer etwaigen Gesetze hat namentlich die Vergleichung der verschiedenen Völker angeregt. Niebuhr begann damit, in den Händen der Tübinger Theologen ward die Vergleichung schon ein meisterhaft gehandhabtes scharfes Schwert, das sich freilich sehr bald als zweischneidig erwies. Den bedeutendsten Triumph aber feierte die Vergleichung in den Entdeckungen der Philologen. Die bahnbrechende Erkenntnis von der Verwandtschaft der indogermanischen Völker ward gewonnen. Eine rassenhafte Geschichtsbetrachtung war hierdurch möglich geworden. An die indogermanische Entdeckung schloss sich Vergleichung von Recht, Wirtschaft, Religion und Verfassung an. Auch für neueste Politik ist noch die Vergleichung mit den Erfolgen alter Kolonial- und Meerespolitik fruchtbar geworden.

Die Überzeugung von der Wichtigkeit der Rasse hat das Aufkommen einer weltumfassenden Geschichtsbetrachtung gehemmt. Wer in den Ariern die Krone der Menschheit sieht, dem sinken Araber und Chinesen, von Dravida und Jakuten nicht zu reden, zu Füll- und Kümmervölkern herab, die es nicht verdienen, dass man sich mit ihnen beschäftige. Wie aber, wenn die umfassende Betrachtung der Lehre von den Herrenvölkern gerade äusserst günstig ist? wenn gezeigt werden kann, dass die anderen Rassen nichts den Ariern Ebenbürtiges hervorgebracht haben? wenn sich herausstellt, dass die Chinesen, denen doch jedermann eine weit ältere und oft auch eine höhere Kultur als uns selbst zuschreibt, vielmehr eine jüngere und teilweise dem Westen entlehnte Kultur besitzen? Sobald aber die Chinesen in unserem Urteil sinken, steigen ganz von selbst die Germanen.

Am Bosporus strömt an der Oberfläche das überschüssige Wasser des Schwarzen Meeres in den Archipel. Darunter fliesst das salzschwere Wasser des Archipels dem Pontus zu. Ähnlich gibt es in dem Werdegang der Menschheit eine Oberströmung der Rassen und

eine Unterströmung der Kulturen. Um die Wirbel und Strudel zu erforschen, muss man von beiden Erscheinungen wissen. Ausgedehnte Meeresströmungen verbinden das Klima entfernter Länder und Erdteile. Der Hitze des mexikanischen Golfes verdankt Norwegens Küste ihre milde Luft, der kalten Alaskaströmung Kalifornien seine Sommerkühle. Aber auch Meeresströmungen sind begrenzt, sie gehen nicht über den Gleicher hinaus. Beweglicher und eindrucksfähiger ist die Luft. Um das Klima Mitteleuropas zu erklären, hat die Metereologie die atmosphärischen Strömungen bis zur Antarktis verfolgen müssen. Die Wechselwirkungen der Völker gleichen zuerst dem örtlichen Salzaustausch am Bosporus, dann Meeresströmungen. Seit Kolumbus und der Erschliessung Afrikas und Asiens aber hat eine Entwicklung begonnen, durch die die entlegensten Nationen zu einander in Beziehung gesetzt und rascher und eindringlicher als im Luftmeer von Ende zu Ende des Erdballs Fernwirkungen erzielt werden.

Der Wert der neuen, alle Erdteile umfassenden Geschichtsbetrachtung liegt nicht nur in der Ausdehnung des Gesichtskreises, sondern auch in dem Gewinnen ganz neuer Gesichtspunkte; ja, sie ist die erste eigentlich wissenschaftliche Betrachtung, da nur sie alle Erscheinungen auch des kleinsten Kreises erschöpfend erklären kann. Sie kann nun den gedachten Fernwirkungen in verschiedener Weise nachgehen und kann bald die eine, bald die andere Form des geschichtlichen Problems zum Gegenstand ihrer Untersuchung erheben. Denn die Entwicklung der Menschheit ist weder nur ein Kampf um den Futterplatz, noch lediglich die Vervollkommnung des Gottesbegriffes, weder ausschliesslich die Erfindung immer besserer Werkzeuge, noch die Ausbildung immer besserer Staatsverfassungen, sie ist nicht ein reiner Völker- oder Klassenkampf, ist aber geradesowenig nur eine Stufenleiter ununterbrochener Kulturfortschritte.

Ich gedenke im folgenden eine Form geschichtlichen Lebens näher zu untersuchen, die bisher noch wenig behandelt wurde, ich meine die Entstehung und Fortbildung des Volkstums. Eine klare Einsicht in Ursprung und Wesen von Rasse und Volkstum ist für eine vom Nationalitätenhader erhitzte Zeit besonders nötig. Doch war bisher eine solche schwer zu gewinnen, weil dazu die Vergleichspunkte fehlten oder nur ungleich verwertet wurden. Zur genügenden Verwertung aber bedarf es eines Überblickes, der kein wichtiges Volk auslässt, bedarf es weltgeschichtlicher Betrachtung.

Die Elemente geschichtlichen Lebens

Die Träger des geschichtlichen Verlaufes sind Rasse und Kultur. Die Formen des Verlaufes sind Entwicklung, Verbindung und Ausdehnung.

Elemente heissen in der Chemie Urstoffe, die praktisch nicht weiter zu zerlegen sind. Theoretisch aber ist man zu dem Schluss gekommen: Die Elemente sind keine wirklich einfachen und unveränderlichen »Spezies der Masse«, sondern haben sich aus gleichartigen Uratomen in verschiedener Zahl und Lagerung zusammengesetzt.[1] Das Urgebilde der Menschheit ist die Rasse. Auch Rasse ist unteilbar und bleibt ewig individuell, unerklärbar, rätselhaft. Allein wir können Atome der Rasse postulieren, nämlich menschliche Eigenschaften. Nur besteht das Element der unorganischen Natur aus gleichartigen Atomen, während das Menschheitselement aus ungleichartigen besteht. Rasse ist das Produkt leiblicher und geistiger Eigenschaften. Die Zusammensetzung dieser Eigenschaften wechselt, aber die einzelne Eigenschaft, das Rassenatom, ist unzerstörbar, ist unsterblich. Gold und Eisen kann zermahlen, zerschmolzen, in Gas aufgelöst werden und erleidet dabei keine Veränderung, als die des Aggregatzustandes; so kann Rasse zermalmt und zerrieben und hundertfach umgegossen werden, aber der innerste Kern ihrer Eigenart wird dadurch nicht berührt.

Die leibliche Erscheinung einer Rasse ist durch viele einzelne Bedingungen bestimmt: Die Farbe der Haut, den Wuchs, das Verhältnis der Schädelmasse, das Vorstehen oder Zurückweichen von Stirn, Jochbeinen und Kinn, den Bug der Nase, Gestalt und Farbe der Augen und der Haare, die Stellung der Kniee, die Bildung der Füsse, endlich Gebärde, Haltung und Gang. Bei den drei letzten Eigenschaften spielt allerdings schon der Charakter mit. Geistige Merkmale sind: Mut und Feigheit, Trägheit und Unternehmungslust, Schwäche und Stärke von Gedächtnis, Leidenschaft, Sinnlichkeit, Kunstsinn, Denkkraft, Einbildungskraft, Ausdauer, Empfänglichkeit, Beobachtungsgabe, Geschicklichkeit. Es sind dies lauter angeborene,

[1]) Haeckel, Welträtsel 257.

natürliche, nicht anerzogene sittliche Geisteseigenschaften. Dieselben treten nach aussen in Sprache, Tracht, Lebensgewohnheiten, Wohnung und Geräten in Erscheinung. Die Zähigkeit und Widerstandsfähigkeit der einzelnen, so leiblichen wie geistigen Eigenschaften ist sehr verschieden. Haarform ist weniger wandelbar als Wuchs oder Farbe; Sprache kann verloren gehen, während Gemüt und Charakter sich höchst selten ändern.

Wenn gewisse Körper- und Geisteseigenschaften zusammentreffen, so entsteht die Rasse. Wie das geschieht, vermag niemand zu sagen. Wir mögen aus der Familie die Sippe, aus der Sippe den Stamm, aus dem Stamm das Volk, aus mehreren Völkern die Rasse hervorgehen lassen, aber das hätte nur denselben Wert, den Atome, Moleküle und Molekülketten beanspruchen können, nämlich einen rein theoretischen Wert. Der Ursprung der Rasse ist ein Urphänomen. Nur das eine können wir empirisch vermuten, dass die Entwicklung des Phänomens nicht, wie meist angenommen wird, Jahrtausende, sondern nur wenige Menschenalter erheischt. Das deuten Buren und Yankees an. Die Entstehung dieser Völker weist zugleich darauf, dass der Ursprung eines Volkes und einer Rasse nicht am Anfang, sondern am Ende einer Entwicklungsreihe liegt. Rasse wird gezüchtet. Sie entsteht durch Zusammensetzung und Mischung, sowie längere Isolierung des Mischungsergebnisses.

Es gibt weder Urrassen noch Ursprachen. Rasse ist beständig im Fluss, rastlose Umbildung ist ihr Lebensgesetz. Ähnlich den Elementen, die fast nie ungemischt vorkommen, findet sich so gut wie nirgends eine ganz reine Rasse. Eine solche ist lediglich ein Postulat unseres Denkens.

Kraft ihrer geistigen Anlage schafft sich die Rasse eine eigene Formenwelt: Formen des Hauses, der Waffen, der Kleider, der Geräte. Ich nenne das die Zivilisation. Zugleich schafft sie eine Vorstellungs- und Gedankenwelt, eine Kultur. Zwischen beiden Welten steht die Sprache. Sie ist zugleich Form und Gedanke. Zivilisation kann ohne weiteres an Fremde übermittelt werden; so unsere Gewänder, Schiffe und Eisenbahnen an die Japaner. Sprache geht gleichfalls leicht auf andere über, allein bloss die Worte, nicht aber die Aussprache, die von physiologischen Dingen abhängt, und nicht die Grammatik, nicht der Sprachgeist. Die nordamerikanischen Neger reden englisch, aber sagen nach afrikanischer Art *I done went,* ich ging, *I done eat,* ich ass, und lassen das *r* weg, das dem afrikanischen

Gaumen unerträglich ist. Zivilisation kann mithin ganz, Sprache nur halb von Fremden aufgenommen werden; Kultur aber ist, ausser durch Blutmischung, schlechthin unübertragbar.

Kultur gehört zur Rasse, wie der Blitz zum Gewitter. Es kann indessen die Kultur ein halb losgelöstes, halb selbständiges Leben gewinnen. Entweder wie ein Öl, das aus zerstampften Erdnüssen, aus Mohnkernen hervorquillt, aus verkohlendem Kampherholze aufsteigt, um am Deckel des Kessels sich niederzuschlagen: die Rassenunterlage wird zerstört, aber die daraus entsprossene Kultur lebt sieghaft weiter. Oder wie Palmsaft, der den Baum, seinen Nährboden, verlässt, ein eigenes Dasein beginnt, in Gährung gerät und sich zum Palmwein umwandelt: die Rasse erhält sich[1]), jedoch die von ihr erzeugte Kultur kommt anderen zu gute. Die Welt der Vorstellungen und Ideen schlägt sich in Schriften und Bildwerken nieder. Die greifbar gewordene Kultur wandert sodann zu anderen Rassen. Sie wirkt auf diese sofort, wofern die alten Träger der Kultur mit der neuen Rasse sich mischen; sonst kann sie nur verwandte Begabung anstacheln, kann anregen, reizen, ohne jedoch zu zeugen. So haben wir römisch-keltische Kultur aufgenommen, weil römisch-keltisches Blut in unsern Adern; dagegen haben die Japaner bloss die Zivilisation, aber nicht die Kultur Europas entlehnen können, weil keine Blutmischung mit Europäern stattfand, und die japanischen Versuche, westliche Malerei und Philosophie schöpferisch nachzuahmen, sind durchweg unfruchtbar geblieben.

Die Spaltung der Rasse in Unterrassen erfolgt durch Kreuzung und Wanderung. Eine Rasse sind die Arier, eine Unterrasse die Germanen. Zuerst undeutlich und verschwommen, wird die Rasse erst durch fremde Einflüsse schärfer und bestimmter. Sich ausdehnend, stösst sie auf eine andere Rasse und anderen Boden. Es bleibt nun beiderseits ein alter Stock, der am Hergebrachten festhält, und entwickelt sich ein junger Stock, der Neues empfängt und sich dadurch wesentlich umbildet. Auch hier wieder ist freilich die Hauptsache nur Postulat; in Wirklichkeit hat es immer bloss Unterrassen gegeben.

Rasse und ihre Unterabteilungen stehen in Abhängigkeit vom Boden. Grönland hätte nie Papua hervorgebracht, und Arier hätten nie mittelafrikanischer Erde entspringen können. Flussufer und Meeres-

[1]) Die *Anabasis* behauptet zwar, dass die angezapften Palmbäume absterben; in Ostafrika aber sagte man mir, dass, wenn mit Vorsicht behandelt, die Palmen zehn Jahre lang Wein geben.

küste, Berge und grüne Weiden, Wüste und Ackerland beeinflussen aufs stärkste die Leibesart, die Beschäftigung, die Lebenshaltung, den Sinn und Charakter der Völker. Sie beeinflussen seinen Hausbau, sein Kunstgewerbe, seine Sippenordnung. Bei Nomaden ist das Weib dem Manne gleichberechtigt, bei Ackerbauern wird sie leicht zur Arbeitsbiene, zum Lasttier. Die Bantu haben verschiedene Stammeseinrichtungen, je nachdem sie die Dschungeln von Guinea, die Ufer des Kongo oder die Tafelländer des Oranje bewohnen. Nun ist aber bei dem Einfluss des Bodens auf die Rassen eine doppelte und dreifache Heimat zu berücksichtigen: eine Urheimat, die immer unbekannt ist, und das Land oder die Länder, die sie in historischer Zeit besetzt haben. Das Gepräge, das die Urheimat gegeben, scheint sich dabei als das stärkste, dauerhafteste zu erweisen. Seit anderthalb Jahrtausenden wohnen Tiroler und Schweizer, Türken und Iranier nebeneinander, ohne sich irgend ähnlicher zu werden. Ohne sonderlichen Unterschied bewahrt auch der Engländer im kalten Kanada, wie im heissen Australien seine angelsächsiche Art. Einen gewissen Einfluss hat freilich auch die spätere Heimat. Der Hindu ward durch das schwüle Klima Indiens verweichlicht, der Bur verlernte in Südafrika die Schiffahrt. Für das Fortleben der Rasse ist übrigens eine bestimmte Heimat entbehrlich. Das beweisen Zigeuner und Juden.

Das immer noch allzu weite, ausgedehnte Element vereinigt sich zu fruchtbarer Verbindung mit dem engen, beschränkenden; aus der Vermählung von Unterrasse und dauerndem Landerwerb geht das Volkstum hervor. Hier erst verlassen wir die schwankende Welt der Postulate und betreten endgültig den festen Boden der Wirklichkeit. Niemand ward je nur schlechthin als Germane geboren, sondern volklich bestimmt, als Gote, als Sachse, als Alemanne oder als Skandinavier, als Engländer, als Deutscher. Volkstum ist nicht etwa wieder nur eine Unterabteilung von Unterrasse, sondern ist von dieser durch einen scharfen Wesensunterschied getrennt. Alles Rassenhafte ist zwar der *gloria sanguinis* eingedenk, aber ist doch unbewusst geworden und gewachsen, ist zeitlos und hat keinen äußeren Zusammenhang unter seinen einzelnen Gliedern; Volkstum ist durch geschichtliche Taten, durch zeitlich festzulegende Vorgänge entstanden und ist in hohem Masse von bewusster, individueller Willensentscheidung abhängig. Zu einem Volkstume gehört, wer die demselben eigentümliche Sprache versteht. Der Besitz gemeinsamer Geschichte, gemeinsamer Anschauungen und gemeinsamer Sprache, nicht aber gemeinsamer

Abstammung macht den Begriff des Volkstums aus. Das wichtigste Ereignis des Volkstums ist die Eroberung der Volksheimat, an die sich seine Erinnerungen, sein ganzes Sinnen und Trachten knüpft; das wichtigste Element ist die Sprache und deren dauerndes, hochragendes Denkmal die Literatur. Weitere Erzeugnisse des Volkstums sind die Kunst und der Staat.

Der Boden ist unfühlend, leidend; Volkstum ist tätig, aber unpersönlich. Der Staat erst, dem jene Faktoren die Grundlage liefern, ist persönlich. Damit der Staat ins Leben trete, dazu ist eine persönliche Tat oder eine Reihe von Taten nötig. Mächtiger als Blut und Gesinnung, gewaltiger als Wüsten und Gletscher, reicher als Gold und erhabener als jede Überlieferung ist die Tat. Sie bringt die Unruhe in die Welt, Heil und Verderben, Fortschritt und Untergang; sie zeugt und tötet, zerstört und baut auf. Volkstum ist an Zeit und Ort gebunden und seine Wirkungen können einigermassen vorausgesehen werden; die Tat aber überwindet Gegenwart und Heimat, sie ist unerwartet und unberechenbar. Die Tat und der ihr entspringende Staat kann Volkstümer scheiden und verbinden, kann alte Volkstümer vernichten und neue schaffen. Trägerin dieser schöpferischen Tätigkeit ist die machtvolle Persönlichkeit oder eine Anzahl mehrerer, zusammenwirkender Personen. Denn der Wille zur Staatengründung und dessen Ausführung kann sowohl von einem Einzelnen, König, Eroberer, Minister, ausgehen, als auch von einer ganzen Körperschaft, konstituierender Versammlung Frankreichs oder amerikanischem Kongresse.

Selten deckt sich das Volkstum mit einem bestimmten, durch natürliche Grenzen allerseits abgeschlossenen Boden und fast nie deckt sich das Volkstum mit dem Staate. Der einzige Fall völligen Ineinanderaufgehens, der mir bekannt ist, liegt in Korea vor.[1]) Sonst umfasst entweder der Staat nicht das ganze Volkstum, wie der italienische und französische, oder er umfasst zwar ein ganzes Volkstum, daneben aber noch Volksfremde, wie Russland und Japan. Am häufigsten sind beide Möglichkeiten vereinigt, wie in Deutschland.

Aus der Wechselwirkung von Boden, Volkstum und Staat entspringt die Geschichte.

---

[1]) Die 15—18000 Koreaner, die in der russischen Mandschurei wohnen, können füglich unberücksichtigt bleiben.

Einteilung der Weltgeschichte

Wenn ich die Entwicklung Europas darstellen will, so kann ich das auf zweierlei Weise machen. Ich schreibe entweder eine Geschichte Deutschlands, eine Geschichte Frankreichs, eine Geschichte Englands u. s. w. und suche durch dieses Nebeneinander mein Ziel zu erreichen, oder ich schreibe eine Gesamtgeschichte des Erdteils nach einzelnen Perioden, bevorzuge also das Nacheinander. Die geographische Lösung der Aufgabe, das gesonderte Behandeln der einzelnen Landes- und Reichsgeschichten, hat den Vorteil der Vollständigkeit; es wird dabei nicht leicht etwas übersehen, und man kann sich liebevoller den Einzelheiten widmen. Das Bild wird warm, lebendig, farbenprächtig. Bei dem Nacheinander, bei der rein chronologischen Lösung, kommt dagegen der Gedanke beständiger Wechselwirkung, allseitig beeinflusster Entwicklung besser zu seinem Rechte. Aus beträchtlicher Höhe herabblickend, erspäht man bloss das Hervorragende, es entgehen einem die bestimmenden Einzelheiten. Das so gewonnene Bild ist farblos und kalt. Ein weiterer Unterschied der beiden Betrachtungsarten ergibt sich daraus, dass der Verteidiger des Nebeneinander alle geschichtlichen Erscheinungen zugleichem Masse schätzt, während der kalte Gesamtüberblick notwendig einen Massstab einführt, entweder berücksichtigt oder vernachlässigt, folglich bewusste Werturteile fällt.

Ich werde bei meiner Darstellung das Nacheinander bevorzugen. Es will mir vorkommen, als ob in dem Werdegang des Volkstums und dem Verhältnisse zwischen Volkstum und Staat eine ganz bestimmte Entwicklung stattgefunden habe. Ich erörtere nicht, ob solche Entwicklung ein Segen oder Unsegen gewesen, sondern mein Bestreben zielt lediglich darauf, dieselbe ans Licht zu stellen. Dazu aber ist eine Behandlung nach der Zeitfolge nötig.

Die Urzeit der Menschheit ist unrassenhaft. Es ist unmöglich, die Völker selbst der späteren Steinzeit einer bestimmten Rasse zuzuweisen. Die Urzeit ist ferner unpersönlich. Wir wissen von keinen Individuen, nicht einmal von Namen. Die Urzeit ist endlich staaten-

los; höchstens, dass Sippen oder Horden sich gebildet haben. Dagegen hat die Urzeit bereits eine gewisse Zivilisation.

Eine neue Epoche, die »historische« Zeit, hebt mit dem Auftreten der Kultur an. Abgeschlossene Gedanken- und Kunstwelten entstehen am Euphrat und Nil. Wie langsam aufsteigende Koralleninseln nicht bloss einen unter vielen Schritten gleichmässigen Wachstums zurücklegen, wenn sie über die Meeresoberfläche emportauchen, sondern dadurch zugleich in das Sonnenreich rosigen Lichtes eintreten: so hat das Menschengeschlecht seinen folgenreichsten Schritt getan, als es die Schrift erfand und sich so erst seiner selbst bewusst wurde. Das mesopotamische Zeitalter ist rassenhaft. Es bringt zugleich das öffentliche Leben. Zunächst freilich bloss kleinste Stadtreiche, aber immerhin an Stelle schweifender Nomaden, kümmerlicher Pfahlbauer und Höhlenbewohner, deren gemeinsames Lebenswerk sich nicht sonderlich von dem der Biber oder Ameisen unterschied, richtige, dauerhafte Staaten, an Stelle von Hordenführern und Fischerhäuptlingen klar ausgeprägte Titel und Ämter erblicher Priester und Könige. Es tauchen endlich Personennamen auf; die beglaubigte Geschichte beginnt.

Die Mesopotamier und Ägypter schaffen einen Kulturgürtel, der sich, mit Unterbrechungen, vom 25. bis zum 37. Grad und vom persischen Meerbusen bis nach Kreta hin erstreckt. Der Gürtel lieferte die Grundlage zur ganzen späteren Entwicklung der Menschheit.

Die Keilschriften und die Pyramidenwände bieten eine Unzahl von Namen. Aber die Persönlichkeiten, die sich derselben erfreuen, wollen lange Jahrhunderte hindurch kein rechtes Leben gewinnen. Bloss Titel und Gebete und Zahlen und die dürrsten, dürftigsten Berichte von Tempelfesten und Kriegszügen. Erst gegen 1300 wird die Geschichte dramatischer und die Persönlichkeiten farbiger. Die Beziehungen zwischen Euphrat und Mittelmeer werden reger. Neue Rassen treten auf. Die Reiche der Assyrer und Ägypter werden gestürzt und durch andere Reiche ersetzt und erweitert. Vier arische Welten entstehen: die indische, die persische, die griechische, die römische. Zwei semitische: die phönizische, die jüdische. Zwei turanische: die der Chinesen und die der Etrusker. Dazu noch einige kleinere, die nicht genügend eingereiht werden können, wie die der Urartu und Hethiter, oder die keinen weltgeschichtlichen Einfluss erlangt haben, wie die der Armenier.

Während die alten Mesopotamier und Ägypter völlig von der geschichtlichen Bühne verschwunden sind, ragen die nach ihrem Sturz

erstandenen Welten meist bis in die Gegenwart hinein, so namentlich sämtliche Bildungen der Arier. Der Gürtel der Universalkultur dehnt sich bis zum 7. Grad, nach Ceylon, und zum 46. Grad in Italien und am Schwarzen Meere aus; er reicht, wiederum mit Unterbrechungen, von der spanischen Küste bis zum Gelben Meere.

Der Ausdehnung der Rassen, des Verkehrs und der Zivilisation zu entsprechen, dehnen sich auch die Staaten aus. Die Achämeniden gründen die erste Weltmacht. Das Perserreich gebietet zuerst über Länder, die drei Erdteilen angehören, es vereinigt zuerst Arier [1]), Semiten und Hamiten in einem Staate und vereinigt sechs bis sieben, an verschiedene Unterrassen geknüpfte Kulturen. Es ward so eine Wechselwirkung ermöglicht, eine gegenseitige Befruchtung, die in der höchsten Blüte nationaler Kulturen sich äusserte. Ein Hochziel der Menschheit war erreicht, das noch in unsere Tage hinüberleuchtet. Zugleich war eine Berührung zwischen dem Abendland und entfernterem Morgenland geschaffen. In dieser engeren und weiteren Vermittelungstätigkeit liegt zur Hälfte die unermessliche Bedeutung des Achämenidenstaates. Daneben gab derselbe das bis zur Gegenwart fortwirkende Beispiel in Verwaltung, Verkehrswesen, Zeremoniell, Religions- und Nationalitätenpolitik einer Grossmacht. In die Fussstapfen der Achämeniden tritt Alexander und teilweise Cäsar. Der Zusammenhang der Welten Westasiens, Europas und Afrikas wird befestigt, vertieft und erweitert. Bis zu unserer Zeit ist dieser Zusammenhang nie ganz abgerissen. Er ist der grösste Vorzug des Abendlandes. Er gestattet keinen Stillstand, er schafft stets neue Anregung, neues Leben. Süd- und Ostasien haben dagegen des gleichen Vorzugs entbehren müssen; sie hatten bis zur Mongolenzeit nur mit ganz wenigen Rassen und Kulturen zu tun, daher war ihr Werdegang viel einfacher und dürftiger.

Wir stehen am Jahre 113 v. Chr. Die Germanen brechen nach Süden auf; die Römer versuchen sich an der Rhone festzusetzen; die Chinesen eröffnen sich einen Karawanenweg nach Vorderasien. Eine neue Ausdehnung der Gesamtkultur setzt hier ein. Der Kulturgürtel überzieht West-, Mittel- und Nordeuropa, er gewinnt Tibet, Südsibirien, Korea und Japan, die Sundainseln, Arabien, Sansibar und den Sudan, die Sofala und Teile Madagaskars. Der Gürtel erstreckt sich hiernach ohne wesentliche Unterbrechung von Timor und Nippon bis nach

[1]) Die unbedeutenden arischen Gebirgsstämme, die Assyrien in Kurdistan bezwang, kann man ausser Acht lassen.

Island und Nordguinea, vom 15. Grad S. bis 60 N. Die so erfolgte Ausdehnung, die etwa zur Zeit Marko Polos beendet ist, beträgt gut das Dreifache der vorher zugänglichen Zone.

Kurz vor dem Jahr 113 erhoben sich die zwei Weltmächte, die den grössten Einfluss auf die Geschichte der Menschheit erlangen sollten: das römische und das chinesische Imperium. Der Grund zum Römerreich war durch die Kriege in Tunis, Spanien und dem östlichen Mittelmeere, sowie durch Gajus Gracchus gelegt, auf dessen Gedanken Verwaltung und Kolonialpolitik der Kaiserzeit zurückweisen. Die Gründung der ostasiatischen Grossmacht geschah durch das Zusammenschweißen rassenverwandter Fürstentümer zu einem gewaltigen Einheitsstaat durch Schihoangti und durch die Eroberungszüge der Han, namentlich des seit 140 v. Chr. herrschenden Wuti. Daneben erhielt sich unabhängig die indische Welt und erlangten die Iranier unter den Parthern, die seit 130 immer mehr erstarkten, ihre Unabhängigkeit wieder. Ein jeder dieser vier gesonderten Kreise dehnt sich aus, dabei des öftern die Nachbarkreise schneidend. Indien sendet seine Siedler und Seekönige nach Hinterindien und den Sundainseln, seinen Buddhismus nach Mittel- und Ostasien. Iran gewinnt in Südarabien politisch Boden, durch den Mithrasdienst kultlich im ganzen Westen, durch seine Auswanderer und die avestische Lehre in Kaschgar, am Lobnor und weiter im Osten. Das römische und chinesische Imperium wachsen nach allen Himmelsgegenden. Zwei Jahrhunderte nach der Eröffnung des westöstlichen Karawanenweges berühren sich nahezu ihre Einflusssphären am Kaspisee. Das vor jener Eröffnung der Gesamtkultur gewonnene Gebiet nenne ich die klassische Zone. Das darnach erschlossene Gebiet ist die Zone der festländischen Imperien.

Durch die Erweiterung der klassischen zur Imperienzone werden frische Rassen in den Rahmen der Universalentwicklung hineingezwungen. Drei arische: Kelten, Germanen und Slaven; eine semitische: die Araber; vier turanische: Türken und Finnen, Tungusen und Mongolen. Dazu die Mischrasse der Malayen. Die frischen Barbarenvölker fallen von Norden und Süden in die Kulturzone ein, durch deren gewaltsame Erweiterung sie aus ihrer Ruhe aufgestört wurden. Ein Kampf entspinnt sich zwischen den Barbaren und den Kulturreichen. Die Barbaren werden zunächst in der Regel zurückgeworfen, zuletzt aber werden sie die Herren der Weltreiche und ihr Gebot gilt vom Stillen bis zum Atlantischen Meer. Der Höhe-

punkt dieser Entwicklung fällt ins 13. Jahrhundert. Die »Franken« beherrschen Italien und Konstantinopel, die Araber Afrika, die Mongolen Asien. Die Sieger halten jedoch an dem Imperiumsgedanken fest und geben sich nicht für Begründer neuer Bildungen aus, sondern lediglich für Fortsetzer der altehrwürdigen Weltmächte. Der Sieger verfällt der Gedankenmacht des Besiegten. Er verfällt ihm zum Teil auch volklich, denn er nimmt vielfach des Besiegten Sprache, Tracht und Sitte an und wird so gänzlich von ihm aufgesogen. Die Germanen verschwinden in Südeuropa, die Araber in Persien, die Mongolen in China. Nur am Rande der alten Imperien erhalten sich unabhängige Barbarenstaaten. Aber auch diese werden, obwohl sie ihre Nationalsprache bewahren, durch die Rassen, Zivilisation und Kulturen der klassischen Zone von Grund aus umgewandelt. Das Schlussergebnis sind Doppelbildungen auf dem Boden der erweiterten Imperien. Romano-germanischer Kreis im äussersten Westen, griechisch-slavischer Kreis in Osteuropa, persisch-arabischer Kreis in den Ländern des Islams; hindu-turanischer Kreis in Indien und nordasiatisch-chinesischer Kreis im äussersten Osten. Aus dem Widerstreit der Doppelbildungen aber entwickelt sich der neuzeitliche Nationalstaat. Die Weltreiche zerspalten sich seit dem 14. Jahrhundert in Volktumsreiche, die Weltkulturen in Nationalkulturen. Diese Entwicklung dauert bis zur Gegenwart.

Der zentripetalen Beschränkung der Volkstümer steht die zentrifugale Ausdehnung der Gesamtkultur nach Übersee entgegen. Auf das mesopotamische, das klassische, das imperiale Zeitalter folgt die ozeanische Zeit, während deren die Kultur über den ganzen Erdball getragen wird. Die neue Epoche wird durch Malayen und Mongolen eingeleitet. Die Malayen vollenden die Besiedlung der Südsee und gelangen bis Neuseeland, bis zu 40 Grad Süd. Kublai Khan schickt Flotten gegen Japan und Java und fördert den Seeverkehr zwischen Südasien und Afrika. Die Genuesen und Venezianer errichten eine Seemacht im Schwarzen und Ägäischen Meere, die Städte der Hansa und die Vlamen in den nordischen Gewässern. Als die Hansa zu sinken anfing, da drangen chinesische Schiffe bis Zeylon und ins Rote Meer, und portugiesische Fahrzeuge nach der Goldküste und der Kongomündung. Den Mittelpunkt und den wichtigsten Abschnitt der ozeanischen Zeit macht die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und die Entdeckung Amerikas aus. Der Riesenkampf Europas gegen den nahen und fernen Orient beginnt. Der dritte Abschnitt

wird durch die Gründung westarischer Staaten ausserhalb Europas erfüllt. Zugleich erlebt der Imperiumsgedanke eine Wiedergeburt, einen glänzenden, alles Frühere überschattenden Aufschwung. Die halbmaritimen, halb festländischen Imperien der Spanier, Portugiesen, Holländer, Engländer, Franzosen und Deutschen, die überwiegend kontinentalen Imperien der Russen und Yankees breiten ihre Schwingen über den Erdkreis. Von diesem neuesten Abschnitt ist erst die eine Hälfte verlaufen. Sie wird durch ein bislang unerhörtes Übergewicht der Westarier gekennzeichnet. Die zweite Hälfte scheint dadurch vorbereitet zu werden, dass die Asiaten, Völker des Islams und Völker des chinesischen Kulturkreises sich wieder langsam erheben.

Wie früher den bis zum Aufkommen der Mongolen verhältnismässig beschränkten Imperien die ebenfalls örtlich wenig ausgebreiteten Volkstümer und Teilreligionen entgegenwirkten, so erstehen jetzt innerhalb, neben oder gegen die neuzeitlichen weltweiten Imperien ausgedehnte Volks- und Glaubensbünde.

Die vier Zeitalter der Kulturausdehnung mag man folgendermassen umschreiben:

Mesopotamisch-ägyptische Zeit .	bis etwa 1300 v. Chr.
Klassische Zeit	1300 v. Chr. — 224 n. Chr.
Zeit der Doppelbildungen . .	224 n. Chr. — 1350 n. Chr.
Ozeanische Zeit	1350 — 1900.

Grosse Entwicklungen, deren Anfang und Ende sich vielverzweigt im Unabsehbaren verliert, zeitlich begrenzen zu wollen, ist immer misslich. Man muss gelegentlich dabei verfahren, wie bei Maschinen, deren Führerstangen sich »überlappen« (die Enden sind nebeneinander geschient) oder bei Ketten, wo ein Glied in das Bereich des vorigen Gliedes zurückgreift.

ERSTER ABSCHNITT

MESOPOTAMISCHE ZEIT

Man stellt sich leicht das Entstehen der ältesten Bildungen so vor, als ob gewissermassen am Euphrat und Nil Baumschulen langsam und sorgfältig aufgezüchtet worden seien, deren Sprösslinge dann in alle Welt zerstreut wurden, um den Unbilden der verschiedensten Klimas zu trotzen. Es wäre viel gewonnen, wenn die Einsicht durchdränge, dass auch in den ältesten Zeiten dieselben Elemente nationalen und staatlichen Lebens am Werke waren wie in der Folge und wie in der Gegenwart. Ein Unterschied von aller späteren Entwicklung besteht allerdings. Die späteren Völker fussen auf eine bereits gegebene, vorgefundene, von anderen erzeugte Kultur: in Mesopotamien müssen wir eine Art Parthenogenese als Ursprung der Kultur postulieren. Das weitere aber entwickelt sich am Euphrat ganz in der gleichen Weise wie später am Hoangho, am Tiber, am Rhein. Ein Kulturvolk hat die staatliche Macht.[1]) Allmählich erschlafft es, die Vasallen machen sich selbständig, der Staat zerfällt. Da dringen Barbaren ein und rennen den morschen Staat über den Haufen. Gewöhnlich aber, wenn auch der erste Anprall erfolgreich war, giebt derselbe doch nicht den Ausschlag. Die überlegenen Machtmittel der Kultur machen sich geltend, die barbarischen Eindringlinge werden unterworfen. Es vergeht einige Zeit, bis die Rassegenossen der Eindringlinge, die weiter ab vom Kulturlande in wilden Horden leben, unter

---

[1]) Zum Folgenden vergl. H. Winckler, die politische Entwicklung Babyloniens, Leipzig 1900.

einheitliche Führung kommen. Sobald das erreicht, wird der Einfall in den Kulturgürtel wiederholt und ist dann erfolgreich. Die Eroberer werden die Adelskaste und prägen der besiegten Bevölkerung einen Teil ihres Wesens auf, jedoch nicht ohne ihrerseits der Art und Kultur der älteren Bewohner des Landes zu unterliegen.

Der Anfang der geschichtlichen Entwicklung wird von drei Rassen getragen: Turaniern, Hamiten, Semiten. Es entstehen zwei Staatengebilde, ein älteres in Mesopotamien, ein jüngeres, dessen Kultur vielleicht der mesopotamischen entlehnt ist, in Ägypten. Beide Länder haben sich selten einer lange währenden Ruhe zu erfreuen gehabt; sie wurden der Tummelplatz barbarischer Eroberer. Babylonien wurde von Kanaanäern überflutet, dann von den turanischen oder turanisierten Elamitern[1]) überrannt, hierauf von den semitischen Aramäern und Chaldäern unterworfen, um zuletzt unter den Medern und Persern arischer Herrschaft anheimzufallen. Ebenso ward Ägypten von Einbrüchen der Berber, Äthiopen, Hyksos, Etrusker, Jonier erschüttert, denen später die Assyrer folgten. Im ganzen ist jedoch das Nilland von den barbarischen Einbrüchen nicht allzu sehr beeinflusst worden. Von allen Fremdvölkern haben nur die Hyksos sich länger behauptet, auch wirkte die Natur des Landes auswärtigen Einflüssen entgegen. Ägypten wusste die Einheit des Reiches zuletzt immer siegreich wiederherzustellen und verstand es, bis zur arabischen Zeit, seine Eroberer sich anzuähnlichen. Dagegen haben sich im Zweistromland drei bis vier Sonderbildungen aufgethan, die untereinander um die Ehre stritten, wer der Fortsetzer des altehrwürdigen Akkaderreiches sein sollte, genau wie später Gothen, Hunnen und Franken um die römische Erbschaft sich bekriegten.

Zwischen 1400 und 1000 errang Assyrien die Vorherrschaft in Vorderasien, Babylonien aber sank zu politischer Bedeutungslosigkeit herab. Doch behielt Babylon auch unter assyrischer Botmässigkeit einheimische Vasallenkönige, ähnlich den indischen Maharadschas unter britischer Oberhoheit. Die staatliche Macht Babylons wandelte sich inzwischen zu einer geistlichen um, wie später die römische Macht zum Papsttum, die tibetanische zum Lamaismus. Einmal zwar, unter Nebukadnezar, rafften sich die Babylonier wiederum zu grosser Militärmacht auf; so strebte das Papsttum nach Territorialbesitz und Kriegs-

[1]) Ihr König Deumman erinnert an den ersten Kaiser der (türkischen) Hiungnu Namens Deuman, Kutur (Lagamar) an türkisch *kutul*, berühmt.

gewalt unter den Borgia. Allein der Aufschwung blieb in beiden Fällen eine Episode.

Die Akkader, Babylonier, Elamiter und Assyrer verschwanden nur als Staatsmächte vom Schauplatz, keineswegs als Rassen. Sie verschmolzen sich stets mit den neuen Eroberern, durch Beispiel und Blutmischung ihnen die ältere Kultur übermittelnd. Die Rassentrümmer jener Urvölker leben aber noch jetzt in der weiten Euphratebene fort, sowie in den Hochthälern Kurdistans und Luristans.

Die Euphratkultur war ausgedehnter und wirksamer als die des Nilthals, das vermutlich vom Euphrat her seine Hauptanregung empfing. Ein Grund für die überragende Bedeutung des Zweistromlandes muss darin gesucht werden, dass dort Volkstum und Staat in regerem Flusse als in Agypten erhalten wurde. Es traten grössere und schwierigere Aufgaben an die Staatslenker heran, der Gesichtskreis war weiter und umfasste die verschiedenartigsten Landschaften und Völker. Auch war wirtschaftlich die Lage Mesopotamiens günstiger; solange die Schifffahrt noch wenig ausgebildet war, nahmen die Schätze Indiens und Ostasiens, als kürzesten und sichersten Weg nach dem Mittelmeer, die Euphratstrasse. Als Sammelbecken des damaligen Welthandels und der Weltkultur hat denn auch die Euphratkultur den stärksten Einfluss auf Arabien und die Mittelmeerländer, ja selbst auf Ägypten ausgeübt, wo in der Mitte des zweiten Jahrtausends Assyrisch als Hof- und Handelssprache Fuss gefasst hat. Erst nachdem ein regelmässiger Seeverkehr zwischen dem roten Meere und den süd- und ostasiatischen Gewässern entstanden war, wurde Ägypten wirtschaftlich und strategisch zum bedeutendsten Land der Welt.

Die Grundlagen unserer Zivilisation und eines Teiles unserer Kultur stammen von Babel dem »Thore Gottes«. Die Babylonier erfanden die Astronomie und das Kalenderwesen, die Messkunst und den Tiefbau, erdachten die ersten Verwaltungsregeln sowie die Legenden und Ceremonien der Götterfeste; sie erfanden die erste Schrift und die Normen des Handels und Geldverkehrs. Zur Hälfte war ihre Kultur gottesdienstlicher Art, wie denn nicht nur ihre meisten Bauten, sondern auch die Banken von Priestern zu Fromm und Nutzen von Tempeln geleitet wurden.

ZWEITER ABSCHNITT

KLASSISCHE ZEIT

Zwischen Erstickt und Erfroren liegt viel in der Mitte. Wer unaufhörlichem Fortschritte und der Teleologie nicht das Wort redet, braucht deshalb sich nicht jedes Werturteils zu enthalten. Wie die Chemie von einigen siebzig Elementen nur vierzehn für besonders wichtig erklärt, so braucht auch von den Menschenrassen bloss ein Dutzend berücksichtigt zu werden. Wie ferner das Leben des Kindes zwar mit zu dessen Entwicklung gehört, jedoch einen Biographen nicht lange aufhalten kann, so können wir auch sicher sein, dass der Nebel der Menschheitsurzeit uns nichts von grossem Belang verbirgt. Bedeutender ist schon das mesopotamische Zeitalter, auf das unsere Masse und ein stattlicher Teil unserer Staatsgedanken zurückgehen, allein auch dies Zeitalter ist noch dumpf, in der Masse befangen, halb unpersönlich. Heller Tag bricht erst an mit dem scharf ausgeprägten Individualismus der Hellenen und der Hebräer. Erst jetzt tauchen leuchtende Hochziele auf und klare, herrliche Formen. Das Leben gewinnt Mannigfaltigkeit, dramatische Steigerung, Sonne, Blütenduft, Innigkeit und Zartheit. Die Götter sind jedoch gute Rechner; sie geben nie, ohne zu nehmen. Auch dieses Weiterschreiten ist nicht durchaus ein Fortschreiten, denn die erhabene Urweltwucht, die den Bauten und Denkmälern der Mesopotamier und Ägypter eignet, ist nie wieder erreicht worden.

Die neue Epoche bringt zwei frische Unterrassen der Semiten, drei turanische Unterrassen, die jedoch zu den mesopotamischen

Turanieren in keinem erkennbaren Verhältnisse stehen, und bringt die Arier auf den Plan.

Westsemiten: Phönizier, Karthager, Juden

Mesopotamien und Ägypten waren nicht nur in ihrer Kultur typisch gebunden, sie waren auch in ihrer Wirksamkeit örtlich beschränkt. Sie hatten Flussthalhorizont; der freie Hauch des Meeres fehlte. Die Phönizier sind die ersten gewesen, die sich auf das weite Meer hinauswagten, die ein ausgedehntes ozeanisches Reich stifteten, das Vorbild der Venezianer und Genuesen, der Hansa und der Vlamen. Die Entwicklung der phönizischen Seeherrschaft, die zwischen 1500 und 1000 v. Chr. ihren Höhepunkt erreichte, hat, verbunden mit den in Tyrus endenden Karawanenstrassen, die ganze Welt der Alten umspannt, von Britanien bis zum indischen Ozean und vom Kaspischen Meere bis zum Atlantischen. In Ostafrika gingen die Phönizier sogar weiter, als Hellenen oder Römer ihnen zu folgen wagten. Im Einverständnis mit den Sabäern, den Nachbarn ihrer Urheimat am Roten Meere, gelangten die Phönizier bis zur Sofala (Ophir) und beuteten die Goldminen von Zimbabwe aus. Schlichter hat unlängst in den Ruinen von Maschonaland, laut Bent den seltsamsten Denkmälern des Altertums, phönizische Buchstaben entdeckt; bis nach der Bai von Biafra an der Guineaküste gingen phönizische Waren. Wie nun noch heutzutage ein Weisser sich mit einem armenischen oder japanischen Kaufmanne zusammenthut oder sich das Geleite handeltreibender Suaheli gefallen lässt, so nahmen auch die Phönizier auf ihren Zügen Fremde mit, turanische Industrielle aus Zilizien und jüdische Bergleute, denen Salomon den Geleitsbrief geschrieben. Von diesen Leuten befürchteten die Phönizier offenbar keine Konkurrenz, dagegen hielten sie sich mit äusserster Strenge oder Schlauheit die griechischen Nebenbuhler vom Leibe.

Die Macht der Phönizier sank im 7. Jahrhundert, sank, wie die aller herrschenden Völker nach ihnen, durch eine Landmacht. Sie hinterliessen jedoch ein Tochtervolk, die Karthager. Seit dem 9. Jahrhundert in Tunis ansässig, hatten die Karthager sich bald so sehr von Sidon und Tyrus entfremdet wie die heutigen Jankees von den Eng-

ländern, und hatten keine Anstrengung gemacht, den Sturz des Mutterlandes aufzuhalten. Im Gegenteil, der Sturz war den Karthagern nützlich. Er befreite sie von einem Wettbewerber und brachte ihnen den wertvollen Zustrom tyrischer Flüchtlinge, die mit ihren Kapitalien und ihrer Geschäftserfahrung nach Tunis übersiedelten. Eine bedenkliche Warnung für England, das von Nordamerika im Falle der Not Hilfe erwartet. Karthago wurde die reichste Stadt der damaligen Welt. Sie beherrschte das ganze Westbecken des Mittelmeeres und drängte erfolgreich die Griechen zurück, die sich des Ostbeckens bemächtigt hatten, bereits das Jonische Meer befuhren und Miene machten, im Ligurischen Meere die erste Rolle zu spielen. Das Schicksal Phöniziens vor Augen, das gefallen war, weil es überall nur Faktoreien oder höchstens an der Küste klebende Siedlungen, nirgends aber ein grösseres Hinterland besessen hatte, trachteten die Karthager darnach, neben ihrer Seeherrschaft auch ausgedehnten Landbesitz und eine militärisch tüchtige Landmacht zu erlangen. Sie fassten in Spanien Fuss und sandten Kolonisten an die atlantische Küste von Marokko bis Kap Bojador. Vor allem aber förderten sie in Tunis selber und seinem Hinterland den Landbau. Die Kabylen wurden ihre Landsklaven, wie die Fellahen die Sklaven der jeweiligen Eroberer Ägyptens, und mussten ihnen den vierten Teil der Bodenfrüchte als Abgabe liefern. Das ist erheblich weniger, als sonst vielfach in alter Zeit Sitte war und in Marokko noch jetzt Sitte ist. Die freiheitsliebenden Bauern von Berberrasse wandelte aber der Frohndienst zu den geschworenen Feinden der Karthager um. Wie die semitischen Herren beim Ackerbau selbst Hand anzulegen verschmähten, so liessen sie auch ihre Kriege von Fremden führen, sich selber nur die Offiziersstellen vorbehaltend. Ihre Heere wurden aus libyschen, iberischen, gallischen griechischen und italischen Söldnern zusammengesetzt. Ein System, wie es bis zur grossen Meuterei die Engländer in Indien hatten. Das System arbeitete auch recht gut, aber im Kampf gegen die Römer brach es zusammen. Karthago wurde zerstört und jede Spur karthagischen Wesens verschwand vom Erdboden. Nur die punische Sprache erhielt sich bis ins 5. Jahrhundert n. Chr.

Die merkwürdigste Unterrasse der Semiten sind die Juden. Bis zum heutigen Tage stellt man Chinesen und Juden als einzigartige Völker hin, deren Entwicklung schlechterdings ohne Gegenstück sei. Im Grunde ist jede Rasse und jeder geschichtliche Vorgang ein ἅπαξ εἰρημένον, aber so ist kein Volk von der übrigen Menschheit los-

getrennt, dass nicht gemeinsame Gesetze bei der Entwicklung sich geltend machten. Weder Chinesen noch Juden sind einheitlicher, streng abgeschlossener Rasse; weder Chinesen noch Juden haben Jahrhunderte oder gar Jahrtausende lang bei denselben Sitten, Vorstellungen und Lebensordnungen verharrt.

Jedes Volkstum setzt sich aus Rasse als der natürlichen Unterlage und Kultur als der künstlichen Form zusammen. Einmal überwiegt die Natur, einmal die Kultur. Beim Judentum ist das künstliche Element der stärkere Teil, aber nicht mehr dies als bei den heutigen Griechen oder den Byzantinern des Mittelalters, die sich völlig als Hellenen fühlten und noch fühlen, da doch kaum ein viertel hellenischer Rasse bei ihnen übrig geblieben. Dennoch zeigt sich auch in ihrer Zertrümmerung gerade bei den Juden die Unzerstörbarkeit der einzelnen Rassenelemente, insofern durch die Jahrtausende hindurch gewisse Rassenmerkmale ihnen ungeschwächt sich erhielten. Wie die Anfänge aller Rassen, so verlaufen sich auch die der Juden im Dunklen. Soviel nur ist sicher, dass von dem ersten Auftreten der Rasse bis zur Schöpfung des Volkstums der Juden über ein Jahrtausend verstrichen ist. Bei den Engländern ist der Zwischenraum noch grösser, insofern vom ersten Auftauchen der Germanen bis zur Verschmelzung von Normannen und Angelsachsen anderthalb Jahrtausende vergingen. Ihrer eigenen Überlieferung zufolge kamen die Ebräer von Babylonien und wanderten nach Südwestkurdistan, wo noch jetzt ihre Verwandten, die nestorianischen Syrer, wohnen. In der Folge tummelten sich die Vorfahren der Juden unter den verschiedenen Stämmen der Kanaaniter und den Beduinen der Wüste bis zu den Grenzen Nordägyptens, hatten Freundschaft mit den Phöniziern und heirateten Töchter der Hethiter und Amoriter. Dann kamen sie unter den Einfluss der Assyrer und Perser. Mithin Berührungen mit semitischen, arischen, hamitischen und noch anderen (vermutlich turanischen) Rassen, deren engere Zugehörigkeit noch unbestimmt. Zwei Züge des israelitischen Gesichtes sind bis jetzt noch gar nicht recht erklärt, der an den Epikanthus der Mongolen erinnernde Schlitz der Augen und der leis negroide Zug, der sich vielfach, wenn auch keineswegs durchgängig, bei ihnen findet. An den Uferländern des persischen Golfes war ich erstaunt, unverkennbaren Negertypus[1]) und mongolenähnliche Gesichter anzutreffen, —

[1]) Es handelt sich hierbei um eine alte Negritobevölkerung, nicht etwa den Einfluss schwarzer Sklaven, die bis zur jüngsten Gegenwart von Ostafrika eingeführt wurden.

wem dies vielleicht abenteuerlich vorkommt, den verweise ich auf die unbestrittene Autorität von de Morgan in seiner »Mission de Perse« und den nächstens erscheinenden susischen Forschungen — und möchte zur Erwägung stellen, ob diese Beobachtungen nicht hier anzuziehen seien. Am wichtigsten und einflussreichsten war jedenfalls der tausendjährige Aufenthalt in Kanaan. Nichts aber ist möglicher, als dass viele kanaanitische Stämme genau so, wie viele vorislamische Stämme Arabiens unsemitisch waren. Wir haben also die Wahl, für das Mongolenhafte auf die Sumerier oder auf Kanaan zurückzugehen. Festeren Boden betreten wir mit den Hethitern, weil deren Typus uns auf den ägyptischen Denkmälern mit sorgfältiger Treue aufbewahrt worden ist. Die Ähnlichkeit, die Chamberlain jüngsthin (Grundlagen des 19. Jahrhunderts) zwischen dem hethitischen und dem jüdischen Gesicht gefunden hat, ist allerdings auffallend.[1]) Auch stimmt, wenn weiter Chamberlain das Judenähnliche in den Armeniern auf dieselben Hethiter zurückführte, solches mit den neuesten Entdeckungen überein, nach denen hethitisches und urartäisches Blut in den Adern der Armenier fliesst. Nur scheint mir, dass Chamberlain zu weit geht, wenn er den Armeniern bloss $^1/_{10}$ arischen Blutes zuerkennen will; dies trifft bei den Städtern zu, deren Söhne zu uns nach Europa kommen, dagegen sind die ländlichen Armenier, wenigstens die ich in den Alpen des nördlichen Kurdistans gesehen habe, häufig braunblond und blauäugig und von den arischen Kurden kaum zu unterscheiden.

Wie die Rasse der Juden, so ist auch ihre Kultur schon in den frühesten Anfängen aus den verschiedensten Ingredienzen gemischt. Assyrische und babylonische, ägyptische, syrische und persische Einflüsse streiten sich um die Vorherrschaft. Seit Alexander kamen hellenistische Einwirkungen hinzu. Wie hätte auch der gewaltigen Flut des Hellenismus, deren Wellen bis nach Abessynien und dem Ganges schlugen, das kleine Palästina widerstehen sollen? Man scheint lange an gar keinen Widerstand gedacht, sondern das Neue und seine einschmeichelnden Annehmlichkeiten gern aufgenommen zu haben. So waren griechische Namen bald in Mode; Joschua wurde zu Jason, Eljakin zu Alkimos. Auf den palästinensischen Grabsteinen finden sich bis in die Römerzeit nur griechische Inschriften mit nur einem oder zwei

[1]) Dazu vgl. die hethitische Gestalt bei Helmolt, Weltgesch. IV. S. 115 rechts. Ganz der polnische Schnorrer mit Korkzieherlocke an der Schläfe und langem Mantel bis auf die Knöchel.

liturgischen Worten auf Hebräisch am Schlusse. Nicht minder ist drei Jahrhunderte lang die jüdische Litteratur ganz überwiegend in griechischer Sprache abgefasst worden. Es konnte dabei nicht ausbleiben, dass mit der griechischen Sprache auch eine Fülle griechischer Gedanken Einlass fand. Vermittlerinnen der fremden Kultur waren vor allem Alexandria und Antiochia. Ich möchte auf diese weitgehende Aufnahme griechischen Geistes die Thatsache zurückführen, dass allein unter den orientalischen Nationen die Juden es verstanden haben, nicht nur die europäische Kultur sich anzueignen, sondern sich auch schöpferisch innerhalb derselben zu bethätigen. Im übrigen verhielten sich die Juden nicht bloss aufnehmend dem Hellenismus gegenüber, sondern trachteten darnach, ihrerseits auf denselben einzuwirken. Sie verbreiteten durch Wort und Schrift ihre eigenen Anschauungen; sie durchzogen, wie Christus in seiner Streitpredigt bezeugt, Länder und Meere, um Proselyten zu machen; sie gewannen solche Macht im östlichen Mittelmeer, dass sie es wagen konnten, in der trajanischen Zeit hunderttausende von Hellenen zu ermorden und die Aufrichtung eines jüdischen Staates in Cypern und Kyrene, in Mesopotamien und Südarabien zu versuchen.

Eine entscheidende Wendung brachte die Zerstörung des Tempels durch Hadrian; von da an begann die dauernde Zerstreuung. Die Römer haben vielleicht einen Fehler darin begangen, dass sie wie Antiochus Epiphanes, statt langsamer Kulturüberrieselung die Aufsaugung des Fremdvolkes zu überlassen, durch die Gewalt den Widerstand gerade hartnäckiger und erbitterter machten. Wenigstens erklärte von Wilamowitz, ohne Antiochus gäbe es kein Judentum, und noch vor wenigen Jahren hörte ich einen Rabbiner zu Chicago in der Synagoge es aussprechen, dass kein Grund vorhanden sei, warum nicht das liberale Judentum ganz in das Amerikanertum aufgehen solle, aber es sei Feigheit, dies jetzt zu thun, weil es als Furcht vor den Antisemiten gedeutet werden würde. Wir stehen hier einer jener Fragen gegenüber, von denen Leben und Tod abhängt und die dennoch grundsätzlich keiner Lösung fähig sind. Soll man zur eigenen Selbsterhaltung ein fremdes Volkstum mit Gewalt unterdrücken oder soll man es so milde behandeln, dass es von selber in unser Lager kommt? Russland hat in Polen, und England in Südafrika sein Ziel nicht erreicht, aber die Mandschu haben mit ihrer Schonung der Mohammedaner sich die gefährlichsten Aufstände in Ili und Jünnan grossgezogen. Die Assassinen wurden von mongolischer Faust zer-

schmettert, aber die Drusen trotzten allen Angriffen. Dutzende von Sekten und Stämmen wurden durch Gewalt vernichtet, andere Dutzende wurden durch die Gewalt nur gestählt und zu grösserem Eifer angestachelt. Die einzige Regel, die man allenfalls aufstellen könnte, ist die, dass Völker und Kulturen, die bereits mehrere Jahrhunderte durchdauert haben, wohl zerfallen können, aber durch Gewalt und sei sie noch so gross, nur zu neuem, zäheren Leben erweckt werden. Es scheint, als ob das Judentum schon zur Zeit des Titus so stark war und auch bereits so weit sich ausgedehnt hatte, dass es nicht mehr tot zu machen war. Die Römer mochten sich vermutlich stellen wie sie wollten, sie konnten die Uhr der Zeiten nicht mehr zurückdrehen.

Wie angedeutet, so hatte die Zerstreuung der Juden schon in der hellenistischen Zeit einen beträchtlichen Grad erreicht. Vor allem waren Viele in Babylon zurückgeblieben; wir lernen aus den Keilschriften, dass jüdische Banken dort bestanden. Andere waren an den Hof des Perserkönigs gezogen; die heutigen Juden von Hamadan, dem alten Ekbatana, behaupten, dass sie von den Zeitgenossen Esthers und Mardochais abstammen. Eine starke Auswanderung war nach allen Ländern des Mittelmeeres gegangen, nach Ägypten, Kleinasien, Tripolis, Rom, Macedonien. Zur Zeit Ciceros waren die Juden bereits eine Macht auf dem römischen Forum. Durch die zweimalige Verwüstung Jerusalems erhielt, soviel wir sehen können, die jüdische Auswanderung zunächst keine andere Richtung, sondern wurde höchstens beschleunigt, während die Kraft und Fülle derselben nach dem Hinmetzeln von Hunderttausenden lediglich abnahm. Es war einfach so, dass mit der Ausdehnung des Römerreiches und seiner auswärtigen Beziehungen auch die jüdischen Siedelungen sich ausdehnten. Für die weltweite Expansion der Rasse hat weder Titus noch Trajan Epoche gemacht; sie haben lediglich den festesten Stützpunkt, ihren religiösen Hochsitz derselben geraubt. Möglicherweise hat die Beraubung eine der beabsichtigten gerade entgegengesetzte Wirkung gehabt, insofern die zerfallenden Ruinen vielleicht ehrwürdiger schienen, als die von blühendem Leben erfüllte Stadt, wie ja oft der Tod einen Verschwörer, einen Märtyrer, einen Krieger bedeutender erscheinen lässt, als er im Leben je gewesen.

Nächst dem Römerreich kam das Perserreich in Betracht. An der Grenze Irans gewannen die Juden König und Königreich von Adiabene für sich. Das war im Jahre 57 n. Chr. Unter den Sassaniden erreichten in Mesopotamien und Persepolis die Juden erklecklichen

Einfluss, und ihr Schrifttum entfaltete sich üppig im ganzen Reiche. Die phantastisch-mystischen Elemente des Talmud gehen vermutlich auf diese Zeit zurück, sowie die Emanationsmystik der Kabbala, die durchaus nicht von gnostischen Quellen, sondern nebst diesen gemeinsam aus iranischer Grundlage abzuleiten ist. Die Sassanidenzeit war vermutlich auch die Epoche, in der die Wanderung der Juden weiter nach Osten begann, doch ist dieser Teil ihrer Geschichte noch gänzlich unerforscht. Wir können bloss darauf hinweisen, dass die Sassaniden rege Beziehungen zu Indien unterhielten und dass Mani und Nestorius Glaubensboten nach Indien aussandten, dass im 9. und 10. Jahrhundert jüdische Kaufleute Turkestan und Hochasien durchstreiften, und können dann ferner melden, dass im Mittelalter Juden in Travancore waren, wo sie auf die Tamil'sche Litteratur eingewirkt hätten[1]), dass Vasco da Gama Juden in Kalkutta antraf und dass in Siam und Südchina Glaubensgenossen derselben wohnen, die gleich nach der Gefangenschaft eingewandert sein wollen. Auf letztere Überlieferung ist nicht der mindeste Wert zu legen, — eine bessere Tradition sagt, dass die Einwanderung unter den Han geschah — merkwürdig ist nur, dass die chinesischen Juden Stücke einer Thora haben, die von der gangbaren ziemlich abweicht. Übrigens ist die Kenntnis des Hebräischen bei ihnen verschwunden, in Sprache und Tracht sind sie ganz Chinesen geworden. Die meisten haben, zum Teil erst im Anfang des 19. Jahrhundert, ihren Glauben und ihre Zeremonien, ausser dunkeldämmernder Erinnerung, gänzlich verloren und sind im Chinesentum aufgegangen. Entweder von dem Sassanidenreiche, das unter Anoschirwan eine Art Oberhoheit über Jemen ausübte, oder von Ägypten sind jüdische Auswanderer nach Arabien gekommen und haben das Volk der Himjariten für den Mosaismus gewonnen. Das scheint bald nach 500 gegeschehen zu sein. Byzanz wurde auf die Sache aufmerksam und entfesselte eine Agitation, um die Bekehrung wieder rückgängig zu machen. Der christliche König von Abessynien, dessen Einfluss damals bis Ceylon und Sansibar reichte[2]), ward auch in die Angelegenheit verwickelt. Die Vorgänge sind von Wichtigkeit, weil sie dem Islam den Boden vorbereiteten. Trotzdem die Himjariten den Entwürfen der Juden wieder entrissen wurden, blieben Vertreter und Lehren der letzteren im Lande, auch fernerhin die Kultur der Aussenwelt vermittelnd. Ob die heutigen Juden von Aden von jenen Pionieren des

[1]) The Imperial Asiatic Quarterly 1899.

[2]) Vgl. Kosmas Indikopleustes.

6. Jahrhunderts abstammen, darüber habe ich nicht die mindeste Kunde. Wenn man ihre langen Röcke und ihre dicken Pelzkappen sieht, möchte man glauben, dass es späte Ankömmlinge von Norden seien, die sich noch nicht richtig akklimatisiert. Die Sprache dieser Leute ist Arabisch, doch ist ihnen auch Hebräisch geläufig; das erstere würde auf einen ziemlich langen Aufenthalt im Lande deuten. Das gleiche Argument ist für die heutigen Glaubensgenossen derselben in Persien geltend zu machen. Das Idiom der Israeliten von Julfa (bei Isfahan), Schiras und Hamadan ist nämlich eine ganz merkwürdige Mischung, die zeigt, dass jene Zersprengten geraume Zeit ausserhalb einer grösseren Zivilisation standen. Die Mischung ist aus Lurisch, Farsi, Hebräisch und einer dem Mazenderani ähnlichen Mundart zusammengesetzt.

Die eigentümlichste Eroberung des Mosaismus war die Bekehrung der Falascha an den Westhängen Abessyniens. Die Falascha gehören zu der ausgedehnten hamitischen Rasse, die von Marokko bis Somaliland und Uganda reicht. Die Bekehrung war vermutlich von Ägypten aus erfolgt, vielleicht zur selben Zeit wie die der Himjariten, um 500, und es kann weiter gemutmasst werden, dass sie — nachdrängende Eifersucht — mit der Christanisierung Abessyniens und des Äthiopischen Reiches von Aloa in irgend welcher Beziehung stand. Als sicher kann wohl angenommen werden, dass die Bekehrer griechisch sprachen und hebräisch verstanden, die jetzigen Falascha aber sprechen und verstehen bloss äthiopisch und zwar eine Mundart, die dem Agau verwandt ist, während der Mosaismus und seine Gebräuche sich erhielten. Auch ist noch die Thora vorhanden, freilich in äthiopischer Sprache. Ich will noch zufügen, dass unser Wissen über die Falascha leicht erweitert werden könnte, wenn jemand mit genügenden Kenntnissen, genügenden Mitteln und beträchtlicher Geduld sich aufmachte und ein Jahr lang die Verhältnisse an Ort und Stelle erforschte und Schriften und Denkmäler sammelte. Das Smithsonian Institute von Washington wollte einmal einen Hebraiker dazu aussenden, aber die Sache ist nicht zur Ausführung gelangt. Ein Gegenstück zu den mosaischen Hamiten des oberen Nils liefern die hamitischen Juden der Berberrasse, die sich bis zum heutigen Tage in Marokko erhalten haben. Wann die Bekehrung jener Berber geschah, ist sehr schwer zu sagen. Vielleicht schon in vorchristlicher Zeit, im Gefolge karthagischer Kultur, als siegreiche Reste semitischer Macht, nachdem Karthago gefallen, vielleicht auch erst in der Zeit Philons oder gar erst in der vandalischen Epoche.

Während die Phönizier und Karthager vom Angesicht der Erde vertilgt sind, ohne dass ihres Blutes und ihrer Gedanken irgend welche Spur geblieben, haben sich die Juden bis heute erhalten und ihr Einfluss auf die Menschheit ist bedeutend gewesen. Sie haben indes nur darum anderen Rassen so viel gegeben, weil sie ihnen vorher so viel entlehnt hatten. Zum Teil ist das Judentum eine Fortsetzung des Babyloniertums, zu einem starken Teil aber geht seine Gedankenwelt auf iranische und griechische Vorbilder zurück. Das Judentum, wie wir es jetzt kennen, ist erst spät entstanden. Der Zeitraum, der zwischen 450 und 150 v. Chr. liegt, hat erst das eigentliche jüdische Volks- und Glaubenstum ausgebildet. Das Eigentümliche an diesem Volkstum ist, dass es sich nicht auf eine irdische Unterlage, eine politische Macht, eine Heimat stützt, sondern auf ein theologisch-soziales System. Nietzsche vergleicht sehr gut die Juden mit Pfahlbauern, die fern der festen Erde, über der Erde, ohne unmittelbare Berührung mit ihr, sich ihr kunstvoll schwankend Haus gezimmert. Zu dem System hat Hesekiel die Grundlagen errichtet. Diese hat die Makkabäerzeit weitergeführt. Seit der Bluttaufe der Makkabäer ist der Fortbestand des Judentums gesichert. Der Talmud, dessen Anfänge in die Makkabäerzeit zurückreichen und dessen Abschluss gegen 550 n. Chr. fällt, hat das Dach zu dem künstlichen Gebäude geschaffen.

Bei den Semiten herrscht der starre Wille und eigensüchtige Leidenschaft. Ihre Geistesrichtung geht ebenso sehr auf verstandesmässige Durchdringung der Welt, wie auf Poesie und Religion, während sie bildender Kunst abgeneigt sind. Ihre grossen Erfolge haben die Semiten dem rücksichtslosen Durchsetzen ihrer Eigenart zu danken, dem bald zäh wühlenden, bald stürmisch überflutenden Verdrängen fremder Art, dem unerschütterlichen Glauben an die ihnen beschiedene Vorrangsstellung und nicht zuletzt ihrem erstaunlichen Erwerbssinn. Der Einfluss der Semiten auf die Welt beruht vornehmlich auf zwei Eigenschaften, der überlegenen Begabung für Handel und Erwerb und der straffen Einheitlichkeit ihres religiösen Denkens. Da aber die Semiten politisch gering veranlagt sind, dazu Nomadenblut in den Adern haben, so dass sie, festen Landbesitzes entbehrend, als Hirten oder Krieger oder Kaufleute ruhelos auf dem Angesicht der Erde schweifen, so haben sie es nie zu einer dauernden Grosstaatenbildung oder gar einem Nationalstaate gebracht. Karthago hat als grösseres Reich wenig über zwei Jahrhunderte bestanden, das Königtum der Juden erfreute sich nur einer halb so langen Blütezeit, keine zwei

Jahrhunderte behauptete sich der Glanz des arabischen Khalifats. Zu dauernder Eigenbildung unfähig, haben sich die Semiten wie im Erwerbs- so im Staatsleben meist an Fremde angesogen und haben, wo immer es möglich, die Kraft anderer Rassen ihren Zwecken dienstbar gemacht. Durch sumerische Bildung wurden die Assyrer gross, die Phönizier bereicherten sich durch den Schweiss der Iberer und Neger, die Juden führten ihre Kriege mit fremden Söldnern, mit Amoritern und Philistern, die Karthager mit Galliern und Kabylen, die Araber nutzten persische Waffen und Geistesschätze.

Arier: Inder, Iranier, Griechen, Römer, Kelten

Die begabteste Rasse der Erde sind die Arier. Wenn andere durch Fleiss, durch straffe Zucht, durch Ausnutzen des Kleinsten, durch Beharrlichkeit zu Bedeutung gelangen, so herrscht der Arier durch den schrankenlosen Reichtum seiner Anlagen. Er streut tausendfältig Samen aus, unbekümmert, ob sie je Früchte tragen, er entfaltet freudig seine Kräfte, unbekümmert, ob Fremde sie nutzen. Er verteilt seine Schätze an Gegner wie an Freunde. Alle Arier gleichen dem sorglosen Siegfried, der heute als russiger Schmied den schweren Hammer schwingt, morgen ein Königreich erobert und übermorgen das Königreich wieder verschenkt, gewiss, sobald er nur will, ein anderes dafür gewinnen zu können. Äusseres Besitztum gilt ihnen wenig, inneres mehr. Nicht der Besitz, das Schaffen ist ihre Lust; nicht die thatenlose Ruhe, sondern Unrast reizt sie und Kampf. Denn was soll ihnen das Leben, wenn es nicht Rosenwangen und Schwerterklang, wenn es nicht Erleben brächte? Die unendliche Schöpferkraft der Rasse will sich bethätigen, will ausstrahlen, will Gedanken in Formen umsetzen. Jedoch nur, wenn es ihr behagt. Sie will ganz frei sein in ihrem Thun und Lassen. Dünkt es dem Krieger, dem Künstler gut, ergiebt er sich auch beschaulichem Müssiggang oder lärmendem Zechgelage: »Mein halbes Leben stürmt' ich fort, verdehnt' die Hälft' in Ruh'.« Wenn der Arier nur der eigenen Neigung fröhnen kann! Wer ihn da stört, gegen den braust er heftig auf. Überhaupt ist er, wie streng gegen sich selbst und achtlos der Wunden, grausam gegen andere und rücksichtslos gegen die Schwachen. Schroff gegen die Aussenwelt, ist er dagegen voll hingebender Zartheit und aufopfernd in seiner Familie.

Sein Höchstes ist Herrschen, Herrschen im Reich der Waffen und im Reich der Geister. Daher seine Pole: Staatstum und Kunst.

Dem Gegensatz zwischen brausenden Thaten und stiller Beschaulichkeit entsprechen die Verschiedenheiten arischer Ideale: Gesang und schmetternde Fanfaren, bunte Volksspiele und Volksaufzüge, farbenprächtige Bilder und ragende Paläste; daneben schweigendes Sinnen, Nachgrübeln den Geheimnissen der Erde und des Himmels, ein reges, poetisch verklärtes Naturgefühl, Wissenschaft und Religion.

Zu den schweigenden Thätigkeiten gehört auch der Ackerbau. Auf ihm beruht der arische Adel. Bei Semiten, Türken, Bantu gründet sich die Adelsmacht auf die vornehme Geburt, auf den durch Kriegsbeute oder Huldigungsgeschenke erworbenen Reichtum oder auf einen grossen Viehstand, der nicht notwendig mit Grundeigentum verknüpft ist. Wo das letztere der Fall ist, wie bei den Westtürken, da hat arische Beeinflussung stattgefunden. Denn bloss die Arier kennzeichnet ausgedehnter Landbesitz. Ein Gürtel von Latifundien, von Rittergütern zieht sich von Irland nach dem Ganges, während im Norden und Süden schweifende Nomaden oder wie in Ägypten (und China) lauter bis zum geringsten Mass zersplitterte Kleinbetriebe. Der Landadel mit seiner Dauer und seiner Familientradition gibt den Staaten und Volkstümern der Arier etwas ungemein Festes, Geschlossenes, und gibt ihnen malerische Fülle, Mannigfaltigkeit und Tiefe. Auch knüpfen sich an den Grossgrundbesitz dauernd die Anrechte von Bauern, die ebenfalls eine eigene Uberlieferung entwickeln, wenn sie auch nicht als Hüter und Heger verwickelterer Formen sich geltend machen können. Bei anderen Rassen ist die Lebenshaltung der verschiedenen Stände ungefähr gleich; ein Häuptling, ein Emir lebt nicht wesentlich verschieden von dem geringsten seiner Unterthanen und isst mit ihm dasselbe rohgebackene Brod. Nur bei den Ariern ist durch die Dauer der Grundbesitzgegensätze ein wirklicher Unterschied der Lebensgewohnheiten und dadurch der Weltanschauung ermöglicht worden. Der Unterschied bewirkte eine beispiellose Steigerung, eine Potenzierung der Volkskräfte, er war die Wurzel arischer Grösse.

Die Arier haben stets mit Turaniern und in ihrer Urheimat vielleicht auch mit Semiten zusammengelebt [1]). Auf der Linie Balkan-

---

[1]) Eine Menge hervorstechender Wörter sind den beiderseitigen Sprachen gemeinsam. Auch bei den Zahlwörtern haben Entlehnungen stattgefunden. Sem. *schesch* = ar. *sex*, sem. *scheba* = *sieben*, sanskrit *sa-hasram* — eintausend, griechisch χεσλο, χιλιοι (Sommer, Indogerm. Forsch. 1900 S. 324) = sem. *hazar*.

Kaspisee brachen die Arier nach Süden vor. Die ersten Unterrassen, die sie entsendeten, waren die Irano-Inder und die Graeko-Italer, dazu die weniger bedeutenden Phryger, Thraker, Illyrier (von denen die heutigen Albanesen), die sich zur iranischen Gruppe stellen. Die berührten Unterrassen verbanden sich mit den im eroberten Lande betroffenen Fremdvölkern und wurden so noch mehr von einander gesondert. Die Hindu stiessen auf die dunkelhäutigen Dasya und Warwara, die Iranier überwältigten die turanischen Urartu, in deren Gebiet Armenier und Kurden sich entwickelten, und Elamiter, von denen die trotzigen Luren und die verkommenen, mongoloide Schädelbildung zeigenden Bakhtiaren stammen (zwischen Ispahan und Tigris). Die Hellenen vermischten sich mit den Pelasgern, die trotz Eduard Meyer doch wohl kein leerer Wahn sind — der hallische Gelehrte wollte in ihnen eine litterar-historische Phantasmagorie erblicken — und die Italer mit älteren arischen Stämmen oder arisierten, wie Ligurern und Illyriern, und nichtarischen, die man iberisch nennen mag.

Der grundlegende Unterschied nun, der den Werdegang der Hindu von dem ihrer arischen Brüder trennt, ist der, dass alle grösseren Brüder es verstanden haben, die im Besitz betroffenen Fremdrassen ohne Rest aufzusaugen und mit deren Hilfe einheitliche Volkstümer aufzubauen, während der Hindu in der wirren Masse barbarischer Horden sein Blut nicht durchsetzen konnte. Indien ist eben kein Land, sondern ein ganzer Erdteil; seine äussersten Grenzen sind so weit von einander, wie Kopenhagen und die Katarakte des Nils. Da musste eine grosse Mannigfaltigkeit der Klimate, der Rassen und Sprachen und Zivilisationen aufkommen. Je weiter die Hindu nach Süden und Südosten vordrangen, umso grössere Schwierigkeiten setzte ihnen das Klima entgegen; sie zerschmolzen in der tropischen Sonne und mussten den Schwarzen und Braunen die Wahlstatt lassen. In der Einsicht ihrer numerischen Schwäche, erkannten die Hindu, dass nur strengste Abschliessung sie vor gänzlichem Aufgehen in die Unzahl der besiegten Dunkelvölker retten könne: sie erfanden das Kastenwesen. Eine hohe und dauernde Kultur war ihnen dadurch gewährleistet. Ihre grandiosen Schöpfungen in Poesie, Philosophie und Baukunst legen denn auch Zeugnis davon ab.

Der primitive Mensch, den nichts von der Natur abzieht, den weder Bücher noch Industrie beschäftigen, er hat Zeit, stundenlang zum blauen Himmel emporzublicken und tagelang in Wäldern sinnend sich zu ergehen. Seine Religion spiegelt die einfache Bläue des

Himmels wieder, sie füllt die Hälfte seines Daseins aus. Später, wenn er sich erst auf der Erde zurechtgefunden, wenn Gewerbe, Kunst, Wissenschaft, Staat sein Denken erfüllt, da findet der Mensch seltener die Zeit, beschaulich zum Himmel zu blicken; die Religion wird verwickelter, vielseitiger und nimmt dennoch weniger Platz im menschlichen Leben ein. Des Inders urtümlicher Glaube, wie er in den Veden sich offenbart, ist klar und einfach wie der Himmel über uns; in der Folge aber wird das indische Denken so verschlungen und vielgestaltig wie das Dschungel des Urwaldes. Vom heiterklaren Lichtkultus zur Vielgötterei, zum Pantheismus, zur Seelenwanderung, zum Monismus, Henotheismus und Atheismus; von überschäumender Lebenslust zur Überzeugung von der Nichtigkeit alles Seins. Die Lehre von der Maja, vom betrüglichen Schein, der uns das wahre Wesen der Dinge verbirgt, ist der rote Faden, der sich durch alle indischen Systeme hindurchzieht. An dieser Lehre erstarkten Brahmanen, Dschaina und Buddhisten. Allein erstarkten niemals zu völliger Herrschaft. Welchen Einfluss auch indische Priester erlangen mochten, wir hören niemals von einer arischen Theokratie. Die konnte sich erst bei unarischen Völkern entfalten, bei Tibetanern, Singalesen und Siamesen.

Die brahmanischen Hindu eroberten zuerst das Pendschab und Kaschmir, dann drangen sie zum Ganges und nach der Halbinsel Gudscherat (nördlich von Bombay) vor. Sie bildeten eine Reihe unabhängiger, oft einander befehdender Feudalherrschaften. Einen gewaltigen Anstoss zu festerer Staatengründung, zugleich zu erneuter Südwanderung gab Alexander. Bald nach ihm haben die Hindu den Vindhja, das Nord- und Südindien scheidende Gebirge erreicht. Ihre Wikinger und Seekönige fahren nach Ceylon [1]) und Malakka und bald nach Christus bis Kambodscha und errichten dort brahmanische Kolonien.

Dem auch in seinen abstrusen Phantasien lebensvollen Brahmanismus tritt Gautama Buddha entgegen. Seine Lehre ist der Atheismus. Nicht ein zur Lust einladender, sondern ein nihilistischer Atheismus. Da alle Leiden nur von der Lust zum Leben kommen, so soll jeder Lebensreiz vermieden oder abgetötet werden. Gautamas Beiname Sakyamuni weist darauf hin, dass der Heiland der Buddhisten kein Arier war. Er gehörte zu der turanischen Rasse der Sakya, seine Heimatstadt Kapilavastu war in dem von tibetanischer Rasse bewohnten

[1]) Die Insel soll schon im 6. Jahrhundert v. Chr. von einem Hinduhelden besiedelt worden sein, das scheint jedoch lokalpatriotische Geschichtsfälschung.

Nepal. Der Buddhismus wurde dann auch von den Hindu, als das Erzeugnis eines fremden, feindlichen Menschenschlags, abgelehnt und nach erbitterten Kämpfen, die ein Jahrtausend erfüllen, von Gautamas Tod um 480 v. Chr. bis zum Anfang des 8. Jahrhunderts n. Chr., endgültig des Landes vertrieben. Dafür erwarb sich der Buddhismus Anhänger bei den turanischen Völkern Mittel- und Ostasiens, bei Chinesen, Koreanern, Japanern, Türken, Mongolen, Tibetanern, bei den halbtibetischen Siamesen und Birmanern, bei den südindischen Tamilen und Kanaresen, endlich bei den Malayen.

Um 800 v. Chr. zeigt sich eine iranische Völkerbewegung südlich vom Kaukasus. Die Armenier ziehen von Thessalien über Kleinasien an, die Kimmerier oder Umamanda, also Verwandte der Meder, erscheinen in der Gegend von Trapezunt,[1]) um einige Menschenalter später von dort ganz Vorderasien zu überfluten. Zugleich offenbaren sich die ersten Regungen der Perser. Zarathustra tritt auf. Er vergeistigt die iranische Lichtreligion und lehrt den Glauben an den allgütigen, allweisen Ahuramazda, an den Genius des bösen, Angramainjus, an Seligkeit und Strafe durch das jüngste Gericht. Die Götter Irans siegen über die Götter Assurs und Babels, und Persien gewinnt die Weltherrschaft. Es erobert das indische Fünfstromland, besetzt und besiedelt halb Turkestan, dehnt sich bis zum Mittelmeer und den Inseln aus und gebietet über Ägypten und den grösseren Teil der Balkanhalbinsel. Die Wirkungen dieses Weltreiches erstrecken sich auf acht bis neun Kreise: den indischen, den turkestanisch-chinesischen, den ägyptischen, den jüdischen, den phönizischen, den kleinasiatischen, den griechischen Kreis und mittelbar, durch die Siedlungen flüchtiger Griechen, auch auf Italien und Gallien, kurz auf die ganze alte Welt. Ein grossartiges Verkehrswesen wurde eingeführt: »Die Post des Grosskönigs fliegt schneller als die Vögel der Lüfte«, und nie war das Reisen im Orient so ungehindert und sicher wie unter den Achämeniden. Es konnte nicht ausbleiben, dass die vornehme Kultur der Perser, dass die durch sie herbeigeführte Durcheinanderrüttelung der Völker und Zivilisationen und Litteraturen die persischen Vasallenländer und die übrige Umwelt auf's stärkste beeinflusste. So gross ward der Ruhm der Perser, dass noch im 7. Jahrhundert n. Chr. der mächtige Sohn des Himmels, Taitsong, Iran für den Mittelpunkt

[1]) Nach der mündlich mitgeteilten Auffassung Belck's, des Entdeckers der urartäischen Denkmäler. (Vgl. jetzt auch Belck, Ztschr. f. Ethnol. XXXII [1900] S. 45 ff.)

der Welt erklärte und dem König der Könige (Schahanschah) die erste Stelle unter den Herrschern einräumte. Die gewaltige und umfassende Anregung, die von Iran ausging, äusserte sich in einer gleichmässig aller Orten aufschiessenden Blüte von Religion, Kunst und Wissenschaft. Am auffallendsten ist der religiöse Aufschwung. Die jonischen und unteritalischen Naturphilosophen, Heraklit, Demokrit, Pythagoras, Empedokles haben bestimmenden Einwirkungen des Orients unterlegen; die gleichzeitigen jüdischen Propheten weisen babylonische und iranische Vorstellungen auf. Der Nihilist Gautama ist nur wenig älter als der Nihilist Gorgias und wenig jünger als der Stifter des Dschainatums. Ob die Zeitgenossen all dieser Denker, Laotse und Konfuzius, unbewusst Anregungen aus dem geistig so regen Westen empfangen haben, lässt sich nicht ausmachen, doch ist soviel sicher, dass wenigstens der Westen von China wusste. Das grosse Zeitalter war zugleich eine Epoche der Erneuerung und des Abschlusses, der Bejahung und der Verneinung. Die griechischen und indischen Heldensagen, die Bücher des Avesta und der Thora, die Überlieferungen der Chinesen wurden gesammelt. Die persische Baukunst erblühte unter babylonischem Einfluss, während freier sich die hellenische Kunst entfaltete. Kühne Staatsmänner, Forscher und Künstler suchten ein frischeres, reicheres Leben heraufzuführen, während Laotse, Gautama, Hiob und die Cyniker die Nichtigkeit alles Seins, das beengende und beirrende aller Überlieferung betonten.

Die Perser haben den grössten Teil Irans zu einem einheitlichen Volkstume zusammengeschlossen. Nur an den Randgebieten, an der Küste Beludschistans, wo noch jetzt ein Dravidavolk, die Brahui, hauset, am Pamir, in Daghestan, in Kurdistan, wo sich bis jetzt Semiten, die syrischen Nestorianer, behaupten, haben sie nur halb durchdringen können. Einige iranische Kolonien, deren Entstehungszeit freilich ganz ungewiss, haben ausserhalb des Stammlandes Fuss gefasst, in Kaschgar und am Lobnor. Sonst haben die Perser ausserhalb Irans keine volklichen Eroberungen gemacht, doch haben sie, so oft ihre Macht zusammenbrach, sich stets auf ihr geschlossenes Volkstum zurückziehen können, während Phönizier und Assyrer als Volk verschwanden. Nachdem der Hellenensturm verbraust war, erhob sich zuerst Adherbeidschan, das Alexander nicht erobert hatte, und dann Khorassan und Kerman, deren Bewohner, die Parther, von neuem eine iranische Macht stifteten. Von einem Nationalstaat konnte jedoch noch keine Rede sein. Sowohl unter den Achämeniden wie den Parthern hielten sich räuberische

Bergstämme, wie die Kadusier, Kurden, Tapurer, Marder, Paratakener, Kossäer, völlig unabhängig und verlangten sogar Tribut oder wenigstens Durchgangszoll. Erst die Sassaniden sind dem Hochziel eines Nationalstaates näher gekommen.

Ein völlig getrenntes Volkstum schufen die iranischen Armenier. Sie haben sich anscheinend mit Georgiern, Hethitern und Semiten gemischt und bildeten so einen abseits stehenden, halbarischen Typus aus.

Die Erben der Achämenidenmacht waren die Hellenen. Gegen 1220 traten die Hellenen zum erstenmale auf die Bühne; als Akajuscha oder Achäer fallen sie, entweder zu Land über Syrien, oder zu Wasser von Kreta aus, ins Nildelta ein. Kurz darauf unternehmen die Achäer und verwandte Stämme den Zug gegen Troja. Dann werden Dorer und Jonier mächtig. Der Name der Jonier, Javan, die vielleicht vom Vansee in Armenien, dem Biaina der Alten, kamen, erschallt bis Syrien, Persien und Indien und wird im Orient der Gesamtname der Griechen. Seit dem 7. und 6. Jahrhundert wird ein Bewusstsein der Gemeinbürgschaft unter den Griechen lebendig. Wie den Juden die Thora, so ward ihnen Homer der geistige Schöpfer ihres Volkstums. Dazu kam freilich Olympia. Seit 400 herrschte eine gemeinsame Schriftsprache bei den vielzerstreuten Stämmen, das Attisch.

Die Hindu waren die ersten unter den Ariern in dem Adlerschwung ihrer Spekulation, ihres philosophisch-poetischen Gedankenflugs, die Iranier durch die edle Vornehmheit und Wucht ihrer Persönlichkeit; die Hellenen erreichten das Höchste durch ihren Wirklichkeitssinn und ihre Formengabe. Was alle Arier konnten, Zartes mit dem Starken zu paaren, das haben die Hellenen zur Vollendung geführt. Wenn auch bei den Hindu eine erstaunliche Formenschöpferkraft sich aufthat, so haben doch nur die Hellenen es verstanden, die Formenfülle auch durch edles Mass zu bändigen, die ideale Harmonie zu erreichen. Dazu waren sie die menschlichsten der alten Arier. Die Perser hatten die grausamsten, scheusslichsten Todesarten, von denen der Grieche sich mit Verachtung und Abscheu abwandte. Dagegen fehlte den Hellenen die Festigkeit der Iranier; weder Athener noch die Makedonier (ein urgriechischer Stamm) haben es je zu einem dauernden Imperium gebracht. Das Reich Alexanders währte nur sieben Jahre. Auch hat es die hellenische Baukunst nie der grossartigen Kraft des Ostens nur annähernd gleichthun können. Trotzdem haben die Griechen mehr geleistet als ihre iranischen Vorgänger.

Das Iraniertum ist jetzt völlig auf seine Heimat beschränkt, das Griechentum hat einen dauernden Kulturkreis geschaffen, der noch heute die Länder vom östlichen Mittelmeer bis an das Weisse Meer erfüllt, und hat den ganzen Erdball beeinflusst.

Die Leistungen der Griechen sind um so erstaunlicher, je zerrissener und zerklüfteter ihr Volkstum war. Niemandem ist es gelungen, die unendlich vielen verschiedenen Stämme sämtlich zu einer That, zu einer Gesinnung zusammenzufassen. Bis heute dauert die staatliche Trennung, die Kluft der Interessen. Alle hielten und halten zwar ihr Volkstum hoch, aber sie besitzen nicht Aufopferungsfähigkeit, nicht politischen Sinn genug, um in ein grosses Ganzes sich einzufügen, um die eigenen Wünsche unterzuordnen. Griechische Ärzte, Ingenieure, Staatsmänner am Hofe des Grosskönigs und der Barbarenfürsten, griechische Reisläufer in allen Landen. Nichts macht einen peinlicheren Eindruck, als die 10000 des Xenophon, die erst den gefährlichsten Gegner der Hellenen auf den Thron erheben wollen, dann, statt eine starke Volkskolonie zu gründen, einem elenden thrakischen Räuberhauptmann in seinen Katzbalgereien beistehen und natürlich Undank ernten. Und dieser eitle, schwatzsüchtige Xenophon, der, wie wir selbst aus seinen eignen Worten erraten können, bei weitem nicht eine solche Rolle spielte, wie er es gern glaubhaft machen möchte. Und dann, als Alexander das grösste Zeitalter der Hellenen heraufführte, wiederum ein höchst begabter Hellene, Memnon, und tausende griechischer Landsknechte auf der Seite der Volksfeinde! Dabei waren die Perser wenigstens Arier, aber spartanische Hilfstruppen trugen kein Bedenken, auch für das semitische Karthago zu kämpfen.

Die griechische Kultur stand zwar ihrerseits unter dem Einflusse des Orients — wie sehr, das wird jedes Jahr deutlicher[1]) — allein sie hat auch einen beträchtlichen Stock eigenen Besitzes mitgebracht. Schon im 15. Jahrhundert v. Chr. werden die Erzeugnisse des mykenischen Kunstgewerbes in Ägypten und Syrien beliebt. Stets schied sich der Hellene mit Stolz von dem »Barbaren«, eigener Tüchtigkeit und eigenen Könnens bewusst, und stellte insbesondere die heimischen Sitten und Einrichtungen mit kecker Selbstbewusstheit den orientalischen gegenüber. Was er aber vom Orient annahm, hat er ureigen durchgebildet und zu neuem Geist, zu neuer Schönheit erhöht. Durch

[1]) Man vgl. z. B. die geistreiche Studie über Semitisches bei Homer. *Revue des Religions* 1898 und 99.

die Mischung, die sich hierbei vollzog, wurde die griechische Zivilisation befähigt, den Orient nicht nur geistig zu überwinden, sondern auch praktisch zu erobern. Der Hellenismus überzog Ägypten und Abessynien, Vorderasien und Turkestan, die südlichen Donauländer, Italien, Südfrankreich und Nordafrika. Die Parther führten Lustspiele des Euripides auf; griechische Münzen, Geschirre, Gewänder, griechische Geometrie, Astronomie und Dramatik, griechische Märchen und Kulte gelangten bis Fergana und dem Pendschab; in Babylon schrieb man auf griechisch Geschichte, die Abessynierkönige liessen griechische Inschriften in Felsenwände hauen, am Pontus ward Griechisch die Handelssprache, die Römer verfassten griechische Annalen, in Lyon wurden griechische Predigten gehalten, die Kelten nahmen das griechische Alphabet an. Die Fernwirkungen des Hellenismus reichten selbst bis an den Busen von Bengal, wo Hunter die Spuren griechischen Schauspiels und griechischer Bildnerei erspähte, bis Tibet, wo Blanc Erzeugnisse hellenistischen Gewerbes fand, ja bis China und Japan, wo Hirth dem hellenistischen Traubenornament nachging und Andere die Spuren griechischer Bühne und Baukunst erkennen wollen. Weder im fernen, noch im nahen Orient, noch im westlichen Occident konnte sich der Hellenismus behaupten, aber der Segen seiner fruchtbaren Anregungen blieb für die Fremdvölker unverloren.

Ich habe zwischen geistiger Kultur und materieller Zivilisation unterschieden und habe vermutet, dass Kultur nur durch Blutmischung übertragbar sei. Das zeigt sich mit vollendeter Deutlichkeit an den Abstufungen des Hellenismus. Derselbe wird zwar in der halben Welt heimisch, allein er wird bloss fruchtbar, wo griechische Ansiedler sich festgesetzt haben, in Pergamum, Alexandrien, Antiochia. Sonst geht seine Kultur unter, von der fremden erstickt, und nur seine Zivilisation wirkt fort. Ebenso kann umgekehrt weder Kultur noch Sprache der Römer östlich von den Dalmatiner Alpen Boden gewinnen, weil sie von keiner oder einer zu geringen römischen Kolonisation getragen wird. Die römische Herrschaft über die hellenistische Welt ist nur eine Episode gewesen, eine Episode, die im Westen den Hellenismus vernichtete, aber im Osten keine nennenswerte Veränderungen hervorrief. Viel verheerender war die Sturmflut der Völkerwanderung, weil sie fremdrassige Siedler als Bodensatz zurückliess. Die nordische Völkerwanderung warf Slaven und Türken über den Balkan, die südliche führte die Araber nach Vorderasien. Die Nord-

völker wurden von den Griechen aufgesogen und entvolklicht, aber Vorderasien blieb, ausser den kleinasiatischen Küstenstädten und den Inseln, dem Griechentum verloren.

Um die Römer zu verstehen, muss man sich vor allem daran erinnern, dass sie nur halb arischen Geschlechtes sind; zur Hälfte ist ihr Blut etruskisch. Daher besitzen die echten Römer nichts von der Sorglosigkeit der echten Indogermanen, aber auch wenig von ihrem Leichtsinn. Was sie erafft, das halten sie fest. Die Wahl der Mittel macht ihnen wenig Bedenken, wenn sie nur ihrer Herrschaft nützen. Der fröhliche Lebensgenuss der östlicheren Arier, die Freude des Hellenen am Nackten, an der Schönheit menschlicher Natur ist dem Römer alten Schrot' und Kornes völlig fremd. Er kennt keine glanzvollen Festspiele, er ehrt keine Dichter und Federfuchser, und so weit geht seine Prüderie, dass der Eidam nicht mit dem Schwiegervater baden darf. Was den Römer auszeichnet, das ist seine Straffheit, seine Methode. Er will sein Haus und seinen Staat in Ordnung wissen. Sein Familienleben ist streng geregelt und daher äusserst nüchtern; seine Töchter nennt er »Fünfte«, »Sechste«, und er richtet seinen Sohn hin, wenn er ungehorsam ist. Entgegen den meisten Ariern hält er ausserordentlich viel auf das Äussere, auf den würdigen Schein. Gravität, Dignität, Anstand, das sind seine Lieblingsausdrücke, Worte, die in dem Munde des gravität- und würdelosen Cicero doppelt auffallend klingen. Cäsar liebt seine Frau nicht, aber er wünscht, dass auch nicht einmal der Schatte eines Verdachtes auf sie falle. Dieser Geist der Methode, der befriedigenden Regelmässigkeit durchzieht auch die ganze Staatskunst der Römer. Was sie beherrschen, das unterwerfen sie einem wohlausgedachten System der Verwaltung, der Besteuerung, der Kolonisierung, der Romanisierung. So ist ihr Reich gross und dauernd geworden.

Die Römer begannen erst eine Rolle zu spielen, lange nachdem Alexander ins Grab gesunken. Um 260 haben sie das festländische Italien so ziemlich geeinigt, um 180 sind die Gallier der Poebene niedergeworfen und beginnt deren intensive Entvolklichung. Zugleich breitet sich die römische Macht über die Balkanhalbinsel und Spanien aus. Seit 130 etwa gehorcht den Römern das ganze alte Abendland und der nahe Orient. In einer Beziehung hat das gewaltige Volk mehr geleistet, als alle seine Vor- und Nachgänger. Keine andere Macht hat jemals sämtliche Küstenländer des Mittelmeeres in seiner Hand gehabt, Rom aber gebot über sie mit unbedeutenden Unterbrechungen

nicht weniger als ein halbes Jahrtausend. Dennoch kann man beobachten, dass auch Rom seine Schranken fühlen musste. Es hat, wie schon berührt, östlich der Schwarzen Berge keine volklichen Fortschritte gemacht, es hat genau wie die Hellenen seinen aussereuropäischen Besitz an die Völker des Islams verloren. Es ist einfach stets der Linie des geringsten Widerstandes nachgegangen. Es ist ihm gelungen, die national haltlosen Karthager mit Stumpf und Stiel auszurotten, sowie die Barbaren in seiner Nähe, Berber und Kelten, zu assimilieren. Aber auch das ist viel mehr, als die Perser in Vorderasien fertig gebracht haben, und war jedenfalls weltgeschichtlich viel bedeutungsvoller. Selbst wenig schöpferisch — nur in Bauten, in der Mess- und Ingenieurkunst, in Rhetorik und Satire zeigen sie Originalität — aber ungemein befähigt, Übernommenes, Entlehntes, methodisch auszugestalten und Anderen aufzuzwingen, sind die Römer die Begründer zwar nicht des ausgedehntesten, aber des festesten und stärksten Weltreichs und sind die Vermittler zwischen Altertum und Gegenwart geworden. Sie haben uns den Gehalt des Altertums zwar bedenklich getrübt und vermindert, aber denselben in Formen uns übermacht, die zugleich durch ihre Festigkeit, wie ihre Anpassungsfähigkeit die Jahrtausende überdauert haben und die durch ihre einzigartige Vollendung zuletzt das Wesen der Form überwanden und selber zu tiefem Gehalt wurden. Noch jetzt lebt die von Rom überkommene politische Form, das Cäsarentum, und die religiöse Form, das Papsttum.

Die Kelten — der Name bedeutet wahrscheinlich »Menschen« —[1]) waren vielleicht durch dieselbe Bewegung fortgerissen worden, die die Kimmerier und Armenier vertrieb. Auch heisst ja ein König der Kelten Cimmerius und eine ihrer Mundarten die kymbrische. In Italien sollen die ersten Kelten im 6. Jahrhundert aufgetaucht sein, nicht ganz ein Jahrhundert nach dem grossen Kimmeriersturm. Die keltische Hauptwanderung aber erfolgt seit 400 v. Chr. Sie richtet sich gegen Rom, Nordspanien, Illyrien und, ein Jahrhundert später, gegen Griechenland und Byzanz, von wo die raubgierigen Horden nach Ephesus ziehen und zuletzt in Galatien sich niederlassen. Überall, wo die wilden Scharen dauernd bleiben, vermischen sie sich mit den älteren Bevölkerungen. So entstehen die Keltiberer, die Keltoligyer, die illyrischen und thrakischen Kelten im Süden,

[1]) Wilser, Deutsche Zeitschrift, August 1900. S. 672.

während die Spaltung des Nordens daraus zu ersehen ist, dass die Sprache sich in zwei Hauptäste teilt: die gallisch-belgisch-britische Gruppe und die hibernische oder irische Gruppe[1]). Die erste Gruppe gehört einer, vermutlich germanisch beeinflussten Unterrasse an, deren soziale Gliederung aristokratisch ist, die hibernische Gruppe einer plattnasigen, mongoloiden Unterrasse, die durchaus demokratisch-hierarchische Neigungen verrät.

Über den Charakter der Kelten hat vor zwei Jahrtausenden der alte Kato das massgebende Wort gesprochen. Ihre Ideale seien *argute loqui et gloria belli.* Irischer Witz und irische Eitelkeit und Raufsucht, der Franzosen *esprit* und *gloire.* Der Kelte ist leicht beweglich und leicht empfänglich, *novarum rerum cupidus,* liebt Geselligkeit und Trunk, ist tapfer, gastfrei und verschwenderisch, aber neigt zu übertriebener Wollust und kalter Grausamkeit. Sein Vorzug ist sein reger Witz und seine glänzende Phantasie. Der religiöse Fanatismus, der gelegentlich bei ihm überrascht, ist vielleicht — siehe Spanien! — auf das ältere iberische Element zurückzuführen. Allen Kelten aber mangelt Beharrlichkeit und staatliche Begabung.

Durch ihre Kämpfe mit Etruskern, Römern, Makedonen, Iberern, Thrakern, Kleinasiaten, Germanen sind zuletzt die Kelten aufgerieben worden. Die entscheidendsten Siege über sie wurden von Rom erfochten. Heute leben bloss noch zersprengte Reste keltisch redender Volkstümer in Wallis, Hochschottland, Irland und der Bretagne. In ganz West- und Mitteleuropa wirkt jedoch der keltische Einfluss in Charakter und Sprache nach. Wenn am Tajo, an der Seine und am Main der Nasallaut für die Aussprache bezeichnend ist, wenn in Toskana, der Schweiz, in Holland und in Spanien ein reibeisenmässiger Gutturallaut herrscht (toskanisch[2]) *ch,* holländisch *g,* schweizerisch *ch,* spanisch *x*), so geht das vermutlich auf keltische Gewohnheit zurück.

[1]) Contzen, die Wanderungen der Kelten, 1861.

[2]) Die schon von Katull verspottete Eigentümlichkeit, *chasa* und *chane* statt casa und cane zu sprechen, ist nach zwei Jahrtausenden noch jetzt für das ungebildete Volk Toskanas bezeichnend.

Turanier: Urartu, Etrusker, Chinesen

Der Rasse der turanischen Hethiter scheint die der Urartu nahe zu stehen. Zwischen Van- und Urmiasee war der Hauptsitz der Urartu. Der Ararat ist nach ihnen genannt. Im 9. und 8. Jahrhundert entfalteten sie ihre grösste Blüte und waren das hervorragendste Volk der Epoche. Von ihrem Berglande, wo die Anfänge der meisten klassischen Kulturen sich zu verknoten scheinen, übten sie auf die mesopotamische Zivilisation im Süden und auf die politischen Pläne der von Norden vordringenden Arier einen fühlbaren Einfluss. Die Urartu waren Meister in Tiefbau und Felsenskulptur; ihre Manie war, überflüssige Treppen an den unzugänglichsten Bergesgipfeln anzulegen. Nach Belck sind sie den Georgiern verwandt und hätten zur Mischung der armenischen Unterrasse ein bedeutsames Element geliefert. Vielleicht, dass die Armenier von ihnen das hartnäckig Verbohrte und unnütz Grübelnde, die zähe, felsenzerbrechende Ausdauer und den dämonisch sinnlichen Reiz haben.

Die Etrusker waren die ersten nach den Phöniziern, die vorderasiatische Zivilisation nach dem ferneren Westen brachten. Sichere Spuren mesopotamischer Kunst finden sich in etruskischen Gräbern. Ähnlich den Urartu waren sie sehr geschickt im Tiefbau, und auf sie geht die Kunst des Gewölbebaues zurück. Sie widmeten den Toten einen Kultus, wie sonst nur die Ägypter, sie legten ganze Totenstädte an. Die etruskische Rasse ist schwer, plump, massig; ihre Sinnesart düster, unfrei, fatalistisch. Die Kehrseite ihrer Freudlosigkeit waren wüste Orgien, die an babylonische Sitten oder die Teufelsanbeter Südarmeniens gemahnen. Auch die Göttergestalten der Etrusker und die Weltdauerberechnung von 12000 Jahren weisen auf den Orient zurück.

Spuren der etruskischen Wanderung sind auf Lemnos, in der nördlichen Balkanhalbinsel und an den Nordküsten des Adriatischen Meeres nachweisbar. Die Alten überliefern fast einstimmig, dass die Etrusker von den Lydern stammten. Nun hat schon mein Lehrer, Alfred von Gutschmid, die Lyder oder Ludim der Bibel, den Retennu der Pyramiden geglichen, was lautlich genau entspricht, da z. B. die Lybier ägyptisch *rebu* heissen. Sintemalen ferner die Etrusker sich selber Rasenna nennen, was liegt näher, als dies mit Retennu in

Beziehung zu setzen? zumal sich letztere Form noch in zwei anderen Namen der Etrusker, Tyrrhenern und Raeten (wovon Rhätien) erhalten hat. Von der Form Etrusker, ägyptisch *Turscha,* soll das Edda-wort für Riesen stammen, nämlich Thursen[1]). Ich halte es für möglich, dass genau so unser Wort »Riese« auf Rasenna zurückgehe. Fast alle Völker haben ja aus dem Namen eines gewaltigen, älteren Volkes ihr Wort für Riese geprägt. So die biblischen »Enakskinder«, die »Tschuden« und »Avaren«[2]) in Russland, unsere »Hünen«.

Eine weitere Vermutung. Der Hauptgott der Westhethiter, mit denen vielleicht die Etrusker verwandt sind,[3]) heisst Tarchu[4]). Der Gottesname wird häufig zu Personennamen verwendet. Wie, wenn Tarquinius damit zusammenhinge? Auf den Wandgemälden von Volci heisst der bekannte Etrusker geradezu Tarchu mit dem Beiworte Rumach »der Römer«[5]). Das Suffix bei Rumach ist nun zufällig ein Suffix, das in der hethitisch-urartäischen Gruppe regelmässig bei Völkernamen vorkommt. Die Kumanen in Südarmenien (vielleicht wie ihre Namensvettern zwei Jahrtausende später vom Flusse Kuban benannt) heissen Kummach,[6]) die Armenier nennen sich Haikh. Möglicherweise sind auch Kolcher und Moscher hier anzuziehen.

Jedenfalls waren die Etrusker ein weltgeschichtlich bedeutendes Volk. Sie haben auf Ägypter, Kleinasiaten, Griechen, Italer, Kelten, Germanen einen gewaltigen Eindruck gemacht und haben dazu beigetragen, die Rasse der künftigen Weltherren, der Römer, zu bilden.

Es gilt bereits selbst bei den peinlichsten Forschern für erlaubt, im alten Vorderasien nach türkischen und mongolischen Sprachen zu fahnden. Die Möglichkeit gewinnt an Gehalt, dass auch die Chinesen mit der mesopotamischen Welt in Berührung gestanden haben. Es gibt da zwei Schulen. Eine behauptet, die Erfindungskraft der Menschen sei so gering, dass, wo immer ähnliche Erzählungen, Sitten, Vorstellungen, kurz, Kulturelemente auftauchten, solches stets durch Entlehnung zu erklären sei. Die andere hält dafür, dass die Menschen

---

[1]) Pauli in Helmolts Weltgesch. IV, 307.

[2]) Genauer Obri, laut Nestor sprichwörtlich für Riesen.

[3]) Hugo Winckler in Helmolts Weltgesch. III, 111. Belck macht mich nachträglich darauf aufmerksam, dass schon Hommel die Gleichung des etruskischen Tarchu mit dem hethitischen irgendwo vorgenommen habe. Belck erinnert weiter an den elamitischen Tulchu.

[4]) Winckler 115.

[5]) Jung bei Helmolt IV, 338.

[6]) Winckler III, 113.

wohl unabhängig auf dieselben Gedanken gerathen könnten. Das Vorkommen von Unabhängigkeit ist nun gewiss nicht zu leugnen, aber, je genauer und tiefer die Geschichtsforschung eindringt, um so auffälliger mehren sich die Beispiele ungeahnter Entlehnung. Auch ist es sicher, dass Indien von Babylon seine Masse empfing und dass China in historischer Zeit von Vorderasien Vieles annahm. Nicht minder ist bekannt, dass das Christentum dreimal nach China kam, dass im 8. Jahrhundert die Araber bis Schensi gelangten, dass die Pehlevi- und die nestorianische Schrift sich in Mittelasien einbürgerte, dass im 18. Jahrhundert ein ganzer mongolischer Völkerhaufe von der Wolga nach Kuldscha auswanderte. Es liegt mithin sachlich nicht das geringste im Wege, für die Wanderung der Chinesen oder wenigstens ihrer Kultur einen Ausgangspunkt westlich vom Pamir zu suchen. Misslicher steht die Sache, sobald es sich um greifbare Anhaltspunkte, erweisbare Berührungen handelt. Wissenschaftlich zu beweisen ist bis jetzt nichts. Soweit man die Urwanderung der Chinesen verfolgen kann, sind diese vom oberen Hoangho aus thalabwärts gezogen. Um 800 v. Chr. bestand eine Reihe kleiner Feudalstaaten, ähnlich etwa den Fürstentümern Italiens, den Kantonen der Schweiz zur Renaissancezeit, am mittleren und unteren Hoangho. Um 500 war die Zahl dieser Feudalherrschaften auf sieben verringert. Um 230 schuf Schihoangti das einheitliche Reich, das sich nunmehr bis zum Jangtse und stellenweise darüber hinaus bis zum Sikiang (Westfluss) erstreckte. Die Gründung des Einheitsstaates ist zugleich der Anfang einer höheren Kultur.[1]) Pinsel und Papier ward eingeführt, die Malerei und Geschichtschreibung begann, es blühten Dichter und Philosophen. Auch sammelte man, was von älterer Kunde mündlich überliefert war. Das war namentlich das I-king (*King*=Buch), eine Art Gesetzesspiegel, das Schu-king, eine Sammlung halbhistorischer Balladen, die Aussprüche des Konfuzius und seine höchst unbedeutenden Annalen.

Die Chinesen gehören einer einsilbige Sprachen redenden Rasse an, die fast ganz Südostasien erfüllt. Andere Glieder der Rasse sind die Tibetaner, die Siamesen, die Annamiten. Die Chinesen sind nicht nur die ersten ihrer Gruppe, die eine Kultur, einen Staat errichteten, sondern auch die einzigen, die aus eigner Kraft die Kultur schufen und fortbildeten. Das gab ihnen dann auch ein Selbstgefühl, einen

[1]) Über den späten Anfang ostasiatischer Geschichte und Bildung s. meine Aufsätze in den Preuss. Jahrb. 1899 April, 1900 August, sowie mein Buch »Ostasien in der Weltgeschichte.«

Dünkel, wie er unter den Völkern der Erde unerreicht dasteht. Rings von Barbaren umgeben, waren sie unter Larven die einzig fühlende Brust. Mit den Barbaren hatten sie lange zu kämpfen. Es waren dies Tungusen im Nordosten, Türken im Nordwesten, tibetanische und unklassifizierte Horden im Westen und Süden; dazu vielleicht Malayen an der Küste. Nicht selten gewannen die Barbaren die Oberhand. Im Jahre 722 soll die wichtigste Stadt der Chinesen von den Nordvölkern zerstört worden sein. Der Grieche Aristeas wusste um 500, dass ein König aus dem Stamm der Arimaspen — ein persisches Wort, mit *asp*, Pferd, zusammenhängend — dass ein sibirischer Eroberer über die Chinesen gebiete: »Τίειν δ'Ἀριμασπὸν ἄνακτα.« Allmählich aber befestigten sich die Chinesen und zwangen die benachbarten Wilden zu sich herüber. Seitdem erst ein einheitliches Kaisertum erstanden war, da waren die Grundlagen des chinesischen Volkstums für alle Zeiten gefestet. Jedoch nicht ohne noch tiefgreifende Änderungen durch fortwährenden Zustrom fremden Blutes zu erleiden.

Es ist eine ausgemachte Thatsache,[1]) dass man ein Volk nie nach seiner Litteratur allein beurteilen kann, zumal davon als Probe meist gewisse Stücke tendenziös ausgewählt werden. Man erhält keine ausreichende Vorstellung von den Juden, wenn man bloss das alte Testament kennt, noch von den Arabern aus 1001 Nacht. Genau so wird in Einseitigkeiten verfallen, wer die Chinesen nur nach ihren klassischen Schriften schildern wollte. Die Klassiker verdammen sämtlich den Krieg, und doch haben die Chinesen hunderte von Kriegen geführt und haben sich bis jetzt kriegerischen Mut und kriegerische Fähigkeit in nicht geringem Masse bewahrt. Im 11. Jahrhundert n. Chr. wollten sie sogar die allgemeine Dienstpflicht einführen. Die ostasiatischen Schriftgelehrten verdammen nicht minder mit den heftigsten, erbittertsten Ausdrücken den Kaiser Schihoangti als Volksfeind und Neiding und Tyrann. Warum? weil er die Klassiker verbrennen liess. Und doch war jener Kaiser einer der verdienstvollsten Herrscher, die das Land je besessen hat, und wenn man die Gründe seines Vorgehens erwägt, kann man ihn ob seiner Bücherstürmerei lediglich loben. »Die Männer der Feder«, so sagte sein Staatssekretär, »sind gewöhnlich sehr wenig von dem unterrichtet, was einer Regierung not thut, nicht jener spekulativen Regierung

---

[1]) Zum Folgenden vgl. »Ostasien in der Weltg.« S. 49 f.

ihrer Erfindung, die lediglich ein Phantom ist, sondern einer praktischen Regierung, die darin besteht, dass man die Unterthanen im Kreise ihrer Pflichten erhält.« Die Litteraten seien daher eine staatsverderbliche Klasse.

Entsprechend ihrer bunten Rassen-Zusammensetzung ist auch der Charakter der Chinesen ein bunter, verwickelter. Sie zeigten sich für die praktisch nüchternen Lehren eines Konfuzius ebenso empfänglich, wie für den Nihilismus eines Laotse und die verwirrende Pracht des Buddhismus. Sie widmen, den Ahnen dienend und die Klassiker studierend, ihr halbes Leben der Vergangenheit und sind zugleich das Volk, das am frohesten und zufriedensten sich der Gegenwart widmet. Am hervorstechendsten ist bei den Chinesen der Zug zum Gleichförmigen, einheitlich Massenhaften. Das verhindert das Aufkommen schöpferischer Tiefe und erzeugt einen sozialistischen Gleichheitssinn. Dagegen giebt das Massenhafte dem chinesischen Volkstum eine ungeheure passive Wucht, eine unüberwindbare Widerstandskraft. Die Chinesen gleichen darin den Slaven.

Die Imperien

Auf dem Boden der vier arischen Welten und der chinesischen erhoben sich Imperien. Es entstand die Grossmacht der Han, der Juetschi oder Indoskythen, der Parther in Iran, das byzantinische Reich und das Römerreich. Zwischen den vier arischen Imperien hat beständige Wechselwirkung geherrscht. Bald war Indien und Iran vereint, bald Iran und der Hellenismus, bald die hellenistische Welt und Rom; dazu noch als vermittelndes Element Phönizier und Juden. Dieser bunten Lebensfülle, dieser wechselreichen, mannichfaltigen Kreuzung der Rassen und Kulturen steht, wie es zum Teil die ungünstige geographische Lage, zum Teil die Unbedeutendheit der Nachbarvölker mit sich brachte, China lange einfach und einsam gegenüber. Die ostasiatische Entwicklung ward infolgedessen zwar einförmiger und war zeitweise in Gefahr, ganz zu verknöchern, aber die Einheitlichkeit ihrer Umgebung und ihres Werdeganges hat ihr zugleich eine unerschütterliche Festigkeit und Selbstgewissheit gegeben. Eine Sonderstellung nimmt auch das nur zur Hälfte oder zu einem Viertel arische Indien ein. Hier ist die einzige bedeutende

arische Welt, die es nie zu einem richtigen Imperium gebracht hat. Wenn je einmal eine Grossmacht hier aufgerichtet wurde, so geschah das durch Fremde, durch die tibetanischen Juetschi, die türkischen Mogule, endlich die Briten.

Das erste Weltreich der Geschichte war das der Achämeniden, das zweite das Alexanders, das dritte Rom. Gajus Gracchus und Sulla legten das Fundament zum römischen Kaisertum, Cäsar und Augustus vollendeten den Bau. Mit Augustus war das Zeitalter altarischer Bildungen so gut wie abgeschlossen. Über ein Jahrtausend lang raffte sich die Menschheit westlich vom Himalaya zu keiner wichtigen Erfindung auf. Die Kunst erreichte keine höhere Stufe mehr, ausser in Monumentalbauten; die Wissenschaft ruhte. Die Möglichkeiten staatlicher Formen waren durchgekostet. Was in der Litteratur noch geleistet wurde, in Handel und Gewerbe sich vervollkommnete, was auf religiösem Gebiete Unerwartetes und Glänzendes sich aufthat, das rührte überwiegend von Nichtariern her. Die arische Menschheit war auf einen Gipfelpunkt gelangt, wo sie erst Atem schöpfte, um sich zu weiterem Gange zu kräftigen, einen Gipfel, von dem sie zeitweilig wieder herabwandelte, weil niemand lang ungewöhnliche Höhe erträgt. Dafür begann ein Sammeln, ein Erwerben, eine Steigerung von Industrie und Verkehr. Das Römerreich ward ein Rieselfeld und Klärbecken für alle Rassen, Kulturen und Zivilisationen des Mittelmeeres. Indien schickte Gesandte an Augustus und buddhistische Missionäre nach Vorderasien, Persien lieferte für die Söldnerheere seine Panzerreiter und für das gläubige Volk seine Mithrasbilder, China schickte seine Seide. Spanier und Illyrier, Thraker, Isaurier und Syrer, Kelten und Afrikaner wurden römische Soldaten, Beamten, Anwälte, Dichter, Geschichtschreiber und Kaiser. Serapis- und Isisdienst mengte sich mit den eleusinischen Mysterien, persische Reiterspiele mit den Kämpfen der Gladiatoren, thrakische Trinksitte mit attischen Triklinien.

Um den entstandenen Riesenverkehr zu schützen und zu beherrschen, sah sich die Verwaltung zu genauer Arbeitsteilung und bureaukratischer Zentralisation gezwungen. Die republikanischen Formen wurden zwar bis etwa in die Zeit Neros noch einigermassen äusserlich festgehalten, aber sie verschwanden allmählich ganz von selbst, da sie für die verwickelten Verhältnisse nicht mehr taugten. Der ausgedehnte Weltstaat, in dem so viele Rassen und so viele Kulturstufen hart aufeinander stiessen, bedurfte strafferer Zügel. Als die

Römer die Grenzen Italiens überschritten, hatte sich bereits die Republik zur Oligarchie entwickelt. Jetzt wandelte sich die Oligarchie zur Bureaukratie. Die zentripetale Vereinheitlichung und Straffung der Administration war jedoch, genau wie beim heutigen Russland, von dem zentrifugalen Streben nach Ausdehnung begleitet. Das Imperium zwang unaufhörlich neue Völker in seinen Bann, Kelten, Germanen, Berber, Daken. Es wollte, den Spuren Alexanders folgend, auch Iran gewinnen. Sechs römische Feldherren haben dazu den Versuch gemacht oder wenigstens den Plan entworfen: Lucullus, Crassus, Cäsar, Antonius, Trajan und Septimius Severus. Noch Heraklios, der weiter vordrang als irgend ein anderer Cäsar, hat zeitweilig ganz Westiran innegehabt. Dass die Eroberung Irans misslang, ist von weltgeschichtlicher Bedeutung gewesen. Die Ostarier trennten sich von den Westariern, verloren so den Zusammenhang mit der abendländischen Kultur und fielen Arabern und Türken zur Beute.

Ein Vorspiel hierzu lieferte das zweite Jahrhundert v. Chr. Die Parther, deren Stammsitz in Khorassan, südöstlich vom Kaspisee, vertrieben die hellenistischen Fürsten aus Persien und gründeten eine unabhängige Herrschaft. Nun waren damals die Hunnen im Weichen vor den Chinesen; dem Stoss der Hunnen aber nachgebend, wanderten um 160 die tibetanischen Juetschi vom Lobnor aus und eroberten Ostiran und Nordindien. Die Juetschi oder, wie sie nach einem später aufkommenden Herrschergeschlechte genannt wurden, die Kuschan, nahmen den ihnen rasseverwandten Buddhismus an, und ihr grösster König, Kanischka, hielt um 100 n. Chr. die dritte buddhistische Synode ab. Die Wanderung der Juetschi bereitet die Bahn, auf der der Buddhismus aus Indien nach China gelangt ist, und hat so die Achse der östlichen Arierwelt vom Zusammenhange mit den anderen Ariern ab- und der turanischen Welt zugedreht.

Der chinesische Einheitsstaat ward durch Schihoangti geschaffen; das chinesische Imperium, das über die nationalen Grenzen hinausreichte, verdankt den Han (206 v. Chr. — 220 n. Chr.) sein Dasein. Anlass wie zu der Einigung, so zur Ausbreitung der Chinesen gaben die Hiungnu, in denen der Name der Hunnen und die Rasse der Türken erkannt worden ist. Oder genauer gesprochen: der herrschende Stamm war türkisch, die Masse der Gefolgsmannen und untergebenen Horden gehörte den verschiedensten Gruppen an. Die nomadischen Hunnen beunruhigten durch ihre unaufhörlichen Einfälle, wobei sie nicht selten sogar den Hoangho überschritten,

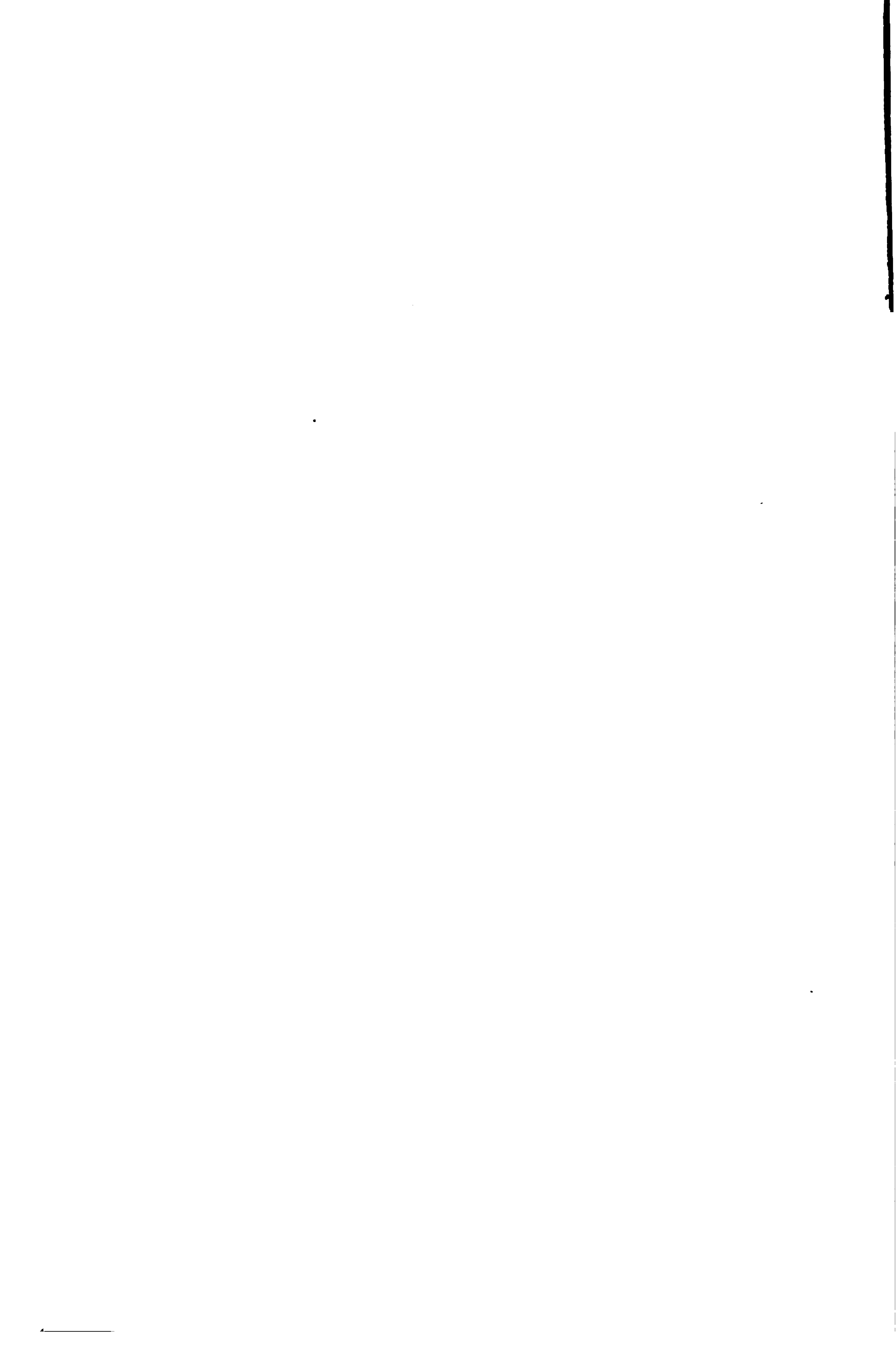
das sesshafte chinesische Volk. Die Nomaden erfreuten sich einer straffen Militärdespotie, das Kulturvolk war staatlich zerrissen. Die Not der Chinesen stieg zuletzt dermassen, dass sie sich aufrafften und einigten. Sie schlugen den Hunnenschwarm zurück und kolonisierten sein Gebiet. Sie setzten sich mit seinen Feinden, den Juetschi, in Verbindung, und bedrängten den Gegner von zwei Seiten. Die Juetschi konnten sich zwar vor dem Anprall der hunnischen Reiter nicht halten, aber blieben im Verkehr mit dem Reich der Mitte. Im Jahre 115 v. Chr. empfingen die Juetschi eine Gesandtschaft von den Han, im Jahre 108 werden die Völkerschaften des Tarimbeckens von den Han unterworfen, im Jahre 101 zieht Li Kuangli, der Feldherr der Han, mit 60000 Soldaten und 30000 Rossen gegen Fergana[1]), also westlich von der Pamir-Thianschan-Kette, über die Schwelle der westlichen Welt, wohin noch griechisch-baktrische Macht sich erstreckte, und eroberte die Hauptstadt Ferganas. Die Vorgänge sind von der einschneidendsten Bedeutung. Der Osten und der Westen Eurasiens sind in dauernde Verbindung miteinander getreten. Jetzt beginnt eine zusammenhängende Weltgeschichte. Die Juetschi oder Jatii, die ihrer Zeit solchen Eindruck machten, dass, wie es scheint, die Finnen jätte für gleichbedeutend mit »Riese« erachten, wovon dann das schwedische jätte und das Jötuna der Edda[2]), die Juetschi vermittelten den Chinesen Waren und Gedanken der Griechen, Iranier und Inder. Die Chinesen bezogen Pferde von Turkestan, Straussenejer von Mesopotamien, kurz nach 100 v. Chr. die Weintraube von den Griechen[3]), entlehnten in der Folge den Buddhismus und wahrscheinlich auch Vorstellungen des Avesta. Um das Jahr 95 n. Chr. erreicht der chinesische General Pantschao den Aral- oder gar den Kaspisee. Es entsteht eine chinesische Interessensphäre, von einer Gruppe kleiner Vasallenstaaten gebildet, die sich vom Tarimbecken bis in die Nähe des Kaspisees hinziehen. Auch Armenien wird mittelbar berührt. Armenische Geschichtsschreiber erzählen, dass das hervorragende armenische Adelsgeschlecht der Mamigonier aus China eingewandert sei, womit wahrscheinlich die gedachte Einflusssphäre gemeint ist. Es berührten sich so nahezu die Vasallenstaaten Chinas und Roms, denn unter Augustus, Trajan und Septimius Severus erkannte Armenien die Römerkaiser als seine Suzeräne an.

[1]) Hirth, Über fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst 68.

[2]) Das sind freilich alles nur Vermutungen von mir. Vgl. dazu oben S. 44.

[3]) Hirth a. o. 69.

Syrische Kaufleute gelangten zur Zeit Marc Aurels bis zur chinesischen Hauptstadt. Im Südosten Eurasiens aber reichte der Einfluss Chinas bis nach Tonkin, auch erhielt es um 160 n. Chr. zwei Tribut-Gesandtschaften zur See von Indien. Im äussersten Osten endlich pflanzte sich, durch vertriebene chinesische Edelinge, wie es scheint, der Konfuzianismus und Buddhismus nach Korea und Japan fort.



DRITTER ABSCHNITT

ZEITALTER DER DOPPELBILDUNGEN

Das Ende der severischen Dynastie bedeutet zugleich das Ende des klassischen Zeitalters. Septimius Severus konnte, obwohl Afrikaner von Geburt, noch für einen echten Vertreter römischer Kraft gelten; die Ausläufer der von ihm begründeten Dynastie hatten reichlich syrisches Blut in den Adern und zeigten in ihrem Behaben rein orientalische Art. Elagabal hat die Gesinnung eines Astartepriesters, und Alexander Severus nimmt in seine Hauskapelle die Büsten von Orpheus, Abraham und Christus auf. Eine Zeit der Wirren, der Prätorianerwillkür, der Anarchie folgt. Ein bis zwei Jahrhunderte überwiegt das Griechentum; Philosophen, Geschichtschreiber und Redner schrieben griechisch. Das Christentum organisiert sich in Bistümer und gewinnt Einfluss auf die Geschicke des Mittelmeers. Was aber für unsere Betrachtung am wichtigsten: bei Griechen wie Römern hört der klassische Stil auf, um der volkstümlichen Sprache Platz zu machen, um der mittleren Gräcität und Latinität den Weg zu bereiten. Eine jähe Kluft trennt Dio Cassius von Dexippus, Apulejus von den scriptores historiae augustae. Die romanisierten und hellenisierten Rassen machen sich geltend. Die gleiche Erscheinung in Iran. Die westlicher Bildung geneigten Parther werden zur Seite geschoben, und die Sassaniden, 224 n. Chr. auf den Thron steigend, eröffnen eine bewusste nationale Restauration. Das Glaubenstum des Zarathustra wird in seiner Reinheit wiederhergestellt, die avestischen Satzungen und Gebete, deren Niederschrift seit zwei bis drei Jahrhunderten begonnen

hatte, werden gesammelt, das Mittelpersisch oder Pehlevi wird die Verkehrssprache. Die persischen Waffen aber werden nach Armenien und Syrien getragen, ja Südarabien untersteht zeitweilig der Suzeränität der Sassaniden. In Indien erhebt sich ungefähr um dieselbe Zeit gegen die Juetschi eine einheimische Dynastie, die Gupta, die allmählich ganz Nordindien bis zum Vindhja den tibetanischen Eindringlingen aus den Händen reisst. Das siegreiche Hindu-Element vertreibt zugleich den Buddhismus. In China endet 220 n. Chr. das Haus der Han, das Reich wird zur Hälfte von Tungusen und Türken erobert, während die andere Hälfte in Teilherrschaften zersplittert. Es dauert nahezu vier Jahrhunderte, bis wieder eine nationale Einigung stattfindet. In Nordasien und Osteuropa bahnen sich gleichermassen die grössten Umwälzungen an. Die Hunnen werden nach langen Wechselfällen des Krieges 87 n. Chr. von den Chinesen aufs Haupt geschlagen und westwärts gedrängt. Die Nomaden fliehen nach dem Ural und der Hungersteppe und erfüllen um 200 bereits Südostrussland. Die Germanen endlich drängen immer ungestümer nach dem Mittelmeer vor; sie erscheinen am Schwarzen Meere und im Archipelagus. Auch bilden sich seit dem dritten Jahrhundert die einzelnen Germanenstämme aus, deren Eigenart bis in die Gegenwart hineinragt. Schon früher hatten sich Schwaben, Friesen und Goten zusammengeschlossen; jetzt hören wir auch von dem Bunde der Sachsen, Franken, Hessen und Alemannen.

Soviel, um zu rechtfertigen, warum ich die alte Welt mit dem dritten Jahrhundert n. Chr. abschliesse. Was mich aber veranlasst, die anschliessende Epoche das Zeitalter der Doppelbildungen zu nennen und solches bis zu den Jahren 1360—1380 zu erstrecken, ist folgendes.

Die klassische Kulturzone zieht sich mitten durch Eurasien und Nordafrika von etwa 25—45 Grad. In diese Zone fallen Barbarenvölker ein. Die Germanen, Slaven und Türken von Norden, die Berber und Araber von Süden, die Tibetaner von der Mitte nach allen Himmelsgegenden. Die Kulturreiche raffen sich zum Widerstande auf. Die Barbaren werden jahrhundertelang zurückgeschlagen. Zuletzt aber erlahmt der Widerstand und die Barbaren werden die Herren. Was aber geschieht nun? Nach vier bis sechs Geschlechtern werden in der Regel die Sieger von den Besiegten volklich aufgesogen. Hierauf beginnen die entfernteren Barbaren, die Vettern der aufgesogenen, das Spiel von neuem. Und sie haben besseren Erfolg als die Vorhut. Gestützt auf ihr mächtiges Reich im Rücken,

auf ein bereits erstarktes Volkstum, erobern sie die Kulturreiche, ohne ihre Sprache und Sitten aufzugeben. Die Vorhut bilden die Gothen, die Hunnen und Toba, die in Griechenland einfallenden Slaven, die peträischen Araber, die oberägyptischen Berber. Die erfolgreiche Hauptmacht besteht aus den Franken, den Russen, den Türken, den Kitai, den Mongolen, den Tuareg, den mohammedanischen Arabern. Erfüllt war die Absicht der Einfälle und das heiss erstrebte Ziel erreicht, als Konstantinopel in die Hände der Franken gefallen war und China in die der Mongolen. Während der Kämpfe jedoch, welche auf dem Boden der Kulturzone ausgefochten wurden, konnte es nicht ausbleiben, dass auch die stärkere Nachhut der Barbaren allmählich unter den Einfluss der Zone geriet und deren Kultur und Zivilisation, soweit sie barbarischem Wesen gemäss, aufnahm. Das Endergebnis war, dass sich die Gesamtkultur, nach Norden und Süden vordringend, hier schwächer, dort stärker wirkend, über ein Gebiet ausbreitete, das den dreifachen Umfang des klassischen Gebietes hatte. Eine Epoche, in der solch gewaltige Arbeit vollbracht, in der so viele neue Rassen der Gesamtkultur gewonnen wurden, kann nicht wohl, wie es immer geschieht, eine Zeit des Niedergangs und Zerfalls genannt werden. Freilich darf nicht erwartet werden, dass der breiter fliessende Strom die Wucht und Reinheit seiner Bergesjugend auch in der Ebene bewahre. Wenn die klassische Kultur ein weltweites Gebiet erobern wollte, musste sie grober und trüber werden. Die Ausbreitung der Zone war ungefähr gleichzeitig. Der Expansion der Römer von Marokko bis Britannien läuft die der Chinesen vom Aralsee und oberen Irtisch bis nach Tonkin und Siam, sowie die Wanderung der Hindu nach Hinterindien und den Sundainseln parallel. Zugleich mit der Expansion steigert sich der Verkehr zwischen den einzelnen Kulturkreisen in ungeahnter Weise. Chinesische Seide überschwemmt den Westen und stürzt ihn in Silberteuerung, der Buddhismus verbreitet sich nach Iran und China, römische Kaisermünzen finden ihren Weg bis in den Kongostaat und Maschonaland,[1]) nach Schensi am mittleren Hoangho und Orissa am Busen von Bengal. Nun aber zur Doppelbildung! Reichtum und Zivilisation der Imperien machte auf die Barbaren einen nachhaltigen Eindruck. Selbst wenn sie das grossmächtige Imperium über den Haufen gerannt hatten, wussten sie doch nichts Besseres an seine Stelle zu setzen. Statt daher neue Staats-

---

[1]) Acht Münzen des 4. Jahrh. wurden in Zimbabwe (Ophir) ausgegraben.

gebilde zu entwerfen, betrachteten sie sich einfach als Fortsetzer des Imperiums. So die Germanen in Rom, die Slaven in Byzanz, die Juetschi in Iran und Pendschab, die Toba, Kitai und Mongolen in China. Nur die mohammedanischen Eroberer machten eine Ausnahme. Gegen die Fortsetzer standen indes die alten Träger des Imperiums, die zuletzt immer wieder ihr Volkstum durchsetzten und den fremden Einfluss abwehrten, wenn sie auch keineswegs immer in der Lage waren, selbst wieder die Zügel des Imperiums zu ergreifen. Auf diese Weise entwickelten sich je zwei Mächte, die um den Besitz der Imperiumskrone rangen: Germanen und Romanen; Slaven und Griechen; Araber und Turanier gegen Iranier und Hindu; Nordasiaten und Chinesen. Aus dem Zweikampf jener Mächte gehen die neuzeitlichen Volkstümer hervor.

Die Nord- und Südrassen

Die Kraft Roms erlahmte, weil seit der sullanischen Zeit durch einen ungeheueren Zustrom orientalischen und afrikanischen Blutes die lateinische Rasse zu sehr verschlechtert wurde, weil, wie Chamberlain sagt, das »Völkerchaos« hereinbrach. Die syrischen, kappadokischen und Negersklaven haben in der That Unteritalien und Sizilien, namentlich die Gegenden von Neapel und Katania, dermassen überschwemmt, dass die Bevölkerung sich rassenhaft umwandelte und noch heute von der Norditaliens wesentlich abweicht. Man hat sogar die modernen Anarchisten und ihre Mordthaten auf syrisches Assassinen- und verwandtes Blut zurückführen wollen. Die Zersetzung der lateinischen Volkskraft ist nun eine Erscheinung, die bei allen Südrassen auftaucht. Schon in Attika standen bloss 25 000 Bürger gegen 400 000 Sklaven. Ähnlich hat Iran und Arabien bis in die jüngste Gegenwart Jahr für Jahr schwarze Sklaven eingeführt. Die Araber mischten sich in Afrika mit Berber- und Negerblut, die Hindu mit Dravida, die Malayen mit Melanesiern und Negritos. Noch in neuerer Zeit hat Portugal nach der Erschliessung Westafrikas solche Mengen von Negersklaven aufgenommen, dass die Bevölkerung von Estremadura eine rassenhafte Veränderung erlitt. Nicht minder ist in Südchina die Kopfzahl des fremdrassigen Elementes so bedeutend, dass die Miaotse von Jünan und Kweitschou bis zum heutigen Tage noch nicht in chinesisches Volkstum aufgegangen sind.

Vermischung mit fremdem Blut, sei es durch Einführen von Sklaven, sei es durch Aufsaugen der älteren Bewohner, ist keiner Weltrasse erspart geblieben. Es ergaben sich jedoch dabei zwei verschiedene Stufen. Bloss die Arier (mit Ausnahme der Hindu) und Chinesen haben es verstanden, Fremdvölker ganz oder doch überwiegend zu entnationalisieren, haben es verstanden, eigene, festgeschlossene Volkstümer zu schmieden. Im Westen sind darin gerade die am meisten in ihrer Einheit bedrohten romanischen Unterrassen am erfolgreichsten gewesen. Italien braucht keine andere Sprache im Lande zu berücksichtigen, als italienisch. Spanien hat ausser mit Spaniern nur mit einer Hand voll Basken zu thun, Frankreich mit Basken und Bretonen. Da bedeuten die Kelten in Grossbritannien, die Lappen in Skandinavien, die Polen in Deutschland ein viel stärkeres Element, von der Zerrissenheit Österreichs und Russlands gar nicht zu reden. Trotzdem ist der Norden in der Rasseneinheit dem Süden überlegen. Eine tiefere Kluft trennt die aufgesogenen Neger und Syrer von den Ariern, als Deutsche und Polen, ja als Nordarier und Nordturanier voneinander scheidet. Die Entwicklung der Nordleute ist infolge der grösseren Rassengeschlossenheit einförmiger und grauer geworden, aber auch stärker und dauerhafter.

Alle Südrassen haben, zum Teil entsprechend dem warmen Klima, viele Eigenschaften gemeinsam. Marseiller, Neapolitaner, Griechen, Araber, Malayen sind aufgeregt, leicht empfänglich, lebenslustig, rasch aufnehmend, rasch vergessend, heute Freund, morgen Feind, jähzornig, spielsüchtig, zu Sinnlichkeit und Grausamkeit neigend. Sie lieben die freie Luft, die Sonne, die See, lieben Poesie, phantastische Erzählungen und waghalsige Abenteuer, leicht begeistert, für die Kunst erglühend, der Religion bald spottend, bald fanatisiert. Durch alle geht ein demokratischer Zug, den das freie Seeleben nährt. Sokrates redet mit dem ersten Besten über sein Haus, sein Weib, seine intimsten Angelegenheiten; der geringste Mohammedaner ist sozusagen auf Du mit einem Pascha, einem Emir; der Malaye dünkt sich Jedermann gleich und auch der Südfranzose und Süditaliener ist *no respecter of persons*. Die Ähnlichkeit der Anlagen erleichterte den Handelsverkehr und die Kulturvermittlung, sowie Blutmischung zwischen Arabern und Malayen, Arabern und Berbern, sowie der beiden letztgenannten mit den iberisch d. h. berberisch[1]) fundamentierten Spaniern. Die Atmosphäre von

[1]) Nach der Hypothese von v. d. Gabelentz.

1001 Nacht ist nicht so sehr verschieden von der Tarascons, arabische Liebesdichter stellen sich zu den Troubadours, malayische Schiffermärchen zu den homerischen, das Epos des arabischen Antar zur Heldensage des Cid.

Bei den Nordvölkern wirkte zur Anähnlichung der Sitten nicht nur das Klima und die gleichartige Umgebung, sondern eine in frühes Altertum zurückgehende Berührung der Rassen. Sie war in der zusammenhängenden, nirgends unterbrochenen, meist ebenen Festlandsmasse des Nordens viel leichter, viel unvermeidlicher, als in der zerrissenen Natur des Südens. Schon aus der Beschreibung der alten Skythen wird man nicht klug, ob turanische, ob arische Horden gemeint sind, dann verbanden sich unter Attila Hunnen, ein finnischer Stamm, die Alanen[1]) und Germanen, und unter Bajan begleiteten und vermischten sich Avaren und Slaven. Was eigentlich der Unterschied zwischen Türken und Mongolen, kann heute noch nicht bestimmt gesagt werden, ebensowenig wie der zwischen Georgiern und Armeniern. Die Madjaren gelten für Finnen und halten sich selber für Türken. Von den Germanen ist nachgewiesen, dass sie im Nordwesten in keltisches Wesen hinüberflossen, dass viele Wörter und Eigennamen beiden Rassen gemeinsam, und dass einzelne Stämme genau so gut zu den Kelten wie zu den Germanen gerechnet werden konnten[2]). Jüngst wurde sogar vermutet, dass die Altslaven eine germanische Überschicht hätten und daraus die verschiedenen Entwicklungsformen der Zadruga, der Hausgenossenschaft zu erklären seien[3]), wozu stimmt, dass nordrussische Gräberfunde uns zweifelhaft darüber lassen, ob wir mit Germanen oder Slaven zu thun haben. Von den Nordasiaten ist vollends bekannt, dass sie bei siegreichen Feldzügen alle feindlichen Männer niederzumetzeln, die Frauen und Kinder aber in die siegreiche Horde hinüberzunehmen pflegten.

Alle Nordvölker haben gewisse Züge gemeinsam; das mag zum Teil auf die gleichen Lebensbedingungen zurückgeführt werden. Eine der glänzendsten Eigenschaften der Kelten war ihre todesverachtende Tapferkeit. Dasselbe kann von den Germanen, von den Russen, von

[1]) Sie nannten sich selber Menschen, finnisch *alain*. Der zweite Bestandteil von Alanorsai ist schon von Anderen auf die finnischen Ersen gedeutet worden. Sollten nicht auch die plattnasigen Iren mit ihren hervorstehenden Jochbeinen und ihrer »ersischen« Sprache zur Hälfte Finnen sein?

[2]) Wilser, Deutsche Zeitschrift, August 1900.

[3]) Globus, Juli 1900.

den Türken, von den Tschuktschen und den Tungusen ausgesagt werden. Die empörende Sitte der Kelten, bei dem Tode eines Vornehmen seine Frauen und Sklaven hinzuschlachten, damit es dem Dahingegangenen nicht an Gefolge und Dienerschaft fehle, findet sich auch bei den Japanern bis zum 7. und bei den Mongolen bis zum 13. Jahrhundert. Der Kelte pflegte dem erschlagenen Feinde den Kopf abzuschneiden und damit die Thüre seines Hauses zu verzieren; nicht für das gleiche Gewicht an Gold hätte er den Kopf losgeschlagen, der einbalsamiert und mit Cedernöl überzogen zum Schaugepränge für Gäste diente. Diese eigentümliche Gewohnheit, die übrigens bei den kopfjagenden Malayen und in veränderter Form bei den skalpbewahrenden Indianern ebenfalls auftaucht, wird auch bei Germanen (Alboin), Slaven und ganz allgemein bei den Türken angetroffen. An Grausamkeiten im Kriege und sonst liess es kein Nordvolk fehlen. Leidenschaftlich überliessen sich die Kelten dem Genusse berauschender Getränke; berühmt sind die Gastmähler der germanischen Bärenhäuter. Nicht minder waren und sind die Slaven dem Trunk ergeben. Wir hören von den tagelangen und üppigen Gelagen Attilas und Dizabuls, wie denn auch bei Japanern, Koreanern und Chinesen der Becher eine hervorragende Rolle spielt. Im Kriegswesen that sich wiederum vieles Gemeinsame hervor, alle Nordvölker suchten ihren Schutz lieber hinter Sümpfen und Wäldern, als hinter festen Mauern; sie bewohnten ungern befestigte Plätze. Die Reiterei war im ganzen Norden die Haupttruppe; manche keltische Stämme wie die Gäsaten gingen im Übermasse von Selbstgefühl nackt in die Schlacht. Das gleiche wird von Thüringern und Hermunduren vermeldet und allen ist bekannt, wie sehr die Nacktheit in Japan gang und gäbe sei. Dagegen sind von jeher die anderen turanischen Rassen Feinde jeder Entblössung gewesen. Der bedeutsame Zug weisst darauf hin, dass der Fülle des Gemeinsamen eine Unzahl von Besonderheiten entgegenstand. Chamberlain hat versucht, Kelten, Germanen und Slaven zu einer einheitlichen Rasse zusammenzuschweissen. Vielleicht waren die Kimmerier[1]), deren Name in den germanischen Cimbern, dem Cymbrisch, einem keltischen Dialekte, und der pannonischen Stadt Cimbriana wiederkehrt, die gemeinsamen Vorfahren jener drei Unterrassen. Immerhin ist eine Zusammenfassung derselben nur zum Teil berechtigt, da viele der wichtigsten Geisteseigenschaften bei ihnen grundverschieden sind. Der Kelte

[1]) Ich folge hier z. Teil mündlichen Ausführungen Belck's.

ist leichtherzig, prahlerisch, empfänglich und erregbar, liebt den Wechsel und farbenfrohes Gepränge; ihm strömt leichtquellende Schöpferkraft. Der Germane kann wie der Kelte leidenschaftlich aufbrausen, masslos handeln und unüberlegt losschlagen, aber sein innerster Grund ist doch besonnene Nüchternheit, langsam zähe Zurückhaltung, tiefgründiges und nicht selten weltabgewandtes Grübeln; ihm ward die Gabe systematischer Durchbildung, die ihn zum Meister der Staatskunst und der Wissenschaften macht. Darin überragt er die beiden Nachbarrassen, dass er nicht bloss schöpferisch ist wie der Kelte, gehorsam sich der Gemeinsamkeit einfügend wie der Slave, sondern dass er mit wagendem Freiheitsstolz zugleich und selbstgewisser Folgerichtigkeit seine Entwürfe durchführt. So hat seine überlegene Staatskunst auf die Dauer stets den Sieg über die der Nachbarn davongetragen. Die Türken, Mongolen und Magyaren aber haben zweifelsohne bedeutende staatsmännische Begabung und nicht minder das Talent bewiesen, fremde Bildung aufzunehmen; aber im Gegensatz zu den Nordariern hat ihnen die Fähigkeit durchweg gemangelt, das Übernommene aus eigenem Vermögen umzugestalten und zu bereichern. Auch offenbarten die Nordasiaten einen verhängnisvollen Mangel an innerer Festigkeit; sie fielen daher den verschiedensten Bildungswelten anheim, und wurden so unwiderruflich auseinandergerissen, was allerdings zum Teil aus erdkundlichen Bedingungen zu erklären, während die am Rande Eurasiens auf ein enges Gebiet zusammengedrängten Nordarier sich im wesentlichen mit einer einzigen Kultur vermählten. Wenn man will, kann man übrigens sogar zwischen Deutschen und Chinesen Ähnlichkeiten aufspüren; beide haben den Hang nach unendlichem Aufspeichern und Sammeln, haben Lust an Bureaukratie und unendlichen Prüfungen, hegen eine Neigung zu überbeharrlichem Festhalten an dem einmal Gewordenen, einmal Überkommenen[1]), streben nach der Allmacht der Gemeinsamkeit und doch zugleich monarchischer Spitze, mit einem Wort, nach dem Staatssozialismus: allein es handelt sich nicht darum, Ähnlichkeiten aufzustellen, die zu entdecken wenig nützt, sondern im Gegenteil, die Besonderheiten herauszufinden, auf deren Wechselwirkung schliesslich das geschichtliche Leben beruht.

---

[1]) Vgl. Chamberlain, Grundlagen.

Die Germanen

Die Ausbreitung der Kultur ist in erster Linie von ihrer eigenen Kraft und der ihrer ersten Träger abhängig, in zweiter von den Anlagen der Kulturempfänger. Es muss für die erobernd vordringende Kultur- und die sie bedingende Rassenmischung ein günstiger Boden vorhanden sein. Das deutet darauf hin, dass der neue Boden nicht bloss empfängt, sondern auch etwas zu gewähren, dass zur Vermählung die neue Rasse eine Mitgift mitzubringen hat. Je nachdem die Mitgift von Anlagen ärmlich oder reichlich bemessen, fällt die Verbindung dürftig oder fruchtbar aus, stark und glänzend auf arabischem und germanischem Boden, öde und einförmig bei Türken und Finnen, während bei den Berbern nach unfruchtbarer Ehe mit dem Volke des Islams wieder Ehescheidung eintritt.

Ihres Abstandes von der Kulturzone halber konnten die Germanen als Barbaren bezeichnet werden, sie hatten jedoch, noch bevor sie mit der Zone in Berührung kamen, eine gewisse eigene Zivilisation und Kultur hervorgebracht. Vor allem hatten sie einen bestimmten Rassencharakter entwickelt, der durch seine Bildungsfähigkeit bestimmt war, die ganze alte Kultur aufzunehmen, durch seine schöpferische Eigenart, jene Kultur in neue Bahnen zu leiten, und durch seine Festigkeit, die Welt zu beherrschen.

In der sonnigen Welt des Südens sind Berge, Felsen, Bäume, Häuser klar umrissen und in heitere Farben getaucht. Dem entspricht die klare Bestimmtheit und verführerische Anmut südlichen Geistes. In der nordischen Welt herrscht der Frost und der Nebel; die Umrisse der Dinge schwanken und können häufig mehr erahnt als genau gesehen werden. Der starren Kälte und dem gaukelnden Nebel entspricht die Schroffheit und unberechenbare, oft phantastische Unbestimmtheit der nordischen Seele. Wo der Grieche nachgab, ist der Germane unerschütterlich. Wo der Grieche seinen Träumen von fremden Ländern, von überirdischer Schönheit greifbare, plastische Form giebt, da ergeht sich der Germane auf dem bald lieblich wogenden, bald stürmisch brausenden Meer des Gefühls. Will man den Germanen in die feste Schranke der Thatsachen pressen, so entrinnt er proteusgleich und spottet der Welt und der Thatsache mit spielendem

Humor; will man durch das Gefühl auf ihn wirken, gleich wird er starr und unnahbar und spottet der Gefühle. Ein rastloser Wanderer und doch am Heim hängend, in ihm lebend und webend; ein verachtender, trotziger Wager und doch treu dem gehorchend, an den Geburt oder Neigung ihn fesselt; ein bedächtiger Sammler und Erwerber und dann wieder mit kühnem Satze hinaus über die Sammler, hinaus aus dem mühsam erworbenen Besitz. Er achtet Gesetz und Regierung, er verehrt das Göttliche, Unnahbare, aber in seinem Innern weiss er sich frei und unbezwungen und wagt es, wenn der Ichtrotz nach aussen überschäumt, selbst Könige und Götter zum Kampfe aufzufordern. Doch wer erschöpfte die Fülle germanischer Seele? Ihre Tiefen sind unmessbar, denn, während bei Anderen Thaten besser abschatten als Worte, ist bei dem Germanen selbst die That, selbst die reiche Vergangenheit nicht ausreichend, seine ganze Eigenart zu entschleiern. Denn diese ist am reinsten und grössten, gerade wo er sie nicht zeigt, im Leben des tiefsten Innern, sie ist von Thaten nicht beeinflusst, nicht umgewandelt, sie ist noch frisch und wie unberührt und erhofft von der Zukunft mehr als von der Vergangenheit.

Die Germanen traten mit ihren Wanderungen zunächst genau in die Fusstapfen der Kelten. Um 200 v. Chr. scheinen die germanischen Sitze von der Ostsee zur Donau gereicht zu haben. Von der Ostsee aus besiedelten Gothen und Verwandte die skandinavischen Länder, von der Donau brachen die Bastarner auf, um den letzten Makedoniern und Mithridates zu dienen und dann in den Niederungen Südwestrusslands sich zu verlieren. Es folgten die Züge der Kimbern, der von Ariovist geführten Schwaben und der Markomannen; darauf in geschlossener Reihe die planmässige Übersiedelung der Gothen, Burgunder, Vandalen, Angeln, Langobarden. Nach einer Pause die Unternehmungen der Waräger und Normannen, die Romfahrten der Deutschen, die Kreuzzüge und die Ostwanderung der Deutschen nach Böhmen, Siebenbürgen und den baltischen Küstenländern. Die letzten Ausläufer jener gewaltigen Bewegung fallen etwa um 1300 n. Chr.

Wie die Kelten mit den älteren Bevölkerungen sich zu Keltiberern, Keltoligyern, so Illyr- und Thrakokelten verbunden hatten und in Galatien, Gallien, Spanien und Italien aufgesogen wurden, so vermischten sich die Germanen mit den von ihnen besiegten Rassen, mit Kelten, Romanen, Slaven, Finnen, Iberern, Berbern, mit dem Ergebnis, dass sie zum Teil ihre Eigenart einbüssten, zum Teil neue Volkstümer erzeugten, bei denen die germanische Art im Übergewicht war. Rein germanisch

ist aber nicht ein einziges Land geblieben. Aus den zu Dreiviertel germanischen Mischungen sind die Skandinavier, die Deutschen und die Engländer entsprungen, aus den zu ein Viertel germanischen die Franzosen und Italiener, Spanier und Portugiesen, Iren und Walliser, Russen und österreichische Slaven. Die grosse Wanderung hat mithin ganz Europa verändert. Selbst die aufgesogenen Stämme hatten recht lange ihre Art behauptet; noch im 15. Jahrhundert gab es ein langobardisches Recht, noch in der Renaissance offenbaren Florentiner und Veroneser Künstler und Denker germanischen Geist, dessen Spuren nachzugehen ebenso berechtigt ist, wie es angeht, in der anmutigen Poesie Katulls keltische Sorglosigkeit oder in den Galatern des Neuen Testamentes mit Chamberlain Individualismus zu erblicken. Nur darf man nicht, wie es fast immer geschieht, Rasse und Volkstum verwechseln und den Untergang etwa der Gothen als einen Verlust Deutschlands beklagen. Wenn anders aber Rasse etwas ewiges ist, wenn durch zwei Jahrtausende hindurch keltischer Charakter sich unverkennbar bewahrt hat, so ist es nicht nur berechtigt, sondern wissenschaftlich sogar notwendig, überall im modernen Süd- und Osteuropa auch altgermanischen Einfluss aufzudecken.

Die Verschmelzung und Wiederaussonderung der europäischen Volkheiten nahm über ein Jahrtausend in Anspruch. Der Vorgang ist in seinen Hauptzügen erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts beendet. Nachdem Burgunder, Langobarden und Ros (die normannischen Russen) in der Masse ihrer Unterthanen aufgegangen, sind als letzte Ausläufer der grossen Wanderung die sizilischen und die französischen Normannen mit ihrem neuen Volke verschmolzen. Als Eduard III. im Jahre 1340 den Titel eines Königs von Frankreich annahm, musste er auf Wunsch des Parlamentes erklären, dass seine bisherigen Unterthanen ihm nur als englischem König Gehorsam schuldeten. Und 1362, fast genau drei Jahrhunderte nach der Schlacht von Hastings, wurde der Gebrauch der englischen Sprache an den Gerichtshöfen angeordnet. Das Französisch hörte auf Litteratursprache zu sein und hielt sich nur noch am Hofe. Von dieser Zeit an standen sich im Westen zwei Gruppen scharf gegenüber, die romanische und die germanische, eine jede ungefähr mit demselben Landbesitz ausgestattet. In dieser Gleichmässigkeit einer sich ungefähr die Wage haltenden Entwicklung ist man versucht, ein Gesetz zu ahnen, in Wahrheit aber hat sich gerade hier das Souveräne, das Unberechenbare des Genies gezeigt. Als die Schwaben unter Ariovist den Rhein überschritten, da war die Möglichkeit sehr

nahe, dass das schon von den Kimbern erschütterte Gallien germanisch würde; nur der politische Scharfblick und die Feldherrngabe Cäsars hat die Romanisierung des Landes bewirkt. Nachdem einmal die Sonderung der Gruppen geschehen, blieb jedoch immer eine vermittelnde, gemeinsame Grundlage, nämlich das keltische Element. Wie die Russen der Neuzeit eine besondere Gewandtheit bekundet haben, asiatische Stämme sich anzufügen, weil in ihren eigenen Adern asiatisches Blut fliesst, so waren die Römer besonders befähigt, Westeuropa zu kolonisieren, nachdem sie die italischen Kelten, die schier die Hälfte der Halbinsel inne hatten, einmal absorbiert. Durch die italischen Kelten gewannen sie eine Brücke zu den Kelten auf beiden Seiten der Pyrenäen und jenseits des Kanals, durch die ihrerseits romanisierten gallischen und britischen Kelten wirkten sie wiederum auf die Germanen. Nur durch diese voraufgegangene Blutmischung ist die römische Kulturübertragung möglich gewesen. Zwischen den oftgenannten Hauptgruppen aber bildete sich ein strittiges Gebiet, das zur Zeit der Merovinger die weiten Flächen zwischen Apenninen und England, dem Schwäbischen Jura, der Donau und den Cevennen umfasste, das aber seitdem auf einen schmalen Strich durch Belgien, Lothringen und Schweiz eingeschrumpft ist. Auf dem strittigen kelto-romano-germanischem Gebiet erblühte die Kultur germanischer Frühzeit und bis um 1300 die des deutschen Volkes.

Die Slaven

Ein Teil der römisch-germanischen Kultur ward, wiederum durch Blutmischung, auf die Slaven übertragen. Die Polen, die Tschechen, die Kroaten werden dauernd dem römischen Imperiumsgebiet gewonnen, die Süd- und Ostslaven aber von dem byzantinischen. Es entsteht die slavisch-griechische Doppelgruppe.

Die Slaven werden insgemein von den alten Sarmaten abgeleitet. Die Namen einzelner Slavenstämme tauchen seit dem zweiten Jahrhundert n. Chr. auf. Die Hauptwanderung der Slaven, mit der Richtung nach Süden und Westen, setzt vermutlich mit Attila ein, aber beginnt deutlich erst um 530. Nachdem die Hunnenflut verlaufen, erobern die Slaven Osteuropa und die Balkanhalbinsel, dringen bis Holland, Frankreich und Italien vor und behaupten sich in Illyrien und den

Ostalpen. Jahrhunderte lang sassen sie westlich der unteren Elbe, im Sauerland und mainabwärts bis Aschaffenburg. Sie ziehen mehrmals vor Konstantinopel und im 10. Jahrhundert unternehmen sie sogar einen Zug nach Kleinasien. Die slavischen Wanderungen und Siedlungen geschehen binnen ungemein kurzen Zeitraumes, zum Teil weil sie unter dem Schutz der tatarischen Herren, der Hunnen und Avaren, sich vollzogen, zum Teil weil sie in menschenleeren, verlassenen Ländern auf wenig Widerstand stiessen. Gegen die Mitte des 6. Jahrhunderts treten die Slaven zum erstenmal handelnd auf und ein Jahrhundert später haben sie im allgemeinen schon die äussersten Grenzen ihrer westlichen Ausdehnung erreicht. So hielten sie sich etwa drei Jahrhunderte, dann ebbte die Flut. Ein Teil der Slaven wird hellenisiert, ein Teil madjarisiert; viele ihrer walachischen und adriatischen Volksgenossen werden romanisiert und eine starke Anzahl von Stämmen germanisiert. Dazu unterliegt das Slaventum ein Jahrtausend hindurch den mächtigsten tatarischen Einflüssen, die zwar zuletzt auf sprachlichem Gebiete siegreich ausgetilgt werden, jedoch im leiblichen Typus unverwischbare Spuren hinterlassen. Die Slaven haben das mit den Kelten gemeinsam, dass sie höherer Staatskunst ermangeln. Sie sind zu unbegabt und zu fahrig, um aus eigener Machtvollkommenheit ein Staatswesen aufzubauen. Alle slavischen Staatsgründungen sind denn auch unter germanischen oder tatarischen Führern ins Werk gesetzt worden.

Kelten und Slaven erwiesen sich im Laufe der Jahrhunderte als weibliche Völker; die Germanen erst brachten überall das männliche, staatengründende Element in die schwankende Völkermasse des nachrömischen Europas. Germanischer Adel herrschte in Grossbritannien, in Frankreich, in Asturien und Kastilien, in Sizilien, Kalabrien und der Lombardei, in Deutschland und Böhmen, in den slavischen Marken und in Russland. Das eine ist allerdings zuzugestehen, dass unsere Nachbarn erdkundlich ungünstiger gestellt waren. Wir hatten uns im wesentlichen nur eines grossen Feindes zu wehren, der Römer; auf die Kelten aber drangen Semiten (Karthager und Araber), Römer und Germanen ein, auf die Slaven Tataren, Griechen und Germanen. Die slavischen Haufen sind zuerst im Dienste der Hunnen und Avaren westwärts gezogen; sie wurden von ihren gewaltthätigen Herren zum Teil tatarisiert. So kann der Name Tschech, der im 10. Jahrhundert zuerst aufkommt, schlechterdings aus keiner slavischen Sprache erklärt werden, und es ist überliefert, dass die slavischen Mädchen der Avaren- und Madjarenländer scharenweise den Siegern zu Willen sein mussten,

was gerade den Ubermütigen zuletzt zum Verderben ausschlug, da die Söhne aus solcher Verbindung, ihres tatarischen Herrenblutes bewusst, sich gegen die Zwingherrschaft erhoben. In Böhmen[1]), dem Hauptsitz des Avarenreiches, sieht man noch jetzt zahlreiche Schiefaugen zwischen vorstehenden Jochbeinen. Von den Bulgaren ist vollends sicher, dass ihr herrschender Stamm aus direkten Nachfahren der Hunnen bestand. Ebenso trägt Chorwat, der Eponymos der Chroaten, einen tatarischen Namen. Die Herrschaftsnachfolge in den Slavenlanden traten die Germanen an. Im 7. Jahrhundert wurden die Slaven Böhmens durch einen Rheinfranken, Samo, zum erstenmal staatlich organisiert, im 9. Jahrhundert kamen sie unter die Botmässigkeit der Karolinger, im 11. wurden sie von Heinrich dem Heiligen überwältigt und der westeuropäischen Kirche zugeführt. Obotriten, Wenden, Sorben, Dalmintzier (erinnert an Talmat oder Talmatsch, einen Clan der Khazaren) und Preussen wurden nicht nur deutschen Herren unterthan, sondern wurden völlig germanisiert. Die Ostslaven endlich wurden erst durch die schwedischen Ros geeinigt, deren Grossfürst Wladimir sich 997 der osteuropäischen Kirche anschloss. Bis in die Gegenwart hinein beruht alle Macht und aller Einfluss, den die Russen erlangt, in erster Linie auf den Westeuropäern (Deutschen, Dänen, Franzosen, Engländern), die als Beamte und Ingenieure, als Kaufleute, Lehrer und Industrielle das Reich in die Höhe brachten. Als das kräftigste Volk der Slaven — im 9. Jahrhundert berannten sie Konstantinopel, im 10. plünderten sie Kleinasien und Nordpersien — betrachteten die Russen sich frühzeitig als Erben von Byzanz und ihr Hochziel ward hinfort die Hagia Sophia.

Wie aber die Germanen siebenhundertjährigem römischen Einflusse zuletzt sich entzogen und die grössere Hälfte ihrer Volkstümer retteten, so sind aus der gleich lang dauernden germanischen Einwirkung auch die meisten Slaven am Ende mit gestärkter Eigenart hervorgegangen. Wie ferner zwischen dem Gebiet der Keltoromanen und Germanen sich eine Zwitterzone fruchtbarster Bildung hinzog, so reicht ein gemischt germanisch-slavisch-finnischer Strich, der ebenfalls der Boden einer reichen Kultur geworden ist, von Finnland, das seit 1157 germa-

[1]) Der Name Böhmen stammt von Boji, dem tapferen Keltenstamme, und heim, dem ältesten deutschen Worte, das überliefert ist. Mit Boji hängt auch das bis jetzt noch nicht genügend erklärte Bayern zusammen, bei den Byzantinern Bagibareia; ich führe bareia auf die germanischen Var zurück, die zwischen Regen und Donau sassen, nicht auf das altgermanische *var* Mann.

nischen Einflüssen unterliegt und das ein genaues Gegenstück zu Belgien darstellt, über Riga nach Polen, Ungarn und Bosnien.

Die Nordasiaten

Die ersten Turanier finden sich in Sumir am unteren Euphrat, dann treten die Hethiter und Urartäer auf, hierauf Massageten und Skythen. Hartnäckig halten zwar viele Gelehrte an der Behauptung fest, dass alle Skythen reine Iranier, allein die Beschreibung, die Hippokrates von den Skythen macht — und als Arzt musste der doch wohl ein Auge für Leibeseigenschaften haben — kann sich nur auf Turanier beziehen. Der Name Skythe, vielleicht von Tschude abzuleiten, ist indessen jedenfalls ein Sammelname und wird jedenfalls auch Iranier umfasst haben. Man erinnere sich nur daran, dass z. B. Masudi die Deutschen unter den Slavenstämmen aufzählt und dass auch die Griechen und Araber in Indien Ferenghi d. i. Franken heissen.

Das östliche Gegenstück der Skythen sind die türkischen Hiungnu. Sie bedrängen tausend Jahre lang China und erobern zeitweilig den Norden des Reiches, werden aber zuletzt unterworfen und chinesiert, ausser denen, die es vorziehen, nach Westen auszuwandern und als Hunnen Vorderasien und Europa zu überfluten. Das Ausstrahlungszentrum der Hunnen und ihrer Nachfolger war die Westmongolei, der Ausgangsstrich der Tungusen war die Mandschurei, der der Avaren und Madjaren Westsibirien. Nach dem Sturz der Hiungnu ergriffen um 270 n. Chr. die tungusischen Siempi die Herrschaft und setzten sich in Nordostchina fest, mit dem Erfolg, dass auch sie chinesiert wurden. Im 5. Jahrhundert gründeten die Toba, türkisierte Tungusen, ein ungeheures Reich, das die Mongolei, Westchina, Nordchina, einen Teil Koreas und Tibet (wahrscheinlich von Toba so genannt) umfasste. Die tibetanischen Toba machten sich unabhängig und dehnten nach 700 ihre Macht im Westen bis Fergana, im Südosten bis Jünnan und zum Busen von Bengal aus. Es bedurfte einer Koalition der Chinesen, Türken, Araber und Inder, um diese Macht zu stürzen. Inzwischen waren die anderen Toba, auch Wei genannt, dem Chinesierungsschicksale nicht entgangen.

Die Nachkommen der Hunnen waren die Bulgaren. Unlängst hat dies Marquart nachgewiesen, indem er in Irnik, dem zweiten

König der Bulgaren, Ernak, den Sohn Attilas erkannte[1]). Attila selber heisst in der bulgarischen Fürstenliste, der Marquart die Angabe entnahm, Avitochol, und es werden ihm 300 Regierungsjahre zugeschrieben. Marquart erklärt das als einen Versuch, den chronologischen Zwischenraum zwischen dem Verschwinden der Hunnen in Ostasien und ihrem ersten Auftreten in Europa auszufüllen. Allein die 300 Jahre sind einfach ein sagenhafter Zug wie die 300 Lebensjahre Starkadrs des Brawallakämpfers oder die drei Menschenalter Nestors. Den Namen Avitochol aber hat trotz heissen Bemühens noch niemand erklärt. Ich erkenne darin das Symbol, das die Madjarensage Attila beilegt, den Sturm- und Blitzvogel torul, während avi das mongolische und sonst bekannte Wort für Vater sein wird. Die gedachte Fürstenliste enthält ferner die Angabe der Sippe eines jeden Herrschers und eine Reihe von Glossen, die in einer rätselhaften, bis jetzt völlig dunklen Sprache abgefasst sind. Ich glaube auch davon wenigstens zwei Wörter sonst belegen zu können. Eine Sippe heisst Ermi; sie taucht wieder auf in dem Namen des Avaren Ermi-tzis[2]). Das mehrfach vorkommende Wort alem aber bin ich versucht, mit finnisch alam Seele und dem unzweifelhaft hiervon abgeleiteten Ungarnhelden Almos zusammenzubringen. Die Bulgaren erscheinen gegen 500 n. Chr., verheeren zwei Jahrhunderte lang Südosteuropa und beschränken sich dann auf die untere Donau. Seit dem 9. Jahrhundert sind sie slavisiert.

Bald nach den Bulgaren erstarkten die Avaren, deren Name, Rasse und Geschick noch recht dunkel ist. Ich halte sie für einen sibirischen Urstamm, mit Finnen untermischt, und glaube, dass die Avaren, die mit den Chinesen in der Mongolei zu thun hatten, und die Avaren, die unter Bajan — der Eigenname wird auch von Gefolgsmannen der Dschingisiden geführt — ganz Osteuropa bis einschliesslich Böhmen, Österreich und Istrien beherrschten und von Pippin, dem Sohne Karls d. Gr. vernichtet wurden, ein und dasselbe Volk sind.

Hörige der Avaren waren die Türken, ein Stamm am Flusse Orkhon (südöstlich vom Baikal). Nach ihnen wird jetzt die ganze Rassengruppe die türkische genannt. Sie lehnten sich um 550 gegen ihre Herren auf und stifteten ein Grossreich, das von Korea bis ans Schwarze Meer sich erstreckte. Türkische Heerscharen rückten schon Ende des 6. Jahrhunderts vor Konstantinopel; andere Scharen zer-

[1]) Marquart, die Chronologie der alttürkischen Inschriften 1898 Leipzig, S. 77.

[2]) Zu tzis vgl. sis im Namen des Sabiren Kutil-sis.

schmetterten die Macht der Juetschi und drangen in Nordiran ein; wieder andere streiften in Kansu und Schensi. Auf ein halbes Jahrtausend waren die türkischen Khazaren, Petschenegen, Kumanen, Uiguren und Ghuz der Schrecken der Slaven, Byzantiner und Perser. Im 11. Jahrhundert erobern die Gasnaviden von Afghanistan Nordwestindien; es setzen sich die Seldschuken in Bewegung, gründen 1073 das Sultanat von Ikonium und gewinnen Kleinasien für das Volkstum der Türken. Gegen 1280 erheben sich die Vasallen der Seldschuken, die Osmanen, schreiten ein Menschenalter später über den Bosporus und gründen das drei Erdteile verbindende Osmanenreich. Unterdessen wandern die türkischen Jakuten vom Baikalsee bis zum Eismeer und erfüllen ganz Nordostasien.

Zur Zeit Attilas oder bald nach ihm entrissen Finnen und ihre Verwandte, die Karelier und Tawasten, Finnland den Lappen. Um 860 brechen die Madjaren, wahrscheinlich türkisierte Finnen mit slavischer Beimischung, aus Südwestsibirien unweit des Sees Issyk-Kul auf. Ihre Fürsten, die Arpaden, halten sich für unmittelbare Nachfahren Attilas, der seinerseits bis auf die ersten Hiungnu-Herrscher, tausend Jahre zurück seinen Stammbaum verfolgen kann[1]). Die Madjaren lassen sich zeitweilig an der Wolga und im Kaukasus nieder und fallen mit Brand und Mord in die Donauländer ein. Von hier beunruhigen sie Mähren, Deutschland, Frankreich, die byzantinischen Grenzen, Dalmatien und streifen sogar über die Pyrenäen und in die Romagna. In der Theissebene aber werden sie sesshaft und im 11. Jahrhundert der Kultur des westlichen Imperiums gewonnen.

Im Osten kommt es unterdessen zu neuen Staatengründungen der Tungusen. Zunächst in Korea; dann, mit Hilfe malayischer Wikinger, in Japan; beider Länder beglaubigte Geschichte beginnt nicht vor etwa 450 n. Chr. Ein halbes Jahrtausend später gelangen die Kathai, nach denen Russen und Araber heute China benennen, zur Macht und erobern den Norden des Blumenkönigreiches bis zur Provinz Schantung. Ein Gewalthaufe der Kathai wandert bis Samarkand, ein anderer greift erfolglos Japan an. Ihnen folgen die Niutsche (mit denen Niutschwang aber nichts zu thun haben soll), die 1121 eine Herrschaft über Mandschurei und Nordostchina errichten.

Nach 1200 beginnt der Siegeslauf der Mongolen. Ihnen fällt

---

[1]) Letzteres hat mit erstaunlichem Scharfsinne, durch Vergleich ungarischer und chinesischer Quellen, Hirth sicher gestellt (Beil. z. Allg. Zeitung. 4. Aug. 1900).

der Osten, der Norden und der halbe Westen Eurasiens anheim. Auch streift schon Dschingiskhan bis nach Kabul und Delhi. Im Jahre 1280 wird Kublai Khan Kaiser Chinas und das Gebiet der Mongolen reicht vom Stillen Meer bis nach Schlesien und Siebenbürgen, vom Eismeer bis zum Persischen Golf. Seit 1358 zerfällt die Mongolenmacht, doch wird sie von dem Türken Timur zur Hälfte neu belebt. Timur († 1406) ist im Grunde wenig mehr als eine Episode, auch war sein Machtbereich, selbst ephemere Streifereien, wie die nach Delhi und Mesopotamien eingerechnet, nicht grösser als etwa das alte Perserreich, und ein Sechstel ungefähr des Staates der Dschingisiden. Ein Nachfahre Timurs, Baber, erobert seit 1517 Indien und vereinigt als Grossmogul die meisten Provinzen des Landes.

Die tungusischen Mandschu, die 1618 in Erregung geraten und 1644 in Peking ihre Dynastie inaugurieren, sind die letzten Ausläufer turanischer Südwanderung. Die letzte turanische Staatenbildung aber war das Kalmückenreich der goldenen Kaiser, der Altyn Khane, das sich von der Gobi bis Samarkand hinzog und das um 1720 von den Mandschu zerstört wurde.

Ich habe die Unternehmungen der Nordasiaten, bloss die wichtigsten berücksichtigend, mit Zahlen und Namen in vielleicht ermüdender Ausführlichkeit der Reihe nach aufgeführt, nicht etwa weil ich sie für viel bedeutender als die Thaten der Arier hielte, sondern weil ich sie wohl nicht als allgemein bekannt voraussetzen durfte. Auch hat ein näheres Eingehen auf diese Verhältnisse nicht bloss den Zweck, das übliche Bild der Menschheitsentwicklung abzuändern, sondern es liefert auch ein höchst vollkommenes Spiegelbild zu unserer eigenen Entwicklung. Die Kinematik germanischer Wanderungen und die Chemie westlicher Rassendurchdringung wird durch die genaue Analogie des Ostens erst in ihr rechtes Licht gesetzt; es wird so erst eine wissenschaftliche Auffassung der Völkerwanderungen ermöglicht. Wie die Germanen rechts auf die Kelten, links auf die Slaven stiessen und diese bezwangen, so wurden von den Türken rechts die Finnen, links die Tungusen bewältigt.

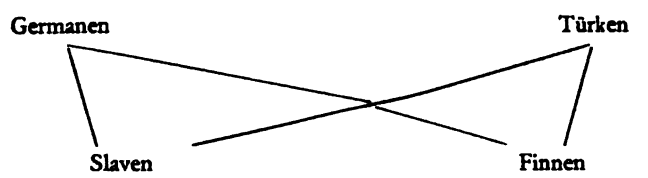


Und so gleichwertig war der Vorgang, dass in beiden Fällen die Fremdrasse der rechten Flanke intensiver beeinflusst, entnationalisiert

und absorbiert wurde, als die slavischen und tungusischen Stämme auf der linken. Der grosse Unterschied dagegen, der zwischen dem Werdegang der europäischen und der asiatischen Rassengruppe sich aufthat, war der, dass die europäischen Nordvölker einer einzigen Kultur sich vermählten, während die Nordasiaten dreien oder vieren: der ost-, süd- und westasiatischen und der abendländischen. Türkische Sultane regierten in China, Tibet, Delhi, Bagdad, Kairo (Mameluken), Astrachan und Stambul. Durch dieses in mehrere Kulturkreise Sichzersplittern, durch dies bei der ungeheueren Ausdehnung notwendig erfolgende Zerreissen der Türkrasse hat dieselbe gegenüber den Germanen ganz ausserordentlich an innerer Festigkeit und dauernder Kraft eingebüsst. Überhaupt herrscht, durchaus entgegengesetzt der gangbaren Meinung, in Europa die Beständigkeit und in Asien und Afrika der Wechsel. In dem geographisch scharf gegliederten Abendlande sind die Rassenverhältnisse (ausser in Grossbritannien) seit etwa 1700 Jahren im grossen ganzen die gleichen geblieben; der schlechter gegliederte Orient, wo die Scheidungsmarken verschwinden, war viel länger in Unruhe und hat die jetzige Rassengruppierung in Asien erst seit knapp 600 und in Afrika seit nur 150 Jahren.

Die Türken wurden zuerst aus der Kulturzone herausgeschlagen. Darin entsprachen die Hiungnu-Hunnen den Kimbern und Teutonen. Dann setzten sie sich als Herren fest, aber wurden von den Besiegten aufgesogen, wie die Westgoten und Langobarden; sie wurden chinesiert, hinduisiert, tibetanisiert, iranisiert und slavisiert. Zuletzt aber gründeten sie, wie Angelsachsen und Franken, nationale Reiche und gewannen sogar zu dem ursprünglichen Volksgebiet noch Neuland dazu, namentlich Adherbaidschan und Kleinasien, sowie Enklaven im Finnen- und Slavengebiet: bei Tomsk und Tobolsk, die Tschuwaschen westlich vom mittleren Ural, die Tataren der Wolga und der Krim.

Die Türken haben auf Europa einen weitgehenden und lange dauernden Einfluss ausgeübt. Die Hunnen kommen bis Orleans und Mittelitalien, die Tataren hielten sich jahrhundertelang in Russland, die Osmanen einigten nach fast 900 Jahren der Trennung der Länder, zum erstenmale wieder das ganze Ostbecken des Mittelmeers, erschwerten den westöstlichen Verkehr und wurden somit die Ursache, dass die Europäer sich neue Handelswege nach Übersee suchten und Amerika entdeckten. Sehr bedeutend war aber vor allem die rassenhafte Einwirkung der Türken. Sie hat sich mit der Einwirkung der Germanen gekreuzt und dieser Abbruch gethan.



Es ist durchaus nicht unmöglich, dass alle Slaven germanisiert worden wären, wenn das türkische Blut sie nicht gestärkt hätte. Andrerseits freilich haben die Türkfinnen, die Madjaren, die slavische Welt in zwei Hälften zerspalten und sitzen ihr heute noch als Pfahl im Fleische.

Die Malayen

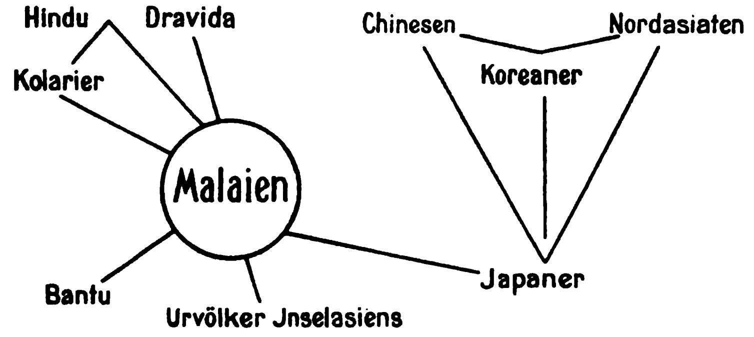
Das entscheidende Ferment zur Entstehung dieser Rasse lieferten vielleicht die Hindu. In den ersten Zahlwörtern (zu malayisch *sato* vgl. skt. *sa*, *dua* = *duo*, *tolu* = *tray*, *ampat* = *pessyres* äolisch, *petorritum* keltisch (Viergespann), 5. *lima* oder *hima* = armenisch *hink*, *100 ratus* = ai. *ċatyia*) und anderen Wörtern scheinen indogermanische Wurzeln zu stecken. Doch ist dies eine höchst unsichere Vermutung, der ich hier nur Raum gebe, weil überhaupt noch nichts über den Ursprung der Malayen bekannt ist. Ein den Hindu ähnlicher Typus, von Logan prä-indischer genannt, fällt häufig bei den Malayen und den die reinste Rasse darstellenden Polynesiern auf. Den Hauptstock der Rasse aber lieferten turanische oder *mongoloide* Stämme, die nicht notwendig, wie behauptet wurde, von Hochasien gekommen zu sein brauchen, sondern die sich vielleicht erst an den Gestaden der südasiatischen Küste, durch Mischung mit Tamulen[1]), Dravida und ähnlichen Völkern entwickelt haben. Jedenfalls nahmen die Malayen, die sich wohl wie Phönizier und Griechen ohne bestimmten Mittelpunkt überall an den Küsten ausbreiteten, einen beträchtlichen Teil süd- und vorderasiatischer Kultur an. In Formosa findet sich der persische Glaube von der schmalen Brücke, von der die Verdammten in kalten Schlamm und Unrat hinabfallen. v. Luschan hat in Ornamenten der malayisch beeinflussten Salomonsinseln vorderasiatische Muster erkannt. Vielleicht gehen die *alitu*, die malayischen Geister

---

[1]) Das malayische Wort für »Schiff« ist dem Tamili entlehnt.

oder Ahnen, auf die iranischen *rtu* zurück. Gegen die Zeit Christi begannen die Malayen ihre grosse Wanderung, die sie bis Japan und Madagaskar führte. Die Mikado, die mit ihren Mannen Japan den Ainu und Tungusen abgewannen, waren höchst wahrscheinlich malayischer Abkunft, denn der Name ihrer erlauchten Stammesmutter, der Sonnengöttin *A-mate-Rasu* lässt sich bloss aus dem Malayischen befriedigend [1]) erklären (»Auge des Tages«). Übrigens ist durch neuerliche Ausgrabungen der malayische Teilursprung des japanischen Volkes über allen Zweifel erhoben worden. Dass Madagaskar von Malayen besiedelt worden, zeigen die noch jetzt dort lebenden malayischen Sprachen; auch giebt es einen Ort Menangkabau auf der Insel, so hiess ein Urparadies der Malayen; endlich ist ein Wikingerzug, der dreihundert Schiffe in Bewegung setzte, von Australasien nach Madagaskar durch ein arabisches Schifferbuch ausdrücklich bezeugt. Der Zug fand 945 n. Chr. statt.

Die Malayen sind ein Spiegelbild der Türken. Wie die Türken in viele Herrschaften sich zersplitterten und drei bis vier verschiedenen Religionen anhängen, so haben die Malayen sich in eine unendliche Zahl getrennter Gruppen zerspalten, die teils unabhängige Staaten gründeten, teils Fremdherrschern dienstbar wurden, und hingen fünf abweichenden Religionen an: Brahmanismus, Buddhismus, Islam, Confucianismus und Heidentum, wozu später noch das Christentum kam. Wie die Türken von Norden in China und Indien einbrachen, so haben die Malayen sich von Süden aus in zwei Welten der Kulturzone festgesetzt, auf der hinduisierten Halbinsel Malakka und am Ostrande des chinesischen Kulturkreises. Im Bereich der Kulturzone haben sie den grössten Teil ihrer Eigenart eingebüsst, während sie auf den Inseln ihrerseits die vorgefundene Bevölkerung überwiegend absor-



[1]) Edkins denkt an Mithras!

bierten. Sie fanden ein buntes Wirrsal niederer Rassen vor: Negrito, Papua, Melanesier, Dravido-Australier, die sogenannten Prae-Indier mit ihren wohlgeformten arischen Gesichtern, endlich eine turanische Rasse, die bald für die Mongolen, bald für die Kolarier in Anspruch genommen wird. Das ausserordentlich verworrene Bild der so entstandenen Kreuzungen lässt sich, auf die einfachste Form zurückgeführt, etwa so darstellen, wie es die Skizze auf der vorhergehenden Seite veranschaulicht.

Die Araber

Die Ureinwohner der arabischen Halbinsel waren nicht semitischer Rasse. Die Phönizier hatten in West-Arabien ihre Urheimat. In historischer Zeit erhoben sich griechische Kolonien am Ostufer des Roten Meeres und wanderten Juden ein. Mithin waren die Araber nicht einheitlicher Abstammung, aber die fremden Elemente waren nicht sehr ansehnlich, so dass die arabische Rasse eine der reinsten darstellt.

In der Zeit der späteren Pharaonen treten die Araber in die Geschichte ein. Die Sabäer vermitteln den Handel des Roten Meeres und seiner Hinterländer mit Indien und Ost- und Südafrika. Die Stämme der syrischen Wüste und von El Hasa drangen nach Norden vor, die Nordwanderung der semitischen Phönizier und Assyrer fortsetzend. Allein fast zwei Jahrtausende blieben die Araber Barbaren, wenn sie auch hin und wieder halbzivilisierte Königreiche, wie die der Sabäer, der Minäer, der Peträer, der Nabatäer entfalteten. Erst durch die römischen Kaiser werden die Araber in den Strom der Weltkultur gezogen. Fast stets wird das Auftreten der Araber als ein plötzliches Naturereignis, als ein vulkanischer Ausbruch dargestellt. Es ist wahr, es giebt derartige unerklärliche Phänomene. So wissen wir nichts über die Ursachen, die den Mongolen- und Mandschusturm notwendig gemacht hätten. Von den Arabern aber kann man nachweisen, dass sie ganz allmählich in den Weltverlauf hineingezogen wurden und dass gerade vor Mohammed auch Druck von aussen sich fühlbar machte. Schon zu Cyrus' Zeit waren die Peträer bedeutend genug, um den König der Könige zu einem Bündnis zu veranlassen. Die Sabäer trieben einen schwunghaften Handel mit Indien, Ägypten und der Sofala. Die Nabatäer schlugen 312 v. Chr. den

Antigonus zurück und bald darauf seinen Sohn Demetrius. Dazu standen die nördlichen Araber seit David in regem Verkehr mit den Juden, einem Verkehr, der lange freundlich war, in der Makkabäerzeit aber sich in Feindschaft umwandelte. Auch wurden die Peträer von Babyloniern und Assyrern beeinflusst und vermittelten deren Kultur weiter ins Innere. Ein Königtum der Peträer erhob sich 144 v. Chr. und geriet in der Folge mehrfach mit den Römern zusammen, die einen unglücklichen Zug nach Jemen machten und unter Trajan Peträa dem Imperium einverleibten. Um 210 entstand das Reich Hira, das später den Sassaniden anheimfiel; wenig später das Reich Palmyra, wo die Araber sich mit griechischen und babylonischen Anregungen berührten. Im Jahre 525 wird Jemen durch die Abessynier erobert und dem Christentum zugeführt; Arianer, Katholiken, Nestorianer und Monophysiten, alle Sekten waren in Arabien anzutreffen. Eine Zeit lang begründen die Juden ein südarabisches Reich. Dann stösst man auf koptische Einflüsse[1]), wie die vom Koran aufgenommene Vorstellung von den Wagen beim Jüngsten Gericht. Die letzten Sassaniden rechneten Hadramaut und Jemen zu ihrer Einflussphäre. Endlich begann im 5. Jahrhundert der Handel zwischen den Plätzen des Persischen Golfes und China und steigerte sich der Verkehr zwischen Arabien und Indien. Von allen Seiten drängte es auf die Araber ein: von Römern, Sassaniden, Abessyniern und Juden aufgestört, erhoben sich endlich die Araber, deren damalige Zahl auf nur vier Millionen geschätzt wird, zu starker Gegenwehr und überwältigten all ihre Bedränger.

Der politischen Macht der Araber in Vorderasien ging ein Übergewicht ihrer Siedlungen voraus. Ihre Auswanderer bildeten bereits starke Massen in Mesopotamien, in Edessa, im Hauran. Es bedurfte nur der Zusammenfassung durch eine starke Hand, um jene Massen zu militärischer und politischer Bedeutung, um sie zur Herrschaft zu erheben. So war die Weltmacht der Araber durch ein Wachsen und Erstarken arabischen Volkstums eingeleitet. Andererseits ward durch die Weltmacht eine erneute Ausbreitung des Volkstums hervorgerufen. Das Weltreich des Kalifats erstreckte sich um 730, also hundert Jahre nach Mohammeds Tode, von Südfrankreich und Marokko bis ins Tarimbecken und ins Industhal, kurz darauf erreichten versprengte Reste sogar den Hoangho. Der militärischen Ausdehnung folgte die

---

[1]) Mohammed hatte ein koptisches Nebenweib.

Siedelung auf dem Fusse. Halb Nordafrika und fast ganz Syrien ward dem Arabertum gewonnen. Dagegen wiederholten sich in Iran und Spanien die Erfahrungen der Germanen; die Eroberer werden entweder verjagt oder volklich aufgesogen.

Die Araber stiessen bei ihrer Ausbreitung auf vier alte Imperien: das römische, das byzantinische, das persische, das indische. Völlig eroberten sie bloss das persische, von den anderen aber ansehnliche Teile. Da die Perser allein sich zum Islam bekehrten, ausserdem mit den Eroberern weitgehende Blutmischung eingingen, so gewannen sie auch den grössten Einfluss. Iranier wurden die Träger der ganzen frühislamischen Kultur. Iranier schrieben die Jahrbücher der Khalifen und woben ihnen ihre Teppiche; iranische Märchen bildeten den Kern (an den später ein ganzer Kometenschweif sich ansetzte) der Erzählungen von 1001 Nacht. Was freilich zunächst höchst geeignet war, den Islam zu stützen und seine Lücken auszufüllen, das sollte ihm auch zum Verderben gereichen. Die geistige Bedeutung der Iranier äusserte sich zuletzt darin, dass sie dem Islam einen andern Inhalt unterschoben und ein Schisma hervorriefen, das bis heute die mohammedanische Welt in zwei Hälften spaltet. Kaum minder beträchtlich war die Einwirkung der griechischen Welt. Von ihr nahmen die Araber ihre Muster für beträchtliche Teile der Wissenschaft, Litteratur und Baukunst. Die arabische Philosophie geht wesentlich auf Aristoteles, der Stil der Moscheen auf byzantinische Kirchen zurück. Weniger bedeutend waren dagegen die Einflüsse, die von Rom und Indien, sowie vom Judentum ausgingen. Allem fremden Wesen gegenüber behauptete sich indessen die eigene Art der Araber. Dieselbe war durch ihre Zähigkeit und ihre Schöpferkraft, namentlich in Religion und Poesie, befähigt, sich überall siegreich durchzusetzen; auch war es gewiss nicht ohne Belang, dass es sich nicht um eine einzige, sondern um viele Fremdkulturen handelte, mit der die Beduinen in Berührung kamen; ein Einfluss war gewissermassen das Gegengift des andern. Es ist das ein wesentlicher Unterschied zwischen den Geschicken der Araber im Süden und der Germanen und Slaven im Norden. Ein weiterer, noch stärkerer Unterschied ist darin zu finden, dass die Germanen durch die überlegene Kultur, auf die sie stiessen, vom Heidentum zu einer höheren Religion bekehrt wurden, die Araber jedoch selber als Bringer froher Botschaft, als Bekehrer auftraten. Die religiöse Erregung gab den Kitt zwischen den vielzerstreuten Horden des Südens, zwischen Beduinen und Städtern; der

religiöse Hochgedanke bewirkte es, dass die Khalifen sich nicht als Fortsetzer früherer Imperien fühlten, sondern ein neues, eigenes Imperium schufen; der Glaubenseinheit endlich war es zu danken, dass das Khalifat alle arabischen Stämme in seinem Imperium vereinte. Während die Germanen durch die Gründung von sieben oder acht Reichen ihre Kraft zersplitterten und die Slaven gleichfalls keinen Mittelpunkt kannten, haben die Araber wenigstens eine Zeit lang ihre sämtlichen Kräfte zu vollster Machtentfaltung wirksam zusammengefasst.

Von einem Absolutismus der Khalifen kann jedoch wenig die Rede sein. Die freiheitsstolzen Wüstensöhne sträubten sich dagegen und die Berechtigung solchen Sträubens wird von den Khalifen selbst anerkannt. Omar empfahl auf seinem Totenbette seinem Nachfolger, den Fuss des Hauses Ben Omeija nicht allen Arabern auf den Nacken zu setzen: das würde den Lauf des Islams nur hemmen.[1]) Viel mehr that zum Erfolg des Arabertums der religiöse Antrieb. Aber auch er that nicht alles. Die Hauptsache war die Massenauswanderung nach benachbartem Neuland. Nur durch ausgiebige Siedelung wurden Syrien und Nordafrika dauernd gewonnen. Die Wirksamkeit der Siedelung wurde durch die Polygamie begünstigt. Man weiss, dass einzelne Araber von Berberfrauen bis zu 180 Kindern hatten; das Kind aber war stolz darauf, die Sprache des vornehmen Eroberers, des Vaters zu reden. Übrigens war der Erfolg der Eroberer bloss in Syrien und Ägypten vollständig und zwar, wie ich vermute, deshalb, weil sie dort nicht mit einheitlichen, sondern stark gemischten und unterwühlten Volkstümern zu thun hatten. Bei dem stolzen und einheitlichen Berbertum hatten sie nur einen halben Erfolg, so dass jetzt noch, nach 1200 Jahren arabischer Herrschaft, nur die Hälfte der Berber arabisch versteht und nur ein kleiner Teil derselben arabisch als Muttersprache redet.

Die eigene grosse Begabung der Araber bewirkte, dass sie ein halbes Jahrtausend lang in der Westhälfte Eurasiens die Hauptträger der Weltkultur waren und deren Vermögen durch eigene Leistungen[2]) vergrösserten. Dann sanken sie von ihrer Höhe, gelten aber noch jetzt im Orient als das vornehmste der Völker. Die Mathematik, diese Mutter aller technischen Wissenschaften und Erfindungen, hat Europa ebenfalls von den Arabern gelernt. Das »arabische« Zahlensystem; das Wort »Ziffer«, welches arabisch ist und »Null« bedeutet; das

[1]) Vgl. Hron, Russland oder England? S. 107.

[2]) Gut zusammengestellt bei Hron, Russland oder England? Wien 1900, S. 92.

Wort »Algebra« — (eigentlich »*al gebr wa al mokabala*«, d. h. »die Vergleichung und die Tilgung«, nämlich der Rechnungsgrössen); — das aus dem arabischen Anfangsbuchstaben des Wortes »*schej*« (»etwas«) entstandene *x* zur Bezeichnung unbekannter Rechnungsgrössen sind unvergängliche Zeugen der arabischen Verdienste um die europäische Kultur. Arabische Gelehrte haben die Tangente in die trigonometrischen Funktionen eingeführt und sind auch die Begründer der sphärischen Trigonometrie geworden, indem sie den Sinus des Bogens statt seiner Sehne in die Rechnung stellten. Das Wort »Chemie« stammt ebenfalls aus dem Arabischen — »*al Kêmia*« d. h. die »ägyptische« (nämlich »Kunst«) — ebenso wie die Worte Alkalium, Alkohol u. s. w. In der Astronomie nennen heute noch alle Kulturvölker den Scheitelpunkt »Zenith«, den Fusspunkt »Nadir«, den Scheitelwinkel »Azimuth«, durchweg arabische Worte. Die Araber haben astronomische Instrumente erfunden, z. B. das Astrolabium zur Armillarsphäre ergänzt, den Sextant eingeführt, ja Mohammed ibn Dschabir hat schon vor nahezu tausend Jahren die Excentricität der Sonnenbahn (eigentlich »Erdbahn«) herausgefunden und die Jahreslänge auf zwei Minuten richtig berechnet. Arabische Gelehrte haben schon vor achthundert Jahren die moderne medizinische Wissenschaft begründet, nämlich Abu Ali ibn Sina (»Gesetze der Heilwirkung«), Abul Kasim el Zachrâwi (»Chirurgie«) und Ibn al Baithar (»Natur der Heilkräuter«); und Ibn el Avâm hat schon vor siebenhundert Jahren auch der Landwirtschaft eine wissenschaftliche Grundlage zu geben versucht.

Auf der Südhälfte des Globus fand der Araber schwächere Rassen vor, auf die er teils durch sein Volkstum, teils durch seinen Glauben, grossen Einfluss gewann. Durch den Islam fanatisiert, brachten die Sumatra-Malayen, die 1160 von Menangkabau aufbrachen, ganz Australasien in Erregung. Durch arabisches Blut gestärkt, vollbrachten seit dem 14. Jahrhundert Galla und Bantu weite Wanderungen, durch die das Völkerbild von Afrika stark und dauernd verändert wurde. Volklich und religiös wurden die Neger beeinflusst, was freilich wiederum den Nachteil brachte, dass die Feinheit arabischer Art und Bildung durch das Vordringen von Negerblut bedenklich vergröbert, ja in ihr Gegenteil verkehrt wurde. Ähnliche Erfahrungen machte man mit den Türken. Sie wurden dem Islam gewonnen, aber sie haben durch ihre Plumpheit und Gedankenarmut den Islam zu Grunde gerichtet. So ward die übergrosse Ausdehnung des Arabertums die Ursache seines Falles.

Die Doppelreiche und ihre gegenseitigen Berührungen

Wie es zu allen Zeiten verschiedene Rassen gegeben hat, die um den Besitz eines Landes kämpften, so hat es auch immer Mischreiche gegeben, die aus dem Widerstreit der Rassen hervorgingen. Das grosse Zeitalter der imperialen Doppelreiche aber ist von der Mitte des dritten bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Das Gemeinsame an der Entwicklung ist, dass im Zentrum der alten Kulturzone sich Staaten der alten Rassen behaupten, während an den Rändern der Zone Reiche neuer Rassen anfwachsen. Der Zweiteilung der Gewalten folgt eine Dreiteilung. Zentralstaaten aus alter und neuer Rasse, gemischte Staaten und ausschliesslich auf der neuen Rasse beruhende Randstaaten. Zuletzt werden die Randreiche zumeist über die ganze Kulturzone mächtig, dann aber zerfällt Alles in Nationalstaaten. Damit ist das mit den Achämeniden anhebende Zeitalter ausgedehnter festländischer Imperien vorläufig abgeschlossen.

Die Dynastie der Han war 220 n. Chr. gestürzt. Es folgte Bürgerkrieg und Verwirrung. China kräftigte sich zwar wieder und erlangte eine grössere Machtausdehnung denn je zuvor, aber ein Jahrtausend lang waren, ausser unter den Tang, die nördlichen und südlichen Randländer im Besitze unabhängiger Barbarenstaaten und gehorchte zumeist halb Nordchina fremden Herrschern. Seit dem dritten Jahrhundert erhoben sich die türkisierten Tungusen, die Wei und Toba am Hoangho und in Tibet, sowie das Reich von Vietsi (Jünan) am Roten Flusse. Die genannten Völker wurden zuletzt chinesiert. Es folgten die Angriffe der grossen Türkenreiche im Norden, des tibetanischen und birmanischen Reiches im Südwesten. Seit dem 10. Jahrhundert war Nordchina in den Händen der tungusischen Kitai und Niutsche. Dann kamen die Mongolen und eroberten das ganze Reich der Mitte, dazu Birma und Tonkin.

Zerklüfteter ist die Entwicklung in Indien. Die tibetanischen Juetschi besetzten 50 n. Chr.[1]) Nordindien bis zum mittleren Ganges

---

[1]) Gutschmid, Gesch. Irans 171.

und bis nach Gudscharat (der Halbinsel nördlich vom heutigen Bombay) und hielten sich dort ein halbes Jahrtausend. Die Juetschi wurden auch Skythen oder indisch Sakya genannt, ihre Dynastien waren die Turukscha oder Tochari europäischer Quellen. Die Dynastie datierte ihre Regierung nach der Çaka-Ära, die 78 n. Chr. begann. Der mächtigste Herrscher der Dynastie war Kanischka. Seine Hauptstadt war Peschauer am Kabulflusse, den Ausgang des Khaiberpasses schützend. Sein Gebot galt vom östlichen Vindja bis nach Turkestan. Im Juetschireiche mischten sich die verschiedensten Rassen und Kulturen: persische, indische, chinesische, spätgriechische. In seiner Götterversammlung hatte Kanischka den Mithras, den Helios, den ägyptischen Serapis und nahm dazu noch Buddha auf. Ganz ähnlich wie einige Geschlechter hiernach Alexander Severus ein internationales Pantheon sich einrichtete. Kanischka berief nach Kaschmir das dritte buddhistische Konzil, auf dem der Tripitaka (Dreikorb), das Evangelium des Buddha, abgeschlossen wurde. Das war um 100 n. Chr. Durch die Vermittlung der Juetschi, die mit Singanfu diplomatische Verbindung unterhielten, wurde die Lehre Gautamas nach der Tartarei und China gebracht.

Den Juetschi erstanden drei Feinde: die Sassaniden im Westen, Avaren und Türken im Norden, die Ganges-Hindu im Osten. Die Gupta von Magadha (bei Benares) rühmen sich auf einer Inschrift gegen Ende des 4. Jahrhundert, dass sie von einem Schahanischeh (persisch: König der Könige, hier der Çakakaiser) Tribut erhalten hätten. Mit der Feindschaft gegen die Fremden, deren Rasse übrigens in den Jat des Pendschab erhalten sein soll, verbanden die Hindu den Hass gegen Buddha, der ja, wie gemeldet, ebenfalls wohl ein Fremder war. Die Gupta, das mächtigste indische Herrscherhaus, ungefähr den Sassaniden gleichzeitig, und andere Fürsten eröffneten einen Vernichtungskrieg gegen alles Buddhistische, und es ist ihnen thatsächlich gelungen, gegen 750 n. Chr. Indien von der Nirvanalehre zu säubern. Aus seiner Heimat vertrieben, setzte sich der Buddhismus am Rande der indischen Bildungswelt fest. Er hatte bereits Ostiran, die Abhänge des Pamir, das Tarimbecken, China und Ceylon gewonnen; seit dem 5. Jahrhundert kamen hinzu: Korea, Japan, Tibet, die Sundainseln, Hinterindien und später die Mongolei, die Philippinen und Formosa. Durch die buddhistische, mit Hochdruck betriebene Propaganda strömt zugleich indische Kultur nach dem Ausland. Das Pali ward die heilige Sprache Ceylons und Birmas, indische Baukunst

eroberte Ostasien, indische Wörter strömten zu Tausenden in das chinesische und andere Sprachen, indisches Alphabet beeinflusste die koreanische und japanische, sowie die inselasiatische Schrift; wahrscheinlich ist endlich das indische Theater, das seinerseits viel vom hellenischen entlehnt hatte, die Grundlage austral- und ostasiatischer Schaubühnen geworden.

Die Hindu breiteten inzwischen ihr Volkstum immer mehr aus. Sie gingen südlich über das Gudscharat- und über das Vindjagebirge hinaus und gewannen den Norden Mittelindiens. Hierdurch mit vielen neuen Rassen und Rassensplittern in Berührung geratend, sahen sie sich genötigt, ihr Kastensystem noch weiter auszudehnen, dergestalt, dass es jetzt 282 Kasten giebt. Die Einrichtung der Kaste war notwendig, um die Reinheit der Rasse zu bewahren, die sonst in einem allgemeinen Entartungsbrei versumpft und untergegangen wäre. Der Zweck wurde zwar nicht völlig erreicht, denn es entstanden Bastardstämme, allein so viel ward doch bewirkt, dass Hindu und Hinduisierte wenigstens immer die Herren blieben gegenüber den Dunkelhäuten. Noch heutzutage stehen einer eingeborenen Bevölkerung von 250 Millionen nicht mehr als 20 Millionen reiner Hindu gegenüber. Das beweist genug für der Kaste Wirksamkeit. Trotzdem ist es nicht ausgeblieben, dass sehr bald das eingeborene Element selbst in der Bildung der Hindu-Herren sich bemerkbar machte. Das erhabene Sanskrit sank zum Pali herab, der reine Brahmanismus nahm Fetischismus, Schlangenkult und die Verehrung Šivas, des bösen Geistes, vom niederen Volk auf, erfüllte sich mit Aberglauben und Wunderkram und ward so, zwischen dem 5. und 8. Jahrhundert, zum Hinduismus, dem Nationalglauben Indiens, der noch in der Gegenwart an Kraft zunimmt. Auch entnahm der Hinduismus mehrere Züge den Buddhisten und Jaina. Daneben erhielt sich das reine Brahmanentum.

Seit der Mitte des ersten Jahrtausends n. Chr. nimmt die Ausdehnung der Hindu und ihrer verschiedenen Religionen den grössten Aufschwung. In den meisten Ländern, namentlich in Mittel- und Ostasien, ging der auswandernde Hindu und seine Bildung in das Fremdtum auf, in Hinterindien und Australasien aber ward der Hindu über die vorgefundene einheimische Bevölkerung mächtig und gründete Hindureiche, so die Herrschaften von Tschampa, Kambodia und Kandari, die um 820 als hervorragende Staaten erwähnt werden[1]), von

[1]) Parker, The island of Sumatra in The Imper. Asiat. Quart. 1900. p. 128.

Java, dessen erste indische Inschriften aus dem 6. Jahrhundert stammen, von Siam und Birma. Die Hindukönige errichteten ragende Tempel und Paläste und führten eine prunkvolle, farbenprächtige Hofhaltung. Mit dem Mutterlande scheinen sie rege Verbindung gepflegt zu haben, namentlich der religiösen Propaganda halber, doch eröffneten sie auch sehr bald Verkehr mit China. Schon um 460 sandte ein Fürst von Kandari goldene Geräte nach Peking und im Jahre 502, dem ersten der Liang-Dynastie, kam von demselben Lande — es liegt auf Sumatra — eine Gesandtschaft mit kirchlich-buddhistischen Grüssen nach China.

Seit 708 fallen arabische Scharen in Sindh ein und verbreitet sich im Westen Indiens der Islam. Mit 1000 beginnen die vierzehn Raubzüge des Türken Mahmud von Gazni. Auf die Gasnaviden folgten die türkischen Goriden. Meteorgleich erschienen Dschingiskhan und Timur. Dann hat Baber, der Enkel Timurs, die Reihe geschlossen und im Anfang des 16. Jahrhunderts den grössten Teil Indiens unterworfen; es begann das Reich der türkischen Grossmogule.

Mithin ein halbes Jahrtausend iranisch-griechischer Fremdherrschaft, dann anderthalb Jahrtausend turanisch-hinduischer Doppelbildungen in Indien selber. Daneben blühten im Norden und Osten der ungeheuren Halbinsel Doppelbildungen auf, die aus der Kreuzung indischer und chinesischer Art hervorgingen. So kam Pali und Buddhismus und indische Kunst nach Tibet, Birma, Siam und den Sundainseln; ebendahin kam aber von Norden der chinesische Einfluss. Die Verhältnisse verwickelten sich dadurch noch ausserordentlich, dass zu den beiden grossen Gegnern und Kulturbringern, den Hindu und Chinesen, zwei andere Elemente hinzutraten: andere Kulturrassen, wie die kühnen Baumeister himmelragender Tempel, die Khmer von Kambodscha, wie die poesiebegabten Tamilen, wie die seekundigen Malayen; und zweitens der Islam und seine Träger. Durch den Islam ward auf Brahmanen- und Chinesentum, auf den Buddhismus der Tamilen und Malayen, noch die Lehre Mohammeds und seiner eifrigen Jünger, der Türken, aufgepfropft. Da ferner die Schriftgelehrten des Islams überwiegend Perser waren, so wurde das Farsi die vornehme Hof- und Litteratursprache Indiens.

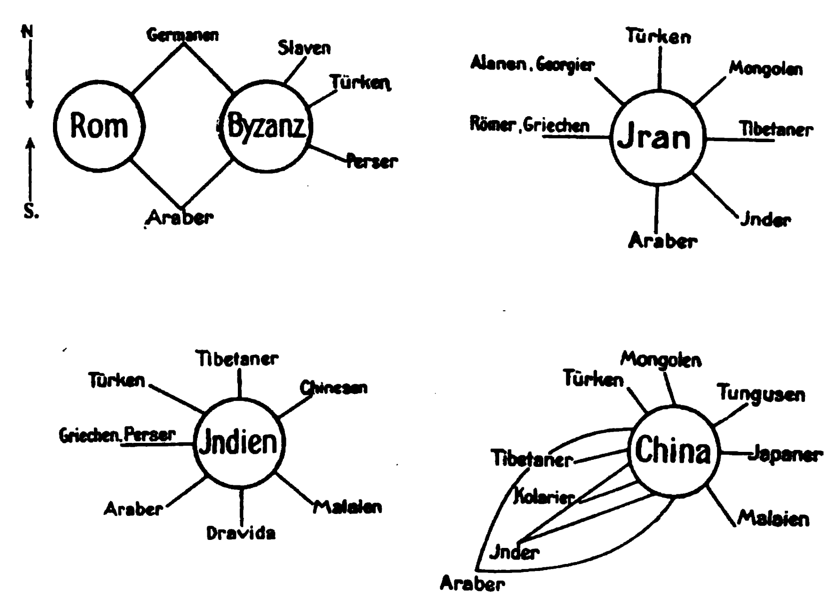
Ebenso bunt gestalteten sich die Dinge im Kalifat. Die Araber hatten es eben mit nicht weniger als allen vier arischen Imperien und ausserdem einer regellosen Menge von Naturvölkern zu thun. Deshalb konnten sie auch zu keiner dauernden Einheit kommen und ihre Weltmacht zerfiel sehr bald. Wie im indischen Kreise entstand nicht

eine, sondern mehrere Doppelbildungen. In Iran erwachte zwei Jahrhunderte nach der Eroberung das iranische Element wieder und verdrängte zuerst politisch, dann sprachlich das arabische. In Kleinasien musste der Islam vor den neuerdings vordrängenden Byzantinern zurückweichen, in Spanien und Syrien vor der fränkisch-normännischen Ritterschaft. In Ägypten verbanden sich die Araber mit den Ägyptern (Kopten), deren Sprache erst im 18. Jahrhundert völlig erlosch. In Nordwestafrika wurden die arabischen Herrschaften von Berbern und Negern beeinflusst. Es entstand die indisch-arabische, die iranisch-arabische, die griechisch-arabische, die lateinisch-arabische, die afrikanisch-arabische Doppelkultur. In diese drangen als störendes Element überall die Türken ein. In Ostiran machten sich schon vor Attila die Hunnen, dann seit ungefähr 560 die Westtürken bemerklich; gegen 900 gewinnen Khorasaner und Seldschuken entscheidendes Übergewicht und die Araber treten als Herrenvolk zurück. Kurden und Tscherkessen, islamisierte Armenier, Griechen und Juden treten auf den Schauplatz, Neger herrschen in Kairo und Fez. Dann wird noch ein Teil der Mongolen in den Bann des Islams gebracht. Das half der Verbreitung mohammedanischen Glaubens, aber drückte die Araber vollends in den Hintergrund. Zuletzt werden die Osmanen die (anfänglich sehr lauen) Vertreter des Islams. Sie werden die Erben des griechischen und der kleineren Hälfte des iranischen Imperiums. Während also das Christentum sich immer auf die Treue derselben Söhne stützt, herrscht in der Vertretung des Islams beständiger Wechsel. Während die halbbarbarischen Bedränger Roms so ziemlich immer denselben Rassen angehörten, gingen die Bedränger der Chinesen, Hindu, Iranier und Griechen fortwährend aus neuen, verschiedenen Rassen hervor. Das brachte dem Nordwesten Eurasiens eine stetige Entwicklung von fruchtbarer Folgerichtigkeit, während die wechselnden Doppelbildungen des Kalifates unstet und ohne Dauer waren, da unaufhörlich zerbrochen und zerbröckelt.

Der Gegensatz zwischen der Ruhe des äussersten Westens und der Unruhe des Ostens und der Mitte Eurasiens wird am besten graphisch erläutert. (Vgl. die Skizze auf der nächsten Seite.)

Hierbei sind zwar im Westen die nicht unbedeutenden asiatischen Einwirkungen der Hunnen, Juden, Madjaren unterdrückt, dafür aber auch die Syrer und kaukasische Stämme bei Iran, die Nestorianer und Perser bei China nicht berücksichtigt.

Im Abendlande entfalteten sich zwei getrennte Bildungswelten,



die ost- und westeuropäische. Beide Welten waren lediglich Fortsetzungen und Erweiterungen der hellenischen und römischen Welt. Es ist indessen wohlberechtigt, die Grundlagen von den Fortsetzungen scharf zu unterscheiden, denn durch das Christentum und die Nordvölker ward Gehalt und Form der Antike wesentlich umgestaltet. Die örtliche Scheidung bis zur Gegenwart aber ist ungefähr dieselbe geblieben, oder ist auf den Linien vorgeschritten, wie sie die Zeit Hadrians festgelegt hatte.

Es kam noch zu vereinzelten Übergriffen. Der unternehmende Hellenismus verbreitete sich bis Lyon, wo noch gegen 200 n. Chr. der Kirchenvater Irenaeus griechisch schrieb, und fand lange noch eine Heimstätte in Italien, wo erst nach 1000 das Griechische ganz ausgerottet wurde. Andrerseits unternahmen die Päpste Schritte, um die Ostslaven zu sich hinüberzuziehen, und gewannen wirklich die Polen. In dem fernen Archangelsk wurde eine lateinische Chronik geschrieben. Ähnlich schien es eine Zeit lang, als ob es Ludwig dem Deutschen gelingen sollte, die Bulgaren dem westlichen Kreis anzugliedern. Erst seit etwa 1100 sind die Grenzen zwischen der ost- und westeuropäischen Welt so ziemlich fest, Grenzen, die ungefähr von der Gegend des heutigen Petersburg über den oberen Dnjepr nach Fiume laufen. Das Grenzgebiet selber war natürlich und ist noch vielfach strittig. Die

später stattfindende Romanisierung der Walachen konnte nicht hindern, dass auch Rumänien der griechischen Kirche einverleibt wurde, jedoch in der Gegenwart macht sich der Romanismus und die Hinneigung nach dem Westen doch wieder geltend. Umgekehrt gravitieren die Tschechen, obwohl römisch-katholisch, nach Russland hin. Im allgemeinen aber war die kirchliche wie politische Trennung der beiden Hälften des Erdteils auffallend reinlich, viel entschiedener als Trennungen in irgend einem anderen Kulturkreise.

Wie die Türken und Mandschu auf chinesischem Boden die chinesischen Kaisertitel übernahmen, wie einst die Perser in Ägypten mit Pharaonennamen geschmückt wurden, so trachteten die germanischen Fürsten darnach, Amt und Titel der Römerkaiser zu übernehmen. Das Reich der Mitte bestand immer fort, nur waren die Herrscher bald türkischen, bald mongolischen, bald auch wieder einmal einheimischen, bald mandschurischen Blutes; ebenso that sich die Fiktion auf, dass das Imperium, der Thron der Cäsaren noch weiter bestünde, indem bloss die Volkheit des Throninhabers sich geändert. Deutschland, Frankreich, Österreich, Spanien und England haben derartige Inhaber geliefert. Gemeiniglich aber sprach man von einem römischen Reich deutscher Nation und tausend Jahre hindurch waren mit wenigen Ausnahmen die Inhaber zugleich Deutschlands Könige. Durch Napoleon lebte der alte Imperiumsgedanke noch einmal glänzend auf, und man kann selbst jetzt angesichts der Palästinafahrt Wilhelms II. und seiner chinesischen Kreuzzugsideen noch nicht sagen, dass der Gedanke, der nunmehr fast zwei Jahrtausende alt ist, gänzlich erloschen sei. Zumal der Gedanke in doppelter Weise vertreten ist, nicht nur durch den weltlichen Kaiser, sondern auch durch den Fürst der Geister, den Papst. Es war nicht unbedingt nötig, dass das Papsttum gerade in Rom entstand, denn der Dalai Lama ist zu hoher, wenn auch rein geistlicher Macht gelangt, ohne auf einen alten Herrschaftsmittelpunkt sich zu stützen, jedenfalls aber hat die Lage der päpstlichen Residenz dazu beigetragen, dem Papsttum Anerkennung, Ehrfurcht und Macht zu verschaffen. Es hat zugleich den Wunsch nahe gelegt, die Macht auch durch Landbesitz zu fördern. Das Reich des Papstes umfasste die Provinzen des westlichen Imperiums. In die Erscheinung ist jenes Reich seit etwa 600 und deutlicher seit 750 getreten. Den Verlust von Nordafrika ersetzte es durch den Gewinn von Deutschland, Ungarn, Polen und Skandinavien. Es wollte aber zugleich die weltliche Macht der Cäsaren erben. Da geriet es in Streit

mit den deutschen Kaisern, die ausschliesslich darauf Anspruch machten. Das Papsttum ist zuletzt (1527) erlegen, allein die Niederlage bedeutete keineswegs den Untergang. Eins nämlich haben niemals die westeuropäischen Herrscher zu erlangen vermocht, was, lediglich vom politischen Machtstandpunkt betrachtet, den ungemeinen Vorteil des Khalifentums und des russischen Cäsaropapismus ausmacht, die Vereinigung weltlicher mit geistlicher Machtvollkommenheit. So blieb dem Papst immer sein geistliches Amt und die ungeheuere, damit verbundene Macht. Von höherer Warte aus beschaut, offenbart sich gerade diese Spaltung der Gewalten als das bessere, wirksamere Prinzip, das durch Wettstreit und Wechselwirkung reicheres und stärkeres Leben schafft. So hat denn die individualistische Kultur Westeuropas der zentralistischen Osteuropas den Vorrang abgelaufen und haben auch als Eroberer und Verwalter die Germanen und Romanen mehr Kraft bewiesen als Mohammedaner und Slaven.

In der oströmischen oder byzantinischen Welt thaten sich gleichfalls zwei Gewalten auf, die weltliche des Autokrator, die geistliche des Patriarchen. Es kam auch zwischen ihnen zu ernstlichen Kämpfen. Mancher Kaiser wurde gestürzt und vom wütenden Pöbel schmählich misshandelt, weil er den Zorn des geistlichen Oberhirten erregt, und mancher Patriarch musste sich verbannt in ein einsames Kloster zurückziehen, weil das weltliche Oberhaupt anderen Dogmen huldigte als er. Der Zwist loderte im Bilderstreit zu hellen Flammen auf. Der Bilderstreit endete mit dem völligen Sieg der geistlichen Gewalt, zuletzt gewann aber auch in Konstantinopel das Kaisertum die Überhand. Vom früheren Besitz verloren die Oströmer weit mehr als die Weströmer, doch auch sie wurden im Norden entschädigt. Für den Verlust Ägyptens, Syriens und halb Kleinasiens erhielten sie den kulturellen Anfall der Slavenwelt, die bis zum heutigen Tage ihrer byzantinischen Nährmutter treu geblieben ist, weit treuer als der Westen der römischen Kultur. Durch den berührten Anfall aber kam derselbe Dualismus in den Osten wie in den Westen. Der Patriarch blieb am goldenen Horn, die Kaiserkrone ging in die Hände der Russen über. Als Unterthan einer rassen- und glaubensfremden Macht, in nächster Nähe der höchsten Machtentfaltung des Halbmondes, sank der Patriarch bald zu Unbeachtetheit, ja Bedeutungslosigkeit herab. Dadurch stieg ganz von selber der Zar, der dann die günstige Lage ausnützte, um sich auch geistliche Befugnisse anzumassen, wie er ohnehin schier göttlicher Verehrung bei seinem Volke geniesst. Er übertrug seine Befugnisse

äusserlich an den Heiligen Synod, leitete jedoch selber die Kirchenpolitik. Der Synod hat zwar eine gewisse Unabhängigkeit und kann unter fähigen Führern wie Pobjedonesjeff grössere Bedeutung erlangen, er vermag aber nicht so viel wie das Scheichu'l-Islamat, das einen Sultan abzusetzen befugt ist. Eher könnte man den Synod mit dem Oberkirchenrat vergleichen, der aber doch eine tiefer einschneidende Gewalt hat als jener und ein viel ausgedehnteres Wirkungsgebiet.

Von den Erben der griechisch-römischen Kultur sind die westlichen ohne Frage die bedeutenderen und erfolgreicheren gewesen. Das liegt vor allem an der höheren Rasse der Romanen und Germanen gegenüber den Byzantinern und Slaven. Die Begabung der westlichen Rassen war einerseits der Gründung fester Staaten förderlicher, andrerseits neigte sie zum Verinnerlichen und Sondergestalten (Individualisieren und Differenzieren), woraus stärkere Wechselwirkung und dadurch gesteigerte Bildung und grössere Kraft erwuchs. Lange zwar war die Bildung der Byzantiner noch der westeuropäischen überlegen, da sie die Schätze alten Schrifttums besser hüteten und zudem am Durchgangsthor der Völker, am Knoten- und Kreuzpunkt des Weltverkehrs sassen, seit dem 12. Jahrhundert aber steigt die Schale zu Gunsten der Westländer. Die Überlegenheit der Germanen über die Slaven zeigte sich besonders in ihrer grösseren Aufnahme- sowohl wie Widerstandsfähigkeit gegenüber den Einwirkungen der alten Kultur. Die Ostleute haben einfach das Alte übernommen, wie sie es fanden d. h. im Zustande der schlechtesten, spätesten, getrübten und verknöcherten Überlieferung, ohne das Übernommene zu kritisieren und ohne sonderlich fortzugestalten, die Germanen aber gingen von den kraft- und saftlosen Vermittlern der Antike und des Christentums zu den Urquellen zurück; dazu war das Eigene bei ihnen so zeugungskräftig, dass sie das Übernommene wesentlich umgestalteten und mit höherem Gehalt erfüllten.

Welchen Vorteil aber die Germanen aus der Einbeziehung in die klassische Kulturzone schöpften, das zeigt ein Vergleich mit den dagegen sich sträubenden Beduinen, die in Arabien zurückblieben, und mit den Skandinaviern, die zwar keine Italienfahrten auszufechten hatten, aber auch kein eigenes grosses Kulturreich aufrichteten.

Zwischen dem nahen Orient und dem entfernteren Abendland hatten Phönizier und Griechen vermittelt. Die Berührung zwischen dem gesamten vorderasiatisch-europäischen Kreis und dem indischen vermittelten Iranier, Griechen und Araber, zwischen den beiden grossen

Kreisen endlich und dem ostasiatischen vermittelten Araber und Türken. Den geschlagenen Hiungnu folgend, wie mehrfach hervorgehoben, kamen die Chinesen um 110 v. Chr. dazu, einen Karawanenverkehr mit dem Westen zu eröffnen. Der Anstoss zur Berührung des westlichen und östlichen Eurasiens ist mithin von den als exklusiv verschrieenen Chinesen ausgegangen. Die Hiungnu stürzten sich sodann auf die Germanen, Slaven, Iranier, Griechen, Römer und leiteten den Zusammenbruch des römischen Imperiums ein. Die von den Hiungnu vertriebenen Juetschi aber wandten sich nach Indien. Die Bewegung der Hunnen, die am Golf von Petschili begonnen hatte, endet demnach an den Ufern des Atlantischen und Indischen Meeres. Hiernach wurden die Türken die regelmässigen Leitdrähte militärisch-politischer und kultureller Vorgänge zwischen den Enden Eurasiens. Jedoch nur im Norden auf dem Landwege. Im Süden, zur See, unternahmen die Vermittlung die Araber und Perser. Kaufleute beider südwestasiatischer Völker kamen seit dem 5. Jahrhundert nach China und bildeten im 9. Jahrhundert den grössten Teil der aus 120 000 Seelen bestehenden Fremdenkolonie von Hangtschou. Arabische Söldner aber bemächtigten sich 758 Kantons, während ihre Genossen im Norden Schensi plündernd durchzogen. Seitdem die Araber bis Kaschgar vorgedrungen waren, das erste Mal 708, förderten sie und ihre stetigen Gefolgsleute, die Perser, auch den Landverkehr mit China, im Anschluss woran iranische Kolonisten sich bis an den Lobnor vorschoben. Sodann waren die Chinesen ihrerseits darauf aus, nicht nur zu Lande, sondern auch zur See Handel mit dem Westen zu treiben, und ihre Bemühungen in der Richtung sind namentlich im 15. Jahrhundert erfolgreich gewesen, während dessen sie Kalkutta, Ceylon, die Somaliküste und Sansibar häufig anfuhren und einmal sogar bis Dschidda an der Ostküste des Roten Meeres gelangten. Die Chinesen wollten sich keineswegs vom Verkehr mit der Aussenwelt abschliessen, sondern drängten im Gegenteil darauf hin, auch zog es sie mit elementarer Gewalt nach den Sitzen der alten Kultur und, statt wie Polynesier und Dravida ostwärts in die menschenleeren Wüsten der Südsee und Australiens zu wandern, trieb es sie vielmehr westwärts nach Indien, Iran und Arabien.

Den grossartigsten Aufschwung aber nahm der Verkehr unter den Mongolen. Gegen 1300 war es in so manchen Gegenden, wie dem Tarimbecken, Südiran, Armenien, Ostasien sicherer und unbeschwerlicher zu reisen als heute. Der staatlich erleichterte Verkehr

brachte den Austausch westöstlicher Gedanken und Waren und Künste zu einem bislang unerhörten Grad.

Damals hiess es nicht sowohl: Alle Wege gehen nach Rom, als: Alle Wagen gehen zum Grosskhan, nach seinem Zeltlager in Karakorum.

Christentum, Buddhismus, Islam

Von den drei Weltreligionen ist im Grunde das Christentum am ältesten, denn seine Wurzeln gehen bis in die frühbabylonische und die zarathustrische Zeit zurück, während Gautama den Babyloniern nichts und der altarischen Spekulation nur wenig entlehnt hat. Der Vorzug des Christentums beruht einmal darauf, dass es aus der reichsten Mischung von Kulturen entstanden ist, und dann darauf, dass es die begabteste Rasse zu Trägern gewann. Die Vorteile des Buddhismus liegen darin, dass er keine besonderen Ansprüche an die Denkkraft des Menschen stellt und daher leicht die denkträgen Massen gewinnt, zumal er allen endgültige Befreiung vom Leid verheisst, eine tröstliche Lehre, die bekanntlich von der römischen Kirche als Ketzerei verdammt worden ist. Der Vorzug des Islams ist vielleicht darin zu suchen, dass er folgerichtiger als alle anderen Glaubenstümer das Göttliche vom Menschlichen trennt und Gott unnahbar hoch über alles Irdische stellt, auch über seinen Propheten, dergestalt, dass zwar ein Gemütsverhältnis zur Gottheit nicht aufkommen konnte, jedoch wirksam jeglichem Herabziehen und Entwürdigen derselben vorgebeugt wurde.

Christentum und Buddhismus gewannen ausserhalb ihrer Heimat zuerst im 2. und entschiedener seit dem 3. Jahrhundert unserer Ära Einfluss auf die Geschicke der Welt. Beide Religionen wurden erst mächtig, nachdem sie ihre ersten Träger gegen andere Völker vertauscht. Der Islam, dessen Erfinder zugleich seine kriegerischen Förderer und Verbreiter waren, kam sogleich nach seinem Entstehen im 7. Jahrhundert zur Gewalt. Während nun der Islam, dessen Eigenart nicht scharf ausgeprägt, dessen Spekulations- und Formwert gering ist, zur Allerweltsreligion erwuchs, offenbarte sich bei den beiden früheren Glaubenstümern eine eigentümliche Wahlverwandtschaft zwischen Religion und Rasse. Das Christentum hat sich mit den

Westariern vermählt, der Buddhismus mit der mongolischen Rasse (im weiteren Sinne, jedoch mit Ausschluss der Türkstämme). Die auffallende Erscheinung ist des näheren zu erläutern.

Es ist zu unterscheiden zwischen den dumpfen Vorstellungen der Naturvölker und einer auf persönliche Stiftung zurückgehenden Religion. Für die Naturvölker ist ihr Begriff von höheren Gewalten und deren kultliche Verehrung lediglich ein Element des Stammeslebens; der Gottesdienst bezieht sich nur auf den Stamm, ist dieses einen Stammes Stärke, und eine Ausbreitung des Dienstes wird durchaus nicht gewünscht, denn wer wollte dem Nachbarstamm eine Stärkung gönnen? Eine Religion tritt dagegen mit dem Anspruch auf, die einzig wahre, die einzig gültige Ansicht von der Gottheit darzustellen; sie will andere für sich gewinnen, sie will herrschen. Daher beschränkt sie von vornherein ihre Gültigkeit, ihren Wirkungskreis nicht auf einen bestimmten Stamm oder ein bestimmtes Volk, sondern sie möchte allgemeines Ansehen erringen, überall sich durchsetzen, kurz zur Weltreligion werden. Und die von einem bestimmten Heiland gegründete und von dessen Persönlichkeit durchdrungene Religion macht sich dann auf, die Welt zu erobern. Vielleicht gelänge ihr das Unterfangen, allein da stellt sich die Verschiedenheit der Rassen entgegen.

Es hat wahrlich dem Christentum nicht an Ausbreitungsmöglichkeiten gefehlt. Dasselbe fand in Mittel- und Ostasien Eingang; ganze türkische und mongolische Horden, sowie zahlreiche Chinesen wurden vom 6. bis 14. Jahrhundert dazu bekehrt; es wurde in Persien und Arabien und Indien verbreitet. Nicht minder dehnte sich das Christentum über ganz Nordafrika, die oberen Nilthäler und Abessynien aus; im 10. Jahrhundert gab es christliche Gemeinden in den Tschadländern und Christen hielten sich im östlichen Sudan bis zum 16. Jahrhundert. Um so auffallender ist der reissende Niedergang des Christentums vor dem steigenden Sterne des Islams. Im 16. Jahrhundert waren in ganz Asien nur ein paar hunderttausend Nestorianer, Maroniten und griechische Katholiken, sowie versprengte Jakobiten und Thomaschristen nebst neuerlichen Konvertiten der Portugiesen und Spanier, und in Afrika war, mit Ausnahme des halbbarbarischen, nur dem Namen nach bekehrten Abessyniens, das Christentum überhaupt ausgerottet. Auch die Gegenwart zählt wohl amerikanische Neger, Anamiten, Malayen und Chinesen, Indianer und Eskimo zur grossen Gemeinschaft der Heiligen, aber kaum mit Recht: mit Ausnahme der übrigens halbgermanisierten Madjaren und Finnen, deren Kopfzahl gegen eine

halbe Milliarde Westarier nicht in Betracht kommt, ruht das Christentum einzig und allein auf westarischer Grundlage.

Genau so ist die Lehre Gautamas, der aus Sakya-Geschlechte d. h. tatarischen Skythen stammte, von den Hindu abgewiesen worden und hat dafür die Tataren ergriffen: Mongolen, Chinesen, Koreaner, Japaner und die halb oder dreiviertel mongoloiden Malayen. Ähnlich haftet der Brahmanismus am Hindutum, der Mosaismus am Judentum, das Glaubenstum des Avesta am Persertum. Eine derartige Beschränkung ist vielleicht als Vorteil auszulegen. Ein Allerweltsfreund ist selten ein tiefer Mensch; starke oder gar strenge Eigenart wendet sich leicht von Niedrigem und Alltäglichem ab. Nur der Islam hat es zum Range einer vielrassigen Religion gebracht; er hat Arier, Semiten, Berber, Neger, Mongolen, Chinesen und Malayen, ja sogar niedrigste Naturvölker, Kolarier und Dravida zu Jüngern gewonnen. Trotzdem hat auch er den Widerstand spröd abgeneigter Rasse erfahren. Das Schiitentum der Iranier, der Fetischismus der Neger, die Heiligenverehrung der Fellachen geht auf, dem Islam widerstrebende, Rasseneigenschaften zurück.

Obwohl sich das westliche Element beim Christentum stärker erwies, dauerte der Kampf mit dem Geiste des Morgenlandes doch immer fort. Das Mönchtum und Klosterwesen hielt, von Ägypten ausgehend (vielleicht in Anlehnung an indische Muster), auch in Europa siegreichen Einzug und ist jetzt noch im Schwange, wenn auch vor dem feindlichen Zeitgeiste allmählich zurückweichend. Der Gedanke eines geistlichen Prinzipates, der zuerst in Babylon aufgekommen war[1]), wurde zum Grundsteine des Papsttumes, dessen Hierarchie gleichfalls aus dem Osten stammt. Auch entfaltete, wahrscheinlich unter dem Einflusse der halbgewonnenen Iranier, das östliche Christentum eine staunenswerte Kraft und Fülle. Es erzeugte die tiefpoetischen, an neuzeitliche Evolutionstheorien erinnernden Emanationsgebilde der Gnostiker, die Lehre vom verborgenen Heiland der Paulizianer, es nahm buddhistische Anschauungen und Legenden auf, es durchtränkte sich mit dem iranischen Gedanken vom steten Kampf des Lichtes mit der Finsternis. All das hat eines gewissen Eindruckes auf den Westen nicht verfehlt, indessen zuletzt wiederholte sich immer die Erfahrung, die noch aus jeder westöstlichen Wechselwirkung zu erschliessen ist: wie trotz stärkster abendländischer Ein-

[1]) Oben S. 18 f.

flüsse der Orient, so hat trotz zeitweilig überwiegender Ostkultur zuletzt immer der Occident seine eigenste Art behauptet. Die Griechen hatten die Schriftzeichen des Orients aufgenommen, aber mit hellenischem Formensinn vereinfacht; sie gestalteten die Säulen der massiven orientalischen Tempel um durch dorischen Ernst und jonische Anmut, die Astronomie der Chaldäer durch Hipparchs Lehre von der Kugelgestalt der Erde, die schwere und mystische Spekulation der Ostarier durch eine klare, menschlich schöne Philosophie, die grübelnde Buchgelehrsamkeit der Ostländer durch Kritik und praktische Lebensauffassung. Nun gelangte, neben anderen asiatischen Religionen wie dem Kybeledienst und der Mithrasverehrung, das Christentum nach Europa. Es entstanden die zwei Parteien: Judenchristen und paulinische Christen. Die durch Paulus getragene Westkultur errang einen vollständigen Sieg, während die orientalische Richtung, durch zahllose Sekten zersplittert, sich zuletzt fast ganz verlor.

Die Scheidung der europäischen und orientalischen Kirchen geschah im Laufe des 5. und 6. Jahrhunderts. Zur selben Zeit begann ein Aufschwung östlicher Litteraturen. Vorangegangen war das Schrifttum des Pehlewi und der babylonische Talmud. Jetzt folgten syrisches, koptisches und armenisches Schrifttum, wesentlich durch die Kirchenspaltung angestachelt. Der Orient lenkte in unabhängige Bahnen ein. Er schickte sich bereits an, dem Westen die Wege zu zeigen. Die Hofetikette, die Byzanz und von ihm die anderen europäischen Residenzen annahmen, geht auf persisch-ägyptische Vorbilder zurück. Die indischen Märchen des Pantschatantra, Kalila wa Dimnah, die fabulose Buddhabiographie des Lalitavistara, chaldäische Zauber- und Fabelbücher, ägyptische und kleinasiatische Legenden strömten nach Europa und verbreiteten sich vom Bosporus bis an den Ärmel-Kanal und an die Wolga. So tiefgehend und zugleich so unbewusst war die Unterjochung der westlichen Glaubenswelt durch den Osten, dass sogar der Urheber einer östlichen Religion, dass der Buddha selber unter die Heiligen der westlichen Kirche geraten ist. Und trotzdem sind zuletzt die Anschauungen des römischen und griechischen Abendlandes allein massgebend geworden, während das morgenländische Christentum zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken ist.

Ähnlich ist es dem Buddhismus ergangen. Er hat zwar Ostarier und Semiten ergriffen, denn er gewann viele Hindu, einen Teil Irans und vermutlich auch Mesopotamiens, wurde aber von den kaukasischen Rassen in der Folge gänzlich abgestossen, um sich nur bei

Mittel-, Ost- und Inselasiaten, bei den mongolischen oder mongoloiden Turaniern, innerhalb des chinesichen Kulturkreises, wirksam zu erweisen. Und der Brahmanismus eroberte sich zwar eine Zeitlang Anhänger bei den anarischen Völkern Indiens und bei den Malayen, ist aber auch bei diesen später ganz verdrängt worden. Der Mosaismus hat in ähnlicher Weise allerdings bei nichtsemitischen Rassen, bei Hamiten (Falascha und Berbern) und Tataren (Khazaren und Karaiten) Eingang gefunden, aber jene fremdrassigen Jünger Mosis kommen gegen die Zahl der semitischen Juden kaum in Betracht.

Der scharf ausgeprägten Scheidung der Rassen im Westen Eurasiens entspricht die deutliche Trennung zwischen Christentum und Islam. Die Trennungslinie hat sich im Lauf der Zeiten beständig verschoben, aber jenseits der Linie gab es stets nur wenig Enklaven der Feinde. Der weitgehenden Mischung der Rassen im Osten entspricht dagegen die unklare und undeutliche Sonderung zwischen der mohammedanischen und der buddhistischen Welt. Namentlich zeigt sich das bei den Malayen, deren Wurzeln sowohl in den indischen als den chinesischen Kreis sich erstrecken. Die Sonderung ist zugleich deshalb weniger entscheidend, weil der Islam auf seiner östlichen Flanke sich nicht einem einheitlich geschlossenen Fremdglauben gegenüber sah, sondern es mit einer ganzen Reihe von Religionen zu thun hatte, mit niederstem Heidentum, mit Ahnendienst, mit den Lehren des Konfuzius, des Laotse, des Buddha, mit Brahmanentum, Dschainatum, mit der Schiva-Verehrung. Noch jetzt ist halb Hindostan eine Enklave inmitten der Moslimenschaft, und manche Hindu feiern sowohl hinduistische wie mohammedanische Feste. Immerhin gewährt der ferne Osten wenigstens ein einigermassen geschlossenes Bild, nicht wegen der Einheit seines Glaubens, sondern wegen der Einheit seiner Gesamtkultur. Die tatarische Rasse ist bei ihrem Phlegma, ihrer öden Nüchternheit, ihrer Armut an Phantasie überhaupt nicht sehr religiös angelegt; auch bei ihr giebt sich die Gleichgültigkeit und die ihr entspringende Mischung dadurch kund, dass derselbe Mensch im Tempel Buddhas und Laotses opfert und dabei noch konfuzische Riten befolgt. Für den fernen Osten ist daher die chinesische Kultur bezeichnender als irgend eine Religion; im übrigen fällt die Verbreitung jener Kultur mit der des Buddhismus erstaunlich genau zusammen, nur ist es völlig ungerechtfertigt, eine halbe Milliarde Buddhisten anzunehmen, da kaum die Hälfte der Chinesen, Koreaner, Japaner und Annamiten thatsächlich dem Buddha huldigt.

Drei grosse Kreise halten sich die Wage, jeder ankämpfend gegen die beiden anderen. Als die Portugiesen nach Malakka gelangten, waren die Chinesen sofort auf ihrer Seite gegen die Mohammedaner. Noch auffallender hat sich Japan den ankommenden Europäern in die Arme geworfen. Andererseits haben manche in Asien interessierten Westmächte mit mohammedanischen Truppen gegen den fernen Osten Krieg geführt. Auch neigen wir mehr zu der reinen Gottesidee des Islams, als zu den bald läppischen, bald abstossenden Kulten Süd- und Ostasiens. Daraus ergiebt sich, dass nicht schlechthin der Orient dem Occident gegenübersteht. Eine derartige Einteilung hatte nur so lange Sinn, als unser Gesichtskreis nicht über die islamische Welt hinausging. Umsoweniger hält die Einteilung Stich, als Orient und Occident rassenhaft verknüpft sind, denn die mohammedanischen Albanier, Slaven und Griechen Europas, die glaubensgenössischen Iranier und Hindu in Asien sind arischer Abkunft. Des weiteren ist der richtige Moslim dem götzendienerischen Buddhisten genau so feind wie dem Christen, den er ja gleichfalls Götzendiener schilt. Auf der einen Seite haben wir mit dem Islam die klassischen Grundlagen unseres Glaubens gemeinsam, verehren beide die Patriarchen des Alten Testamentes, Jesus, den Ritter Georg und treffen uns in der Lehre der Auferstehung und paradiesischen Lohnes für die Gläubigen. Auf der anderen Seite verbindet uns mit den Angehörigen des chinesischen Kreises eine Reihe ähnlicher Lebensgewohnheiten und Künste. Der Moslim hockt zur Erde, wir und die Chinesen sitzen auf Stühlen; der Moslim verbietet das Porträt und die Bildhauerei, wir und die Ostasiaten bieten beides; der Moslim hat nur den dürftigsten Schatten eines Theaters und verpönt den Tanz, bei uns und im fernen Osten ist Theater und Tanz höchst entwickelt; der rechtgläubige Moslim hasst den Wein, wir und die Ostasiaten erfreuen sich an ihm; der richtige Moslim ist ein stets irrender Gast auf Erden, ist wesentlich Nomade, Deutsche und Chinesen aber sind sesshaft.

Der Gegensatz von Orient und Occident hat mithin bloss bis zur ozeanischen Zeit Bedeutung, als wir den fernen Osten noch nicht kannten. Für jene frühere Epoche indes war er sowohl theoretisch wie praktisch vorhanden. Nur ist er auch in der Frühzeit nicht immer dagewesen, sondern hat sich erst allmählich entwickelt.

In allen Erdteilen giebt es eine grosse Menge von Stämmen, die sich »Menschen« nennen; die Nachbarn gelten ihnen nicht besser

als grobe Tiere. Ebenso nannte der Hellene alle Fremdvölker Barbaren; der Perser kannte bloss Iran und Aniran, ein Edelvolk und viele Kümmervölker. Nicht minder wusste sich der Inder erhaben über den kraushaarigen Warwara und sah der Chinese mit der tiefsten Verachtung auf alle die herab, die der chinesischen Zivilisation bar waren. Die Zusammenstellung zeigt, dass man aus dem hellenischen Begriff Barbaren nicht ohne weiteres einen Gegensatz zwischen Orient und Occident herauskonstruieren darf; auch erkannten die Hellenen selber jedem Anteil am Hellenentum zu, der hellenischer Bildung genossen hätte (Isokrates). Es schwebte ihnen mithin kein rassenhafter, sondern ein kultureller Gegensatz vor. Eine Kluft aber zwischen Abendland und Morgenland konnte um so weniger bestehen, als ja die Frühkultur der Hellenen selbst an asiatischen Gestaden erblühte. Erst durch den Aufschwung der Perser und ihren Anspruch auf die Weltherrschaft ward das Volksbewusstsein der Hellenen stärker aufgeregt. Die kaum entstandenen Trennungslinien wurden jedoch alsbald durch Alexander, die Römer und das Christentum wieder verwischt. Erst durch den Islam kam der tiefeinschneidende Gegensatz zwischen Orient und Occident auf, der bis zum heutigen Tage fortdauert. Jetzt erst erhielt der Begriff Europa eine besondere, abgeschlossene Bedeutung.

Der Islam war lange dem Christentum an Macht und Bildung überlegen, etwa von 700—1100. Zu Anfang dieses Zeitraumes hielt er von drei Seiten Europa umklammert: von Nordafrika, Sizilien und Kreta im Süden; von Spanien, Südfrankreich und Piemont im Westen; von Turkestan, dem Kaukasus und Russland her, wo viele Khazaren und andere Türken Mohammedaner geworden, im Osten. Die Erhebung der germanischen Ritterschaft in Spanien und die Kreuzzüge warfen den Islam erst wieder zurück.

Die Rückwirkung des Ostens gegen die griechisch-römische Geisteswelt, die sich schon in den gnostischen Systemen, im Nestorianismus und Monophysitentum äusserte, erreichte ihren Gipfel durch den Islam. Der Koran fasste zwar weder die tiefsten Gedanken des Morgenlandes zusammen, noch bereicherte er sie sonderlich durch eigenen Zusatz, aber er gab ihnen die Spitze und Schärfe zum Angriff gegen aussen und das peinliche Zeremoniell zur systematischen Organisation im Innern. Gerade durch die Heftigkeit seines Angriffes hat jedoch der Islam dem Christentum genützt. Ohne ihn wäre es durch innere Zersetzung schlaffem Mystizismus und lächerlichen Extrava-

ganzen verfallen; durch den rücksichtslos vordringenden Feind aufgestachelt, musste es sich auf seine wahrste Kraft besinnen, sich auf das Leben stützen und aus dem Leben schöpfen, und wurde so unfruchtbarem Spintisieren und wahnseligem Mirakelkram wieder entrückt. Zugleich verlieh der Islam durch die Zertrümmerung der orientalischen Kirchen der westeuropäischen Kultur das Übergewicht im Gebiete des alten Imperiums. Mittelbar sind die Germanen durch den Arabersturm zu ihrer führenden Stellung im Abendland emporgestiegen. Was übrigens die Araber brachten, war besser, als was sie über den Haufen warfen; sie brachten frisches Leben dahin, wo Versumpfung herrschte, und man kann nur bedauern, dass sie nicht auch in Südfrankreich und Italien Kordovas errichteten. Jedenfalls hat Spanien wohl unter Karl V. eine noch prunkvollere Zeit gesehen, aber niemals eine Epoche, in der edle Menschlichkeit und schöner Lebensgenuss sich herrlicher entfalteten als unter dem Khalifat der Omeijaden.

Obwohl sich gegenseitig bekämpfend, hatten die drei Weltreligionen in ihrem äusserlichen Gebahren eine sehr ähnliche Entwicklung. Sie waren sämtlich aus dem Gegensatz zu den polytheistischen Volkskulten erwachsen und nahmen sämtlich im Laufe der Zeit die polytheistische Heiligenverehrung an; sie hatten Priestertum und Aberglauben bestritten und haben beides nur fortgeführt. Das Christentum wandelte Standbilder des Asklepios und der Eirene zu solchen des heil. Petrus und der Muttergottes, es wandelte antike Heroensagen zu mirakulösen Heiligenlegenden. Genau so verehrt der Islam den heidnischen Steinfetisch, die Kaaba, und hat unzählige Heilige und Imame, an deren Gräber die Menge wallfahrtet. Der Buddhismus tauschte das Nirvana gegen einen wüsten Götterschwarm, der nach Millionen zählt, ein und ahmte den Asketismus und die Hierarchie der Brahmanen nach, die zu befehden er ausgezogen war. Ähnlich erfüllte sich der nihilistische Taoismus mit buntem Götzenkram und entlieh das zum Hinduismus verschlechterte Brahmanentum den niederen Kasten ihren Schlangen- und Schivakultus.

Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an.

Da nichts in der Welt so unabhängig sich entwickeln kann, dass es gar keine Berührung, gar keine Wechselwirkung mit fremden Dingen hätte, so muss eine derartige Veränderung eigenen Wesens einfach als unausweichlich gelten. Die Anähnlichung mit dem

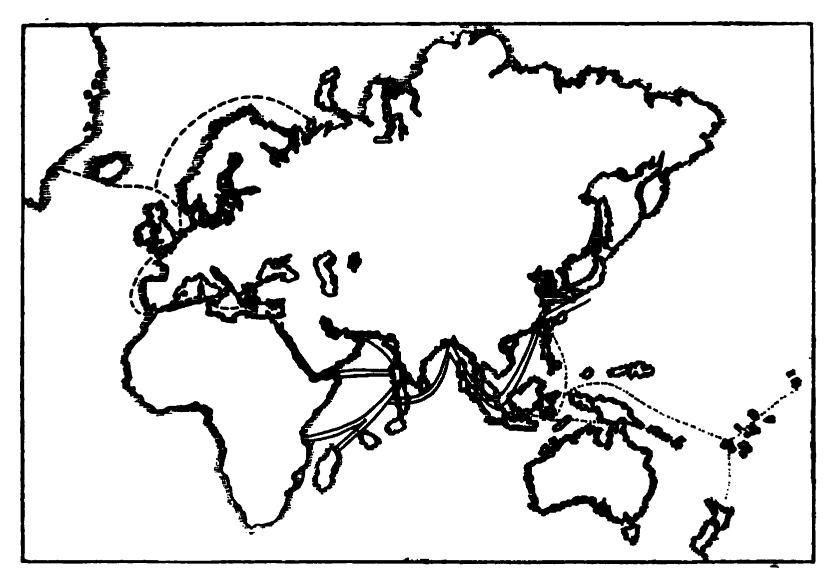
Fremden, das Herablassen, die Blutmischung, die volkstümliche, die kindliche Rede ist die einzige Art, auf andere, insbesonders auf tiefer Stehende zu wirken. Wenn dann Faust weiter klagt:

Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle,
Erstarren in dem irdischen Gewühle

so gilt das von jeder wissenschaftlichen, jeder religiösen, jeder künstlerischen Richtung, die sich schliesslich in Geziertheit verliert und in Unfruchtbarkeit erstarrt. Das Lebenspendende ist nicht das einzelne Gefühl, der einzelne Gedanke, sondern die ewige Schöpferin der Gefühle und der Gedanken, die Naturanlage, die Rasse. Religion, wie alle Kultur, muss sich einer bestimmten Rasse vermählen. Das bringt einen Vorteil und einen Nachteil. Die Kraft der Rasse hebt und trägt, aber die Sonderart der Rasse trübt und färbt. Die Religion bleibt nie bei ihrer Ursprungsklarheit, aber sie wird siegreich und mächtig und wird in die Lande verbreitet. So kann ein Bach nicht die Reinheit der Bergesquelle beibehalten, er nimmt gelben Lehm und rotbraune Eisenerde von seinem Bette an, aber er erstarkt und erweitert sich zum machtvollen Strom.

Die Rasse trübt nicht immer, sie hellt auch auf, sie nimmt nicht nur, sie giebt auch. Ein Religionsstifter muss es leiden, dass viele seiner eigenen Gedanken keine Beachtung finden, dafür werden ihm aber neue fremde zugelegt. Wie kein einziger Stifter dem andern gleicht, so noch weniger die Entwicklung der von ihm begründeten Systeme. Mose sind tausend kleinliche Gesetze unterstellt worden, an die er nie auch nur entfernt gedacht hat, dagegen ist die Armut und Befangenheit seiner Vorstellungen von Gott und Unsterblichkeit durch das Einströmen fremder Begriffe bereichert und vertieft worden. Zarathustra scheint in der Hauptsache nur altarisches Glaubensgut zusammengefasst zu haben, ohne ein hervorstechend persönliches Element hineinzutragen; als Ausdruck allgemeiner Anschauungen war daher seine Lehre nicht fähig, wesentlich verändert zu werden. Laotses Bedeutung ist von keinem seiner Anhänger erkannt worden, seine Sprüche wurden durch Verwässerung und Vermischung lediglich verballhornt und zur Thorheit entstellt. Konfuzius war ein Mann ohne sonderliche Tiefe, den die Nachwelt gleichwohl, den Verstand seiner Jünger ihm zurechnend, mit unendlichem Lobe überschüttet hat. Gautama borgte seine Metaphysik von seinen Vorgängern, betonte selbst die Nichtigkeit aller Leiblichkeit und die Wichtigkeit innerlichster, grübelnder Versenkung und ward von seinen

Anbetern in den Mittelpunkt rein äusserlichen Flitterkrames gestellt. Christus war von der mächtigsten Individualität getragen, aber auch seine Lehren haben trotz ihrer einzigen Eigenart und ihrer markigen Bildform dasselbe Schicksal gehabt, dass sie sich trübten oder gänzlich verloren, vom Fremden erstickt. Kaum war das Christentum entstanden, da ging es schon seines Kernes verlustig. Dagegen ergoss sich in die Lücke der ganze Reichtum der Antike und riss den neuen Glauben mit sich fort.



Ozeanische Entwicklung vor Kolumbus.

– – – – – Schiffahrt der Europäer.
═════ Schiffahrt der Araber und Chinesen.
.... Schiffahrt der Malayen.

VIERTER ABSCHNITT

OZEANISCHE ZEIT

Um 1300 n. Chr. waren Stücke der Gesamtkultur fast über die ganze alte Welt verbreitet. Nur die Südhälfte Afrikas und der nördlichste Saum Asiens waren noch unberührt. In der ozeanischen Zeit dehnt sich die Gesamtkultur über jene bisher unberührten Gegenden und über die neuen Welten, Amerika und Australien, aus.

Vorbereitet wird die ozeanische Zeit durch die Malayen, die seit etwa 600 n. Chr. die Südsee besiedeln. Die menschenfresserischen, schriftlosen Polynesier, die dem Besiedelungswerke oblagen, kann man zwar nicht füglich als ein Kulturvolk bezeichnen, jedoch sie hatten eine wohlausgebildete Mythologie, waren in der Schiffahrt äusserst bewandert und besassen bemerkenswerte Anfänge staatlichen Lebens und eine ziemlich hochstehende Poesie und Baukunst. Sie dienten den später kommenden Kulturvölkern zum Teil als Wegweiser. Um 1160 brachen dann die Sumatra-Malayen auf, die ganz Australasien in Erregung versetzten und die, weil sie Glauben und Schrift des Islams annahmen, als Kulturträger gelten müssen. Die mohammedanischen Malayen errichteten mehrere Sultanate auf Malakka, den Sundainseln und den südlichen Philippinen, Herrschaften, die zumeist bis heute Bestand hatten. Weitere, kaum minder bedeutungsvolle Vorläufer des maritimen Aufschwungs waren die Eismeer-, Grönland- und Amerikafahrten der Normannen.

Die eigentliche ozeanische Zeit lässt sich in drei Abschnitte zerspalten:

Wachsender Seeverkehr an den Küsten der alten Welt 1250—1492
Die Entdeckung der neuen Welten . . . . 1492—1800
Begründung selbständiger überseeischer Staaten . . . 1776—1900.

Der altweltliche Seeverkehr, der sich zur Mongolenzeit entfaltete, geht in Ausdehnung und Bedeutung weit über die Leistungen der Phönizier und Römer hinaus. Vor allem ward die Nordsee und Ostsee, infolge der Anstrengungen hansischer und vlämischer Städte, in einer Weise belebt, wie sie keine frühere Epoche gekannt hat. Am grossartigsten, jedoch nur bereits gekannte Seestrassen zusammenfassend oder wirksam erschliessend, war die maritime Weltmachtpolitik der Mongolen. Dieselben schufen ansehnliche Flotten und planten den Erwerb von Flottenstationen im Indischen Ozean und Australasien. Kublai Khan unternahm Züge gegen Japan, die Liukiu und Formosa und wollte, obwohl eine Vorexpedition gescheitert, eine Flotte gegen Java ausrüsten. Die ausschweifenden Entwürfe mongolischer Seegeltung sind sämtlich in die Brüche gegangen, doch hob sich, von ihnen unmittelbar oder mittelbar gefördert, unter ihrer Ägide die Handelsschiffahrt in den ost- und südasiatischen Gewässern in sehr merklicher Weise. Der Bericht Marko Polos und seiner Nachfolger bezeugt das aufs deutlichste. Die Genuesen beherrschen das Schwarze Meer und treiben Handel von dort nach Russland, Iran und Indien. Die Venezianer beherrschen den Archipel und segeln bis Flandern. Im Jahre 1402 werden die schon früher gelegentlich angelaufenen Azoren von französischen Normannen und Vlamen besiedelt. Ein Byzantiner kommt bis Island. Bald darauf geraten die Portugiesen auf die Kanarischen Inseln und tasten sich an der atlantischen Küste Afrikas Hafen für Hafen, Vorgebirge für Vorgebirge nach Süden weiter. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts kommen chinesische Schiffe nach dem Roten Meere, besiedeln die Malayen Neuseeland[1]) und versuchen Skandinavier von Island aus durch die Karische Strasse (zwischen Waigatsch und Nowaja Semlja) die westöstliche Durchfahrt nach China zu entdecken. Die Franzosen (Kaufleute aus Dieppe) laufen die Guineaküste an. Die Portugiesen gelangen nach dem schon 1290 von den Genuesischen Brüdern Zeni umfahrenen Kap der guten Hoffnung. Sechs Jahre nach der Fahrt des Bartolomeo Diaz entdeckt Kolumbus Westindien und wieder sechs Jahre später Vasco da Gama den Seeweg

[1]) Die ersten Maori sollen schon um 1300 dorthin gelangt sein, aber eine stärkere Besiedlung begann erst später.

nach Ostindien. Im Jahre 1542 soll ein Portugiese nach der Küste Australiens gekommen sein.

Die Bedeutung dieser grossen Entdeckungen ist lange Zeit ganz überwiegend auf den moralischen Eindruck beschränkt geblieben. Die Erdumsegelungen erweiterten ungemein den Blick der Europäer, bereicherten ihre wissenschaftliche Forschung, schärften ihre philosophische Spekulation. Dazu kamen viele wichtige Neuheiten: Tabak, Thee, Kartoffeln, Mais, Hängematten, Chinin, ostasiatische Kunstgegenstände nach Europa. Aber sonst ist es, wie Dietrich Schäfer ausführt[1]), eine ganz unverkennbare, wenn auch infolge der gründlichen Vernachlässigung, welche die Handelsgeschichte des 16. Jahrhunderts lange Zeit erfahren hat, bislang völlig übersehene Thatsache, dass die sogenannten grossen Entdeckungen mit nichten den Verkehr auf das Weltmeer verlegt und dem dortigen Handel ein Übergewicht über den althergebrachten gegeben haben. Es ist bekannt genug, dass die Artikel, die wir heutigen Tages massenhaft von Amerika beziehen, und mit denen dieser Erdteil zum Teil dem alten Europa eine empfindliche Konkurrenz macht, erst in unserem Jahrhundert und ganz besonders in seiner zweiten Hälfte in namhaften Mengen ausgeführt worden sind. Die verschiedenen Getreidearten und die Haustiere sind ja überhaupt ein Geschenk, das die neue Welt von der alten empfangen hat, und das sie erst nach Jahrhunderten zur Stellung eines gewinnbringenden Handelsartikels hat emporheben können. Baumwolle, für welche jetzt die Union die Hauptbezugsquelle ist, lieferte sie im Anfange des 19. Jahrhunderts nicht mehr, als ein einziges grösseres Schiff in den Massen, wie man sie schon damals baute, hinwegführen konnte, und Kaffee, von dem Brasilien allein jetzt mehr als die Hälfte der Weltproduktion hervorbringt, ist ebenfalls erst im 19. Jahrhundert ein namhafter Handelsartikel des Landes geworden. Dass es mit dem Petroleum ebenso steht, weiss jeder. Durch das ganze 16. Jahrhundert und tief ins 17. hinein hat Amerika ausser den Edelmetallen keinerlei Erzeugnis geliefert, das im stande gewesen wäre, einen umfangreichen Handelsverkehr zu begründen, und der Export von Gold und Silber liess sich natürlich mit wenigen Schiffen bewältigen. Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gewinnt die Zuckerausfuhr grösseren Umfang.

Anders lagen die Verhältnisse ja für Ostindien. Dort gab es Produkte, die altgewohnte Handelsartikel im europäischen Verkehr

[1]) Was lehrt uns die Geschichte über die Bedeutung der Seemacht, S. 31 f.

darstellten. Daher haben, während die amerikanischen Fahrten lange völlig ertraglos blieben, gleich die ersten Seeunternehmungen nach Indien reichen Gewinn erzielt. Aber auch in diesem Verkehr verschwindet die Menge der in ihm thätigen Schiffe vollständig gegenüber dem Handel, der sich fortdauernd in den europäischen Gewässern auf den vom Mittelalter her überlieferten Bahnen bewegte. Es sind dort lange nicht so viel Hunderte von Fahrzeugen thätig wie hier Tausende. Noch im 16. Jahrhundert hat sich die Zahl der in Jahresfrist durch den Sund gehenden Schiffe auf 4000 und mehr gehoben, während die niederländische wie die englische Ostindienkompagnie durch das ganze 17. Jahrhundert ihren Handel stets nur mit wenigen Zehnern von Schiffen betrieben hat. Noch 1666 steckten dreiviertel des Kapitals der Amsterdamer Börse im Ostseehandel.

Wichtiger als die Handelsergebnisse der neuen Entdeckungen waren ihre politischen Folgen. Die Bedürfnisse der Kolonialpolitik bestimmten und zwar mehrfach entscheidend die europäische Politik der Westmächte. Im Hinblick auf ihre maritimen Interessen sagten sich allmählich Holland und England fast gänzlich aus der Interessengemeinschaft der europäischen Staaten los und standen seit etwa 1700 als Seemächte geschlossen den festländischen gegenüber, ja waren bestrebt, die Kontinentalstaaten möglichst untereinander zu verhetzen, nur um in ihrem ozeanischen Betrieb nicht gestört zu werden. Weitere Folgen von grosser Tragweite knüpften sich an die durch die Entdeckungen ermöglichte Ausdehnung des Kampfes zwischen Europa und dem nahen und fernen Orient. Durch die Verhinderung westöstlichen Handels hatten die Türken die Veranlassung dazu gegeben, dass die Europäer den Seeweg nach Ostindien aufsuchten. Nachdem dies gelungen, konnte das Abendland die Türken und andere Mohammedaner im Rücken fassen, im Roten und Indischen Meere, und auf der linken Flanke, im Busen von Guinea, wohin kurz vor den Portugiesen der Islam gedrungen, und konnte den schon über den Sambesi vorgedrungenenen Mohammedanern Südafrika vorwegnehmen. Zugleich drückten die Russen von Nordasien auf die moslimische und buddhistische Welt, während die Spanier von Amerika und den Philippinen aus von Osten, die Briten von Australien und Indien aus von Süden anzogen. So war der mächtige, kompakte Orient, der bislang nur von dem einen Europa aus sich bedroht sah, plötzlich von allen Himmelsrichtungen her umklammert. Osmanen, Grossmogule und Mandschu versuchten zwar noch einmal eine Weltmacht zu errichten, aber gegen diese

gewaltige Umklammerung konnten sie, zumal da sie ihre zuerst höchst eifrig geförderten Flotten allmählich vernachlässigten, auf die Dauer nichts ausrichten.

Im Zusammenhang mit der Ausbreitung der Europäer über den Erdball steht das Erwachen der Volkstümer und der Ursprung des Nationalstaates. Der aller Orten aufflammende Nationalismus ist offenbar eine elementare Erscheinung. Dem zentrifugalen Ausdehnen, der Mittelpunktflucht, steht ein zentripetales Zusammenschliessen, eine Mittelpunktsucht, gegenüber. Solange die Erde noch unerforscht und zur Hälfte unbesiedelt war, da verloren sich die Völker gern ins Weite, Grenzenlose; sobald dagegen die Schranken einmal klar erkannt, die menschenleeren Strecken besiedelt, kurz, die Erde klein geworden war, da mussten sich notwendig die einzelnen Staaten und Völker schärfer gegen einander abschliessen. Bereits legen ja selbst weiträumige Kolonialstaaten wie die Union und Australien der Einwanderung Hindernisse in den Weg. Die Folge solcher Abgrenzung war eine Sammlung und Vertiefung des Volkstums.

Die nach Übersee ausgewanderten Weissen aber schlossen sich zu neuen Volkstümern und neuen Staatengebilden zusammen. Da ist vor allem Amerika ins Auge zu fassen.

Wer die Rassenfrage, die Wanderungen und Siedlungen der Völker in den Vordergrund der Geschichte rückt, muss in dem Aufkommen der Vereinigten Staaten eine Hauptwendung der Weltentwicklung erblicken. Als die zunächst nur aus 13 Staaten bestehende Union ihre Unabhängigkeit verkündete, im Jahre 1776, da befanden sich vielleicht zweieinhalb oder höchstens drei Millionen Weisse ausserhalb gegenüber 140 Millionen innerhalb Europas. Im Jahre 1901 wird die Zahl der aussereuropäischen Weissen 95 Millionen übersteigen gegenüber 385 Millionen ihrer europäischen Brüder. Das ist nur dadurch möglich, dass seit der Unabhängigkeitserklärung der Union an 27 Millionen Weisse Europa verlassen haben. Ähnlich haben während des gedachten Zeitraums vielleicht 15 Millionen Chinesen teils zur See, teils zu Lande die Grenzen Chinas überschritten, sich in Inselasien, Annam und der Mandschurei ausbreitend, sowie nach Amerika und Australien ziehend. Die beispiellose Massenwanderung gab die Grundlage zu völlig neuen Verhältnissen. Zugleich aber begann gerade im Anfang der 1770er Jahre ein neuer Aufschwung überseeischer Entdeckung, der mit Cook einsetzte, und begann das unerhörte Aufblühen der Technik und des Verkehrs.

Durch Dampf und Elektricität wurde das Aufkommen von Weltstaaten begünstigt, die dem politischen Bild der Gegenwart seine wichtigsten Züge gaben. Durch den wachsenden Verkehr angeregt, fingen endlich die Wissenschaften, ebenfalls zur selben Zeit, an, weltweite Erfahrungen zu sammeln, was sie zum vergleichenden Studium und dadurch zum Gedanken der Entwicklung führte. Volkstum, Staat und Kultur, sämtliche Elemente des geschichtlichen Verlaufes, erlitten tiefeinschneidende Umwandlungen.

Das Erwachen der Volkstümer

Der Wilde hängt an seinem Stamm und seinem Dorfe, weil ihm nichts anderes bekannt. So hängen viele an ihrem Vaterlande, weil sie eben von der Aussenwelt nichts wissen. Ähnlich hegte in der älteren Zeit jeder sein Volkstum, weil er mit ihm stand und fiel. Nachdem es einmal möglich geworden ist, sich jenseits der heimischen Grenzen naturalisieren zu lassen, ist Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volkstum nicht mehr schlechthin Zwang, sondern teilweise Gegenstand der Wahl. An Stelle blinder Notwendigkeit ist bewusste Freiheit getreten. Das ist es, was die neuzeitlichen Volkstümer über die früheren erhebt. Zugleich aber sind sie, durch die Sonderung und Sichtung der Jahrhunderte, sowie durch das Wachstum kultureller und staatlicher Macht, viel einheitlicher als alle früheren geworden. Bisher kannte man nur Stadtrepubliken, Stammesbünde, Territorialregierungen, Weltreiche, kannte zudem Freie und Sklaven: die Gegenwart erst kennt einen Nationalstaat.

Die ersten Spuren der neuen Volkstümer glaubten wir im dritten Jahrhundert n. Chr. zu entdecken. Das Sanskrit weicht dem Pali, im Latein erscheinen die Einflüsse der *lingua rusticana*. Die germanischen Stammbünde entstehen. Einen weiteren Einschnitt macht der 843 abgeschlossene Vertrag von Virden; Französisch, Deutsch und Italienisch scheiden sich. Seit dem 12. und stärker seit dem 14. Jahrhundert n. Chr. beginnt eine Litteratur der nordindischen Vulgärsprachen [1]), des Japanischen und Koreanischen. Das erste türkische

[1]) Vgl. Baumgartner, Gesch. der Weltlitteratur II. *Hindi* seit etwa 1190, *Bengali* seit 1350, *Gujarati* seit 1400, seit derselben Zeit *Marathi;* bedeutend früher dagegen die südindischen Volksgedichte, des *Telugu* seit 1150, des *Tamili* seit 1050 und des *Kural* schon vor 900, aber das Schrifttum des *Kannada* erst gegen 1300.

Werk erscheint gegen 1100. Europa hat ein volkstümliches Schrifttum seit dem 9. Jahrhundert, aber erst in den *Chansons de geste*, in den Nibelungen und Walthers Liedern regt der Volksgeist mächtiger seine Schwingen. Noch aber war in allen europäischen Ländern Nord und Süd geteilt. Langue d'oc bis etwa 1280 gegen langue d'oïl. Von einem richtigen Volkstum kann man bloss sprechen, wenn ein Volksbewusstsein vorhanden ist, und das Bewusstsein kann erst aufkommen, wenn eine gemeinsame Sprache die verschiedenen Stämme verbindet. In Deutschland ward eine solche Sprache um 1370 durch die böhmische Kanzlei Karls IV. geschaffen, in England durch Chaucer, der wenige Jahre später blühte, in Italien durch Dante und den Gegner Karls IV., Petrarca, in Frankreich durch den Kreis von Froissart. Ebenso regen sich die Tschechen und andere Slaven. So entsteht seit dem Sturz des grossbulgarischen Reiches (1392) das Vulgärbulgarisch. Gleichzeitig dringt das Vulgärgriechisch in die Litteratur ein. Der Litteraturblüte geht kurz vorauf die Emanzipation Europas vom Papste. Die Franzosen halten den Papst halb wie einen Gefangenen zu Avignon, die deutschen Kurfürsten erklären zu Rhense, dass auch ohne des Papstes Zustimmung eine Kaiserwahl gültig sei. Durch fortwährendes Schisma wird die Kraft des Papsttums vollends zerrüttet, es entsteht freie Bahn für die neuzeitlichen Staaten. An der Peripherie werden inzwischen die Fremdrassen zurückgedrängt. Das christliche Spanien, das nach dem Sieg bei Tolosa die Niederlage bei Gibraltar und infolgedessen ein erneutes Anwachsen maurischer Macht hatte erleiden müssen, vernichtete 1340 am Flusse Salado 200 000 Krieger des Islams und befreite sich dauernd vom moslimischen Einflusse; in Zukunft waren die Mohammedaner nur noch geduldet und hielten sich nur in einem geringfügigen Teile der Halbinsel. Die Russen aber schlugen 1380 bei Kulikovo am Don die Tataren und setzen in dieses Jahr den Anfang ihrer nationalen Unabhängigkeit, obwohl noch Moskau nur zwei Jahre später von Toktamysch verbrannt wurde. Damals war bereits ein halbes Menschenalter verstrichen, seit die Mongolen von ihrer Höhe sanken. Im Jahre 1368 machten sich nämlich die Chinesen unter einer einheimischen Dynastie unabhängig. Die Weltmacht der Mongolen brach in Stücke und ihr Volkstum ward in zwei Hälften geteilt, eine unter chinesisch-buddhistischem Einfluss und eine unter mohammedanisch-iranischem. Zugleich ward Persien unabhängig und schlug hinfort eigene Bahnen ein.

Der Unterschied des jetzt aufkommenden Volkstums von dem

alten ist seine Geschlossenheit und Innerlichkeit. Abgeschlossen hat sich immer Gau gegen Gau, Stamm gegen Stamm, aber früher in unverständiger, leidenschaftlicher und unberechtigter Weise. Andrerseits waren Eroberer immer über das Ziel hinausgeschossen, unbekümmert um die an ihre Eroberungen sich heftende Vermischung der Rassen und Kulturen. Die Griechen waren viel zerstreut und selbst unter Alexander nicht geeint, auch sahen sie kein Arg darin, für Barbarenhäuptlinge Landsknechtsdienste zu leisten und zwar gewöhnlich gegen ihr eigenes Vaterland. Und Isokrates erklärte: Jeder ist ein Grieche, ὅστις μετέχει τῆς παιδείας τῶν Ἑλλήνων, wer griechische Bildung besitzt. Als ob ein Russe dadurch zum Pariser würde, weil er in die Comédie française geht und Romane Daudets liest. Auch der römische Staat war niemals von einer einheitlichen Bürgerschaft getragen. Seit den frühesten Anfängen trat immer Fremdes dazu: Etrusker, Kelten, Griechen, Ligurer; und Italien war noch nicht auch nur notdürftig zu volklicher Einheit gelangt, als die Römer schon über Italiens Grenze hinausgriffen und eine Vermengung mit wieder anderen Rassen einleiteten. Ebenso waren weder Germanen noch Türken auf reines Volkstum oder auch nur reines Rassentum bedacht. Von beiden ist im Gegenteile bekannt, dass sie mit Vorliebe fremden Frauen anhingen. Die Mongolen warfen vollends alle Rassen und Kulturen durcheinander, zerstörten eigene Rasse und förderten fremde. Das mongolische Element war der Zahl nach gar nicht das bedeutendste. Tausende chinesischer Handwerker siedelten sie in Bagdad an, während Inder und Araber mit ihnen nach Osten gingen. Mohammedaner, Buddhisten, Nestorianer, Manichäer, römische und armenische Katholiken waren ihnen gleich angenehm. Das Mongolenreich ist die letzte kosmopolitische Weltmacht. Die späteren Imperien haben eine rassenhafte, die der Gegenwart sogar eine Volkstums-Unterlage. Karl V. und Napoleon stützten sich auf die romano-germanische Gruppe, die Zaren auf das russische Volkstum, die goldenen Khane der Dsungarei auf das kalmückische, die Bogdokhane auf das chinesische.

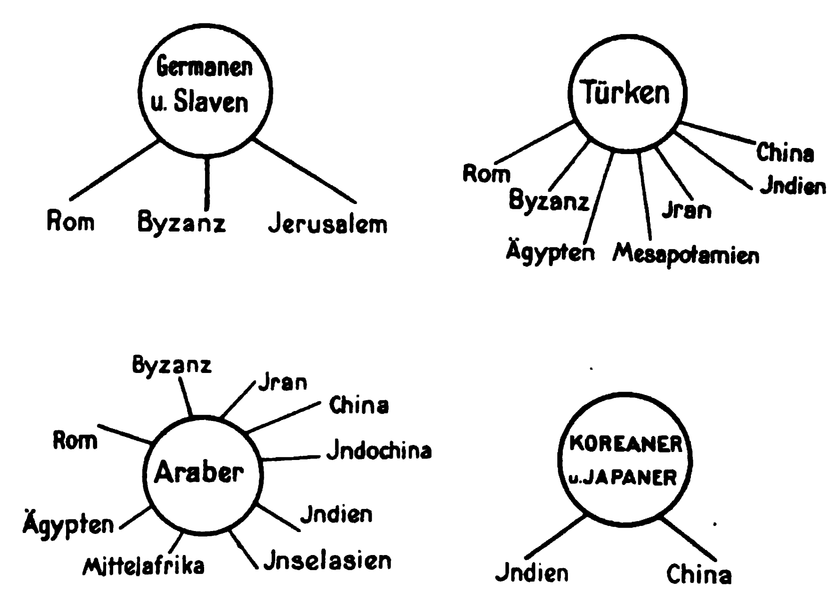
Die gegenwärtigen Volkstümer sind auf dem Boden oder an den Rändern der alten Imperien erwachsen. Sie lösen sich von dem allgemeinen Hintergrunde, den die Imperiumskultur darstellt, als Sondergebilde los. So entstehen sechs Volkstümer auf der Grundlage chinesischer Bildung: Tibetaner, Mongolen, Chinesen, Koreaner, Japaner, Annamiten. Fünf bis sechs auf dem indischen Gebiet: Hindu und hinduisierte Völker, Tamilen, Telugu, Singalesen, Malayen. Dazwischen

die zwitterhaft schwankenden Birmaner, Kambodschaner und Siamesen auf dem Boden Indochinas, dessen Name äusserst glücklich die Rassen- und Kulturmischung kennzeichnet. Ferner in Iran und Kleinasien: Afghanen, Belutschen, Perser, Kurden, Armenier, Türken. In der arabischen Welt: Bewohner Arabiens, Syrer, Ägypter, Magrabiner (Tripolis bis Marokko). Zur Not könnte man auch von einem Volkstum der Galla, Fulbe, Haussa, Berber und einzelner Bantu-Unterrassen sprechen, nur haben sie, wie freilich ebensowenig die Hälfte der indischen Völker, niemals richtige Nationalstaaten gebildet. In Europa endlich die arischen Nationen und vier finnische Völker, die Finnen, Esthen, Lappen und Madjaren.

Die rassenhaften Grundlagen der Gegenwart waren in Europa und Ostasien um 200 n. Chr. in der Hauptsache fertig, im übrigen Asien ungefähr 1300. Die späteren Veränderungen ergaben sich namentlich durch das Vordringen der Slaven und der Chinesen. Afrika erhielt seine Hauptzüge erst gegen 1700, aber ist nie recht fertig geworden. Die kulturellen Grundlinien kamen etwa um 1350 zu ihrer vorläufigen Ausgestaltung. Damals hatte das Christentum seinen Gang durch Europa bis zum äussersten Norden beendet, der Buddhismus schloss seine Eroberungen durch die Bekehrung der Mongolen ab und schuf sich einen Mittelpunkt im Dalai-Lama-tum zu Lhassa, der Islam hatte, nach Petschili und den Sundainseln, nach Guinea und der Sofala vorschreitend, so ziemlich sein äusserstes Verbreitungsgebiet erreicht, wenn er auch später noch dazwischen liegende Gebiete gewann.

Überblickt man die verschiedenartige Entwicklung der einzelnen Nationen, so kommt man von neuem zu dem Schluss, dass konservatives Festhalten an einer bestimmten Kultur und Abweisen fremder Rassen der Entstehung starken Volkstums förderlicher sei, als übergrosse Vielseitigkeit. Oben wurde durch einfache Linien die Beeinflussung der verschiedenen Imperien skizziert; im Anschluss daran sei versucht, nun jenen zentripetalen Linien das zentrifugale Auseinanderfliehen der Rassen darzustellen, und es wird sich abermals ergeben, dass hier Beschränkung zu mehr geführt hat, als schrankenlose Ausdehnung. (Vgl. die Skizze auf der nächsten Seite.)

Die Nordrassen genossen des Vorteils, im Rücken vom Eismeer oder den menschenleeren Einöden der Tundra gedeckt zu sein; so hatten sie von Norden her kein Hereindrängen fremder Art zu besorgen. Nicht minder gewährte das Weltmeer eine Flankendeckung, das Atlantische im Westen, das Stille im Osten. Dagegen waren die



Südrassen fast stets von allen Himmelsgegenden her zugleich bedrängt, wurden zerrieben, zersprengt und zersplittert und konnten sich nur in besonders geschützten Gegenden wie in Arabien und im Maghreb, dem die Sahara vorlag, zu geschlossenen Volkstümern entfalten.

Der volkliche Inhalt der ozeanischen Zeit ist die Ausdehnung der Weltrassen über den Erdball und der Ausgleich zwischen den einzelnen Nationalitäten, das Aufteilen der gemischten Grenzstriche. Die ersten Grundlagen nationaler Erderoberung waren mit der normannischen Besetzung Englands (1066), der türkischen Besiedlung Anatoliens (seit 1073), dem Einsickern arabischen Blutes in den Sudan (seit 1100, stärker seit 1300) und den schwedischen Siegen über Finnland (seit 1160) vollendet. Die letzten Grundlagen wurden durch die westarische Rodung der neuen Welten gelegt. Inzwischen tobte der Streit um die Grenzstriche. Er begann mit dem hundertjährigen Kriege der Franzosen und Engländer, der zu Gunsten ersterer ausging, um die normännischen Provinzen. Es folgten die burgundischen Kämpfe, die sich von der Nordsee bis fast an das Ligurische Meer erstreckten, um die Abgrenzung zwischen französischer und deutscher Erde. Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts hatten sich Tschechen und Polen erhoben, um den Deutschen Gebiet zu entreissen; erst mit der Teilung Polens endete vorläufig der Zwist. In Hindostan schieden die Türken aus, jedoch nicht ohne hunderte türkischer Worte in dem jetzt von

96 Millionen gesprochenen Hindi oder Urdu zu hinterlassen, und das Hindu-Element mit den Mahratten erhielt wieder die Oberhand. Im fernen Osten wurde Petschili und die Mandschurei, Formosa und halb Hinterindien chinesiert; zugleich verschärfte sich die Abgrenzung gegen die Mongolen, von denen 300 000 an einem Tage durch die chinesische Bevölkerung erschlagen wurden, gegen Tibetaner und Lutschuaner.

Die Aufteilung der strittigen Grenzländer und die verschärfte Ausprägung der Volkheiten ist erst 1870 beendet. Der Rückfall des Elsasses an Deutschland leitet das Zeitalter der Nationalstaaten ein. Italien wird einig, auf der Balkanhalbinsel und in Südafrika erheben sich kleinere Volksstaaten, in Japan lodert die starke Flamme nationaler Erneuerung empor. Der Sonderung in kleinere Nationalitäten wirkt eine Sammlung der zersplitterten Volksreste entgegen. Die weltweiten Volksbünde entstehen.

Volkstum und Glaubenstum

Wie das Imperium sich in Nationalstaaten auflöste, so entwickelte sich die Weltreligion zu Landesreligionen. Die Abgrenzung ist zwar bei dem Glaubenstum nicht so scharf, denn es handelt sich dabei um ein ätherisches, Schranken überspringendes Element, während den Staat sein Territorium an den Boden zwingt, indessen dieselben Kräfte sind bei den Verwandlungen von Weltstaat und Weltreligion zu nationalen Sonderbildungen thätig. Die weite, allumfassende Kultur wird durch den Einfluss der Rasse, des Volkstums umgewandelt und differenziert, bald getrübt und ärmer, bald heller erstrahlend und reicher.

Der Buddhismus, der eine Abkehr von der Welt bedeutete, ward in Ceylon, Siam und Japan zu farbenfrohem, sinnlichem Lebensgenuss, in China zu einem trockenen Schematismus guter Werke — das als religiös gleichgültig verschrieene China bringt jährlich über eine Milliarde Mark für seine Priester auf — in Tibet und der Mongolei zu einer geistlosen Theokratie, deren hierarchische Bureaukratie ebensowenig dem immerhin phantasievollen Nihilismus Gautamas entsprach wie der öde Schamanismus (von Sakyamuni) der Nordasiaten. Das Brahmanentum, der Triumph reiner Spekulation, wandelte sich zu allem Aberglauben, zu Schlangen- und Feuerverehrung, nachdem er von den reinen Ariern zu den niederen Stämmen des Himalaya und Assams gelangt war. Der

Islam, der in Arabien noch an der Eingötterei festhält, wich im ganzen Ausland dem Heroenkulte der Heiligen. Er ward zu blendendem Firlefanz in Ägypten, zu mystischem Rausche in Iran, zu schwertumgürtetem Fanatismus im Maghreb, zu gelehrter, aber thatkräftiger Forschung in Indien, zu fatalistischem Quietismus bei den Türken; zum Evangelium des Raubes und Mordes bei Albanern und Tscherkessen.

Das Christentum spaltete sich in vier Gruppen, die den europäischen Rasseverhältnissen entsprachen. Bei den Griechen ist es wieder zur alten heiteren Naturreligion geworden; ihnen galten die Legenden der Heiligen als angenehme Novellen, die Kultzeremonien als Fortsetzungen des fröhlichen Festgepränges der Panathenäen. Die Slaven haben ihre stumpfe Ergebenheit, eine Seele, die im Einklang mit der unfühlenden Natur auf tief unbewusste Regungen gestimmt ist, dazu ihre leicht zum Fanatismus erregbare Volkskraft in den Dienst ihres Glaubens gestellt. Wie der Horizont, so ist die Religion der Slaven einförmig, in weiter Unbestimmtheit sich verlierend. Drittens das Christentum der Romanokelten. Dazu gehört Italien, Frankreich, Süd- und halb Westdeutschland, Belgien, Irland, die iberische Halbinsel, sowie Slavenländer mit römischer oder keltischer Unterlage. Die Grenzlinien fallen genau mit den Rassegrenzen zusammen. Nicht minder äussern sich in der Ausgestaltung des Katholizismus die Rasseeigenschaften. Überall ist er Imperium, einheitlich stark durchgeführte Herrschaft, und überall leuchtende Liebe zur Kunst, zu solcher Kunst, die den Sinnen, und solcher, die dem Geiste schmeichelt. Im einzelnen aber krasser Fetischismus bei der iberisch-semitisch und afrikanisch gemischten Bevölkerung Spaniens und Unteritaliens; Klarheit und Straffheit methodischen Denkens bei den Franzosen, die ja auch zuerst die Folgerung aus dem Erwachen des Volkstums zogen und einen Nationalismus der Kirche, die *ecclesia gallicana* verlangten; ungestüme, halb trunkene Angriffslust bei den Iren; endlich glaubensinnige Versenkung, wissenschaftliche Bethätigung und künstlerischer Hochflug bei den katholischen Deutschen. Der Protestantismus aber ist die Frucht des Germanentums. Er ist von so unerträglicher Nüchternheit, dass Goethe, obwohl selbst Protestant, in Leben und Dichtung den warmen Glanz der römischen Kirche bevorzugte. Er ist jedoch der Beförderer höchsten und wahrhaften Glaubenstums, einer geläuterten, idealen Religiosität, der Gedanke und Gefühl logisch getrennt sind, aber im Gebete in eins überfliessen. Der Protestantismus war der Urheber des neuzeitlichen Aufschwungs der Wissenschaften, der Begründer

neuzeitlicher Weltanschauung. Bei manchen Europäern ist indessen die Rasse so übermächtig gewesen, dass das Christentum zwar eindrang, aber wie ein Tropfen in erhitztem Gefässe wieder verdampfte. So brechen bei vielen Südeuropäern alte epikuräische, zynische oder stoische Neigungen wieder durch, während so manche Germanen an dem Aufgehen in ein unbestimmt dämmerndes Naturgefühl und der stillen Verehrung des unpersönlich Göttlichen sich genügen lassen.

Die morgenländischen Nationen

Wenn auch die ostasiatische Kultur weit jünger ist als die Westasiens, ja sogar jünger als die hellenische, so ist doch das chinesische Volkstum das älteste der Welt. Es datiert von der Zeit der Han, wie sich denn auch die Chinesen am liebsten »die Söhne Han's« nennen, ist also 1700—1900 Jahre alt. Dasselbe erlitt allerdings noch wichtige Veränderungen. Die jetzt übliche Schrift ward erst im 5. Jahrhundert n. Chr. eingeführt (es soll bereits die vierte Schriftgattung gewesen sein [1]), der Buddhismus und der Islam drangen noch ein, türkische, tungusische und tibetanische Rassenelemente wandelten das Blut, so dass man fast versucht wäre, jenes Datum von den Anfängen des Volkstums noch bedeutend herabzudrücken. Was den Chinesen ihre frühe Geschlossenheit gab, das war die Abwesenheit eines benachbarten Kulturreiches, das ihre ruhige Entwicklung hätte stören können. Die fremden Religionen wurden ihnen nicht mit der Spitze des Schwertes aufgezwungen, sondern sickerten langsam ein und sind bis jetzt lediglich geduldet, keineswegs vorwaltend; dieselben kamen eben aus weiter Ferne und wurden ausser in Turkestan und Jünan durch gänzlich unpolitische Missionäre übermittelt. Auch kamen die Fremdenreligionen erst, als die Chinesen sich schon eine feste, eigene Kultur geschaffen hatten. Dieser in der Geschichte einzigartigen Lage hatten die Chinesen ihr früh ausgebildetes und zu ungeheurer Zähigkeit, ja ausschweifendem Dünkel erwachsenes Volksbewusstsein zu danken. Wenn übrigens die anderen Kulturmächte örtlich sehr fern von Ostasien wirkten, so war ihr Dasein und ihre Bedeutung den Chinesen keineswegs unbekannt. Ein

---

[1]) Vgl. Uncial- und Minuskel-, lateinische und gotische Schrift bei uns.

Sohn des Himmels, mit dem der Araber Ibn Wahhab im 9. Jahrhundert eine Unterredung hatte, erklärte, es gäbe fünf Grossherrn auf Erden: der König der Könige in Iran, der Löwenkönig im Land der Hindu, der König der Menschen in Rum (Byzanz), der Grosskhan der Türken und der Himmelssohn am gelben Flusse, aber von einem arabischen Herrscher wusste man nichts[1]). Das beweist, dass zwar die Chinesen in ihrer Wissenschaft von den Weltereignissen gewaltig nachhinkten, insofern sie den Khalifen als einen persischen Grosskönig auffassten, wie auch ihr Ausdruck Tadschi auf Perser wie Araber geht — das Vorhandensein des Kalifen war ihnen nicht verborgen, denn ein General Walids und Harun Alraschid hatten den chinesischen Hof mit Gesandtschaften beschickt, die höchst ehrenvoll aufgenommen wurden — dass aber im 9. Jahrhundert China noch keineswegs als das Reich

---

[1]) Dabry de Thiersant, Le Mahométisme en Chine. Hierzu sendet Dr. Marquart in Leiden folgende Bemerkungen: Vgl. auch Ibn Zaid bei Reinaud, Relation des voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine dans le IXe siècle. Paris 1845 p. 79 des Textes bis 81/2 der Übers.

Ibn Zaid spricht von 1. dem König der Könige im Iraq, der reichsten der Provinzen, weil das Iraq (Babylonien) in der Mitte der Welt liegt, dies ist die iranische offizielle Auffassung, welche das Iraq (Susistan), wo die Hauptstadt Kteriphon lag, als das Herz von Eranżahr bezeichnete.

Ein Chinese konnte sich indessen nie so ausdrücken, es ist vielmehr arabisch-persische Behauptung; vgl. p. 26 (aus dem J. 237 Hegirae): Les habitants de l'Inde et de la Chine s'accordent à dire que les rois du monde qui sont hors de ligne sont au nombre de quatre. Celui qu'ils placent à la tête des quatre est le roi des Arabes . . . . Le roi de la Chine se place lui-même après le roi des Arabes. Vient ensuite le roi des Romains. Le quatrième est le Babilon. Das schmeichelte natürlich dem Hochmut der arabischen Hörer und Leser (vgl. England).

2. Der König der Menschen d. i. von China

3. Der König der wilden Tiere d. i. der Türken: Damit ist der Chagan der östlichen Toguzguz (Uiguren) gemeint, der bei der Revolution des Hwang-šan dem Kaiser von China seinen Sohn mit einer Armee zu Hilfe sandte (cf. p. 64, 65 und 66 der Übersetzung). Es müssen die Toguzguz von Sandabil (Kan-čôu) gemeint sein, über die ich in meinen »Streifzügen« gehandelt habe.

4. Der König der Elefanten d. i. der König von Indien.

5. Der König der Romäer (Ta T'sin) d. i. der König der Männer.

Vier t'ien-tze (devaputra) werden auch angenommen in einer a. 392 vollendeten chinesischen Übersetzung eines buddhistischen Sanskritwerkes: In Ǧambudučpa giebt es vier Himmelssöhne: im Osten der Himmelssohn der Tsin (der östlichen Tsin, 327—420), im Süden der Himmelssohn von Tien-ču (Indien), im Westen der Himmelssohn von Ta Ts'in (Römerreich), im Nordwesten der Himmelssohn der Su'ch-či (Kušan-Juetschi). C. Sylvain Lévi, Notes sur les Indo-Skythes p. 64 note des SA. Journ. as. Nov. déc. 1896.

der Mitte galt, vielmehr dasselbe freiwillig Iran den ersten Rang einräumte. Der berührte Dünkel konnte erst ordentlich Wurzel fassen, als eine Abschliessung nach aussen eingetreten war, unter den Ming. Wie ja auch der Dünkel des einzelnen sich im rauhen Weltgetriebe verliert, aber sofort wächst, sobald sich einer auf einen engen Kreis beschränkt.

Die Koreaner sind tungusierte Dravida und Indonesier, mit einem Zusatz chinesischen und semitischen Blutes. Um 200 v. Chr. wurden die Anfänge chinesischer Zivilisation nach dem »Lande des Morgenstrahls« verpflanzt, um 400 n. Chr. kamen chinesische und indische Schriftgelehrte, um 950 wanderten versprengte Araber ein. Nicht lange vor dieser Einwanderung war ein Einheitsstaat begründet worden, der ausser der Halbinsel auch noch die südöstlichste Mandschurei umfasste. Später überwanden Mongolen und Japaner das Land, jedoch ohne dauernde Spuren zu hinterlassen. Die japanische Invasion von 1592 und die Ankunft der Europäer schreckten die Koreaner derartig, dass sie ihr Land gänzlich gegen die Aussenwelt verriegelten. Die strenge Abschliessung, die bis 1882 dauerte, hat eine ausserordentliche Einheit der Bevölkerung erzeugt, Einheit in Tracht, Sprache und Anschauung. Es giebt natürlich örtliche Abtönungen und sind namentlich die rauhen, selbständigen Nordleute, die gebildeten, vorsichtigen und zu Intriguen neigenden Mittelkoreaner, die geistreichen, liebenswürdigen, zierlichen Süd-Westländer und die ungeschliffenen, fremdenfeindlichen Ostmannen zu unterscheiden. Im ganzen aber sind die Abstufungen nicht so auffallend wie die zwischen einem Oberbayer und einem Hamburger. Die seltene Einheitlichkeit bewirkt aber, dass die Koreaner, deren Zahl sich auf 6—7 Millionen beläuft, eine geschlossene Kraft darstellen. Zu der granitenen, unzerstörbaren Eigenart des Volkes kommt neuerdings das Erwachen nationalen Sinnes, wie er sich namentlich in jener Bauernbewegung der Tonghak äusserte, die den Krieg von 1894 heraufbeschwor. Ich weiss, dass ich mit meiner Ansicht vereinzelt stehe gegenüber der vorwaltenden Meinung, dass es kein verlotterteres, elenderes, versklavteres Volk gebe wie die Koreaner, allein ich bin überzeugt, dass trotz aller Bestechung, aller Missbräuche einer grundschlechten Regierung, trotz der wirtschaftlichen Not, die allen Wohlstand des Landes zerrüttet hat, trotz der unterwürfigen Feigheit, die Jahrhunderte schlaffer Unthätigkeit der Nation eingeimpft haben, dass aus allem diesem Sumpf und Elend dies in seinem Kern gesunde und kräftige Volk sich dennoch siegreich

zu starker Selbständigkeit emporringen wird. Höchst wahrscheinlich wird die Halbinsel in absehbarer Zeit russischem Einfluss völlig unterliegen, allein später wird ebenso aus allen Wirren ein selbständiger Staat sich aufrichten, wie dies in Rumänien, Serbien und Bulgarien geschehen ist. Dies »später« kann freilich nicht vor 30, kann aber auch erst in 60 Jahren eintreten, nachdem europäische Technik und europäische Heereszucht im Lande des Morgenstrahls Boden gewonnen. Der Koreaner begreift langsam, aber was er einmal erfasst, das hält er für immer fest.

Die Japaner sind malayisierte Sibirier mit einem Zusatz von Ainu-Blut; auch sind vereinzelte Koreaner und Chinesen nach dem Inselreiche gekommen. Die Sprache der Massen scheint tungusisch gewesen zu sein, die der Eroberer, die ihr Königsgeschlecht von der Sonnengöttin Amaterasu (malayisch = Auge des Tags) ableiteten, eine polynesische Mundart. Die Kultur des Inselreiches setzt sich aus chinesischen und indischen Bestandteilen zusammen, die gleichzeitig zuerst im 5. Jahrhundert über Korea eingeführt wurden. Die Japaner verhalten sich demnach zu den Chinesen ungefähr wie die Madjaren zu den Westeuropäern, sie haben die gleiche Kultur wie ihre westlichen Nachbarn, aber die Rasse ist so ungleich, dass eine jähe Kluft zwischen den Nachbarn nie völlig zu überbrücken ist.

Gegen 800 begann der Mikado grössere Macht zu entfalten, um 1200 war, mit Ausnahme der Nordspitze der grossen Insel Hondo, so ziemlich der ganze Archipel zu einem starken Einheitsstaat vereinigt. Nun gelüstete es aber die Japaner nach Ausdehnung. Sie verbreiteten sich über die Liukiu, liefen als kühne Seeräuber die chinesischen Küsten an, eroberten zeitweise Korea und schmiedeten Entwürfe auf Formosa und die Philippinen. Dass die Ausdehnungspläne im Süden scheiterten, ist ein Verlust für das japanische Volkstum gewesen, denn die wesensähnlichen Tagalen hätten es bedeutsam verstärkt; dass die Entwürfe auf das Festland misslangen, hat lediglich eine Zersplitterung gedachten Volkstumes verhindert. Dasselbe wurde durch eine der koreanischen ähnliche Abschliessung gegen aussen, die beiläufig 230 Jahre währte, wirksamst gekräftigt.

Vor den Chinesen haben die Japaner einen rastlosen Thatendrang, leidenschaftliche Kriegslust, freudige Sinnlichkeit und einen idealen Ehrbegriff voraus. Gegenüber der Gleichförmigkeit, ja Einerleiheit chinesischen Lebens, chinesischer Gesellschaft, Verfassung und Regierung, offenbart sich in Japan eine reiche Formenfülle und bunte

Farbenpracht. Ihre Gesellschaft ist aristokratisch und wohl abgestuft, freilich letzthin auch von der Gleichheitsmacherei angefressen, jedoch nicht nach chinesischem, sondern westlichem, besonders amerikanischem Muster. Die japanische Freude am Nackten und die zwanglose, Frauen nicht verschlossene Gesellschaft sticht mächtig ab gegen die zugeknöpfte Nüchternheit des Chinesen. Der japanischen Kultur ist Schöpferkraft schlechterdings nicht abzusprechen, nur zweierlei fehlt den Kindern der aufgehenden Sonne: Tiefe und Ausdauer. Dafür beschenkte sie eine gütige Fee mit unnachahmlicher Anmut und einem lebendigen Nationalbewusstsein.

In Indien ist bis zu dem heutigen Tage der Nationalismus nicht zur Herrschaft gelangt. Die indische Halbinsel, deren äusserste Grenzen so weit auseinanderliegen wie Kopenhagen und die Katarakte des Nils, ist eben ein ganzer Kontinent, wo die grösste Mannigfaltigkeit von Rassen, sowie klimatischen und wirtschaftlichen Bedingungen herrscht. Noch jetzt giebt es dort nicht weniger als 82 verschiedene Sprachen und mindestens fünf verschiedene Kulturen, trotzdem hat auch in Indien eine Entwicklung des nationalen Gedankens stattgefunden. Die Rajputen haben sich durch die Jahrtausende rein erhalten, sie haben niemals sich mit den Fremdherrschaften befreunden können, und haben jede Gelegenheit benutzt, um das Joch rassen- und religionsfremder Eroberer abzuwerfen. Nach dem Fall der Gupta bildeten sich kleinere einheimische Dynastien von Gudscherad bis nach Bengal, vom 10. bis 16. Jahrhundert erhoben sich grössere Reiche teils der Hindu, teils der Tamilen im Dekhan. Die mächtigste nationale Welle aber, die Indien jemals durchflutete, war der Versuch der Mahratten, die Gesamtherrschaft von Indien an sich zu reissen. Von Mittelindien aufbrechend, schoben sich die Mahratten seit dem 17. Jahrhundert nach Bengal vor, und bedrohten ganz Nordindien. Ohne die Dazwischenkunft der Engländer wäre vermutlich die ganze Halbinsel den Mahratten anheimgefallen. Unabhängig von ihnen, aber auf gleicher Rassengrundlage sich erhebend, war der Bund der Sikh, die durch eine nationale und religiöse Wiedergeburt im 16. Jahrhundert angestachelt, allmählich das ganze Fünfstromland gewannen, und unter Rangh-Sing, nach grösserer Ausdehnung strebend, mit den Mahratten zusammenstiessen.

Die Feinde, die den Hindu gegenüberstanden, waren die eingebornen Rassen im Innern, namentlich tibetische Völker und Tamilen und die erobernden Mohammedaner von aussen. Der erste Einbruch

des Islams geschah 708 durch den Einfall arabischer Scharen in Sindh. Einzelne unbedeutende Raubzüge folgten, aber nichts Ernstliches geschah bis zum Jahre 1000; da begannen die 14 Eroberungszüge Mahmuds des Ghasnawiden, die den gewaltigen Afghanen bis nach Kutsch und bis zur Jumnah brachten. Seitdem haben die Züge der Mohammedaner an der Nordwestgrenze nie aufgehört, bis endlich die Engländer ihnen einen Riegel vorschoben. Nach den Ghasnawiden kamen die türkischen Ghoriden, dann meteorgleich erscheinend Tschingiskan; zwei Jahrhunderte später der Türke Timur. Darnach Timurs Enkel Baber. Die bisherigen Einfälle hatten zwar vorzugsweise der Plünderung gedient, hatten jedoch zugleich ein fortwährendes Einströmen mohammedanischer Sitten und Anschauungen bewirkt. Sofort nach den Erfolgen Mahmuds, trat eine Art Vermählung indischen und arabischen Geistes ein, deren erster Herold Albiruni ist. Nun spielten aber im damaligen Islam die Perser die Hauptrolle, so kam es, dass sehr bald das Persische die Hofsprache Indiens wurde und es, erst seit etwa zehn Jahren allmählich dem Englischen weichend, bis in die Gegenwart geblieben ist. In Kaschmir wurde erst 1896 in den Edikten des Maharadscha das Englische dem Persischen gleichgestellt.

Persisches Kunstgewerbe (namentlich in Teppichen und Geräten) und persische Dichtkunst kamen überall bei den indischen Fürstenhöfen in Aufnahme. Noch Hafis wurde von einem Maharadscha des Dekhan zum Besuche aufgefordert, wozu ihm eigens ein Staatsschiff entgegengeschickt wurde. Festbegründet wurde der Einfluss des Islams durch die Nachkommen Timurs, deren Dynastie fälschlich die mogulische (mongolische) genannt wird. Baber zwar und noch mehr sein grosser Enkel Akbar waren Freigeister, aber seit Aurangzeb kam die strenggfanatische Richtung der Mollahs zur Herrschaft. Die Grossmogule waren es auch, die zuerst eine geordnete mohammedanische Verwaltung einrichteten. Das Steuersystem, die Strassen, Handel und Wandel, die Heeresfolge der indischen Vasallenfürsten, alles war aufs beste geregelt. Ihre grössten Triumphe aber feierten die Mogule in der Baukunst, die durch sie zu staunenswerter, einzigartiger Höhe emporgehoben wurde. Dem Tadsch Mahal, den Jehangir seiner Gemahlin als Grabmal aufrichtete, hat die ganze übrige Welt nichts Ähnliches entgegenzustellen. Die späteren mohammedanischen Eroberer, die Indien heimsuchten, Nadirschah und die Afghanen-Emire haben zwar dazu beigetragen, die Mogulenherrschaft zu erschüttern, haben aber sonst keinen dauernden Eindruck hinterlassen.

Eine eigene Entwicklung hat der südlichste Teil Indiens und Ceylon durchgemacht. Die Tamilen, die dort den Hauptbestandteil der Bevölkerung ausmachen, waren einer Reihe der verschiedensten auswärtigen Einwirkungen ausgesetzt, bei ihnen kreuzten sich Anschauungen der Nestorianer, Juden, Araber, Perser und später der Portugiesen. Auch haben Malayen und Siamesen, die im 11. Jahrhundert die Küsten Ceylons berannten, ja sogar die Chinesen zeitweilig Einfluss gewonnen. Trotz alledem haben die Tamilen ihr Volkstum bewahrt, und die verschiedensten Strömungen in Schrifttum und Kunst aufnehmend, ihr Volkstum nur reicher ausgestaltet.

Seit den ältesten Zeiten waren die Geschicke Indiens und Persiens in Rasse und Kultur, und seit Darius und Alexander auch politisch eng mit einanderverknüpft. Eine grössere staatliche Trennung brachte erst das halbe Jahrtausend, das zwischen dem Sturz der Sakya und dem Einbruch der Gasnawiden verfloss, während der Kulturstrom von Indien nach Ostiran ungestört fortdauerte. Staatliche Beziehungen von Belang kamen erst wieder auf durch den allverbindenden Islam und haben denn auch bis zur Gegenwart fortgedauert. Mehrere Jahrhunderte hindurch bildeten Ostiran und der Westen Indiens eine staatliche Einheit. Erst im 16. Jahrhundert entwickelten sich in Iran wiederum Sondergestaltungen. Ein derartiges Auf und Ab war nicht geeignet, das Bestehen eines Nationalstaates zu befördern, doch hatte das persische Volkstum Kraft genug, all den Wirrsalen zum Trotz in neuem Glanze zu erstehen. Firdusi stellt den Anfang einer volkstümlichen Entwicklung dar, die auch von den Mongolen- und Barbarenherrschern nicht gehindert, oder sogar gefördert wurde. Das Ergebnis des langen Kampfes zwischen Turan und Arabien gegen Iran ist eine Neukräftigung des persischen Volkstums gewesen, das unter den Sefawiden noch einmal eine glänzende Blütezeit erlebte, dergestalt dass Isphahan, damals eine Stadt von einer Million Einwohnern, der Mittelpunkt vorderasiatischen Lebens und vielleicht der grösste Handelsplatz der damaligen Welt wurde. Immerhin ist das Persertum nicht ohne Einbusse aus dem hartnäckigen und langwierigen Kampfe hervorgegangen. Es verlor vor allem den ganzen Nordwesten an das Türkentum, und den Südwesten, die jetzige Provinz Arabistan, an das Arabertum, auch war den Westiraniern die staatsbildende Kraft verloren gegangen, ähnlich wie den Süddeutschen nach dem Niedergang der Habsburger: die iranischen Dynasten stammten stets ganz oder

halb von Türken ab, sowie der herrschende Stamm Deutschlands Slavenblut in den Adern hat.

Den Türken fiel nicht minder Kleinasien anheim; unberührt von ihnen blieben nur solche Rassen, die sich in die höchsten Berge zurückzogen, wie Kaukasier, Armenier, Nestorianer und Kurden, dazu kraft ihrer höheren Kultur und unzerstörbaren Eigenart die Griechen von Trapezunt, Smyrna und einiger südlicher Häfen. Syrien endlich wurde zum grössten Teile arabisiert; nur im Libanon hielten sich noch unabhängige Stämme. So haben sich aus dem alten Imperium der Achaemeniden und Sassaniden im wesentlichen vier Volkheiten ausgesondert: im Mittelpunkt die Perser selber, an der Peripherie Armenier, Türken und Araber. Mit zweien der Randvölker waren die Perser zwar äusserlich durch gemeinsame Religion verbunden, in Wahrheit aber lehnten sie sich gegen den Islam auf, gründeten, schismatisch vorgehend, die Sekte der Schiiten und den pantheistischen Orden der Sufi (wahrscheinlich von Sophoi die Weisen), der im Grunde mit der Lehre Mohammeds gar nichts mehr zu thun hat. Es war das offenbar eine nationale Reaktion gegen die Weltreligion, ähnlich wie die des Protestantismus gegen die katholische Kirche.

Von den Europäern wurde Iran wenig beeinflusst. Zwar kamen schon seit dem 13. Jahrhundert Gesandte und Missionare des Abendlandes, 1598 liessen die Franziskaner sich in Isphahan nieder, es entfaltete sich ein Handel mit Portugiesen, Engländern, Holländern, allein die Perser dünkten sich den westlichen Barbaren zu sehr überlegen, als dass sie irgend welche Kultur von ihnen hätten annehmen wollen. Einmal nur drangen die Abendländer geradezu über die persischen Grenzen, das war im Anfang des 18. Jahrhunderts, als Peter der Grosse die südkaspischen Provinzen Gilan und Mazenderan besetzen liess, und einen Zug nach Indien plante. Die Besetzung wurde jedoch nach zwei Jahrzehnten rückgängig gemacht. Iran erlebte unter Nadirschah ein neues Zeitalter, wenn nicht kultureller, so doch politischer Blüte, und dehnte seine Gewalt von Delhi bis an den oberen und unteren Euphrat aus. Nach dem Tode Nadirschahs aber begann das Reich unaufhaltsam zu sinken.

Die abendländischen Nationen

Zu **Europa** übergehend, verlässt man das Gebiet kalter Erwägungen und Beobachtungen und kommt zu Dingen, die jeden persönlichst angehen. Bei nichts wird der Mensch empfindlicher, als bei Bemerkungen, die seine Abkunft berühren. Und mit Recht! Denn nichts ist unverlierbarer, nichts heiliger, als die Rasse, und keine tötlichere Beleidigung, als eine, die unsere Geburt herabziehen will. Wenn es einerseits eine Thorheit ist, den einzelnen anzufeinden, weil seine genaue Rasse doch höchst selten herausgespürt werden kann, einen, der von seiner Mutter einen Kurzkopf geerbt hat, einen verächtlichen Kerl zu schelten oder wegen schwarzen Haares zu schmähen, obwohl noch gar nicht einmal sicher ist, auf welchen Völkertypus eigentlich die Schwarzhaarigkeit zurückzuführen ist: so ist andrerseits doch thatsächlich die Eigenart eines Jeden zu drei Vierteln von seiner Rasse, von seinen nahen und entfernteren Ahnen bestimmt.

Das **deutsche** Volkstum erwuchs aus mindestens drei verschiedenen Rassen und sechs bis sieben Unterrassen. Zunächst ein bis zwei Urelemente, deren Überbleibsel gelegentlich noch deutlich erkennbar sind. So die Gauchen von Tübingen, die scherzweise auf die Hunnen zurückgeführt werden, einige Westerwälder, die gleichfalls an die Baschkiren und Hunnen erinnern, die kropfigen Bewohner vieler Alpenthäler, wie des Paznaun und Montafun — der Kropf findet sich auch bei den anarischen Bauern der oberen Pyrenäenthäler und scheint eine Rasseneigentümlichkeit zu sein (berüchtigt deshalb ist auch die Rheininsel zwischen Koblenz und Engers). Das schwarze Haar und die bräunliche Haut des Südens geht nicht nur auf romanisches Blut zurück, sondern auf eine Rasse der Alpen, von der aus die dunkle Farbe sich strahlenförmig ausgebreitet hat. Je näher den Alpen, desto auffälliger die Dunkelheit. Über die Urrassen schichteten sich Kelten, Romanen, Germanen und Slaven. Die grössere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass die Germanen von Norden kamen — alte germanische Ortsnamen nur im Norden von 51°; ferner

die Liebe zu kalten Flussbädern — und dass sie blond[1]) und blauäugig waren. Von den Kelten wird ebenso Blondheit bezeugt und kann von reinen Slaven noch heute jeden Tag beobachtet werden. Das germanische Blut hat den bedeutendsten und nachhaltigsten Beitrag zu unserem Volkstume geliefert, hat unserer Art die tiefste und eigenste Prägung gegeben, in den Tugenden der Treue, der Gründlichkeit, kühnen Wagens und erhabenen Denkens, wie in den Fehlern, die zumeist einer gewissen Schwerfälligkeit und Ungehobeltheit entspringen. Was aber unser Volkstum von anderen unterscheidet, namentlich von anderen germanischen, das ist gerade der Zusatz nichtgermanischen Blutes und nichtgermanischer Kultur. Am wichtigsten ist da das keltische Element mit seiner Sinnlichkeit, der grobe Leidenschaft und sehnender Schönheitsdurst entfliesst, mit seinem ruhelosen Schwanken, seiner Eitelkeit und Mitteilungslust und seiner Schöpferkraft. Selbst vorzügliche Männer tadeln es, dass Historiker mit der Annahme keltischen Blutes z. B. für die Bayern »einem bösen Geiste huldigend sich schmählich befleckt haben«[2]). Nun, Befleckung oder keine Befleckung, nichts ist sicherer, als dass keltisches Blut in den Adern der Bayern reichlich fliesst. Minder wichtig erwiesen sich die Slaven. Ihre Zahl mag der der keltischen Deutschen gleich oder überlegen sein, aber infolge ihrer weit geringeren Begabung ist ihre Bedeutung geringer gewesen. Auf slavische Art scheint der Mangel an Individualität und Lebensfülle, die seelenlose Einförmigkeit des Ostens, die auch die Werke rein germanischer Thätigkeit daselbst überall umgiebt und halb verschlingt, zurückzuleiten sein. Das Willenlose, Gehorchende des Slaven hat die beste Unterlage für den preussischen Staat gegeben. So manche Kunstleistung in Poesie und Musik und rhetorischer Prosa mag allerdings auch aus der slavischen Ader herrühren. Wahrscheinlich steckt in vielen Nordostdeutschen zugleich finnische Rasse, deren Schwarzhaarigkeit sich vielleicht bei denselben, wie bei manchen Dänen und Norwegern, fortgepflanzt hat. Aus der Verschmelzung der verschiedenen Rassen ergaben sich dann drei Hauptgruppen, die bis jetzt fortdauern. Eine romano-keltisch-germanische im Süden, eine überwiegend germanische im Norden, eine slavisch-germanische im

---

[1]) Doch vergl. was Guntram Schultheiss in seiner Geschichte des deutschen Nationalgefühls, 15 ff., über das germanische Rotfärben der Haare sagt. Noch heute färben die Perser wöchentlich ihren Bart mit einem grellen Rot.

[2]) Hermann Müller in den »Marken des Vaterlandes«, von Leopold Contzen »Wanderungen der Kelten« lobend erwähnt.

Osten. Dazu kamen seit der Zeit Karls des Grossen die Juden. Auch ist es nicht ausgeschlossen, dass hunnische, avarische und madjarische Krieger vorübergehend einen Teil des deutschen Volkes beeinflusst haben.

Neue Elemente strömten uns seit der Reformation zu. Vor allem die zahlreichen Hugenotten und später die Emigranten aus Frankreich, die sich namentlich in den Rheingegenden, besonders in Köln und Frankfurt, aber auch in der Mark Brandenburg niederliessen. Sodann Iren, Engländer und Schweden, die durch den Dreissigjährigen Krieg in unser Land kamen. Mit ihnen wanderten Italiener ein, deren Zustrom seitdem ohne Aufhören andauert. So manche Patriziergeschlechter Frankfurts und anderer süddeutscher Städte stammen aus Oberitalien. In der Gegenwart wird der Süden und Westen des Vaterlandes von italienischen Arbeitern, die sich gelegentlich mit deutschen Frauen verheiraten und sich bei uns niederlassen, geradezu überflutet. Endlich eine lange Reihe von Polen, Russen und Tschechen. Gegenwärtig steht die Bevölkerung des Reiches so, dass nicht weniger als drei Millionen der Reichsangehörigen sich zum Slaventum rechnen. Das ist 5½% des ganzen Volkes. Andere Fremdkörper werden durch Litauer, Wallonen, Dänen, Franzosen dargestellt.

In erster Linie hat die Entwicklung einer gemeinsamen Volkskultur, namentlich einer gemeinsamen Sprache, in zweiter das bewusste Eingreifen kraftvoller Staatsmänner und Herrscher dafür gesorgt, dass der Osten, Nordwesten und Süden, dass die grossen Teilgruppen des Deutschtums nicht auseinanderfielen. Einiges hat auch die Binnenwanderung gethan, die zum Teil, namentlich durch die Hohenzollern, staatlich begünstigt und geleitet wurde. Niederländer wanderten nach den baltischen Provinzen, Nieder- und Moselländer nach Böhmen und Siebenbürgen. Schwäbische Bauern wurden durch den Grossen Kurfürst und Friedrich den Grossen im Nordosten angesiedelt. Neuerdings entsteht ein gewaltiger Zug östlicher Arbeiter nach Berlin und nach dem Rheine; norddeutsche Arbeiter und Grossindustrielle und Beamte lassen sich im Süden nieder und Süddeutsche, wenn auch in kleinerer Zahl, im Norden. Das Hochdeutsch ergreift immer weitere Kreise und die Stammesunterschiede verwischen sich. Ja, die Hoffnung kommt auf, die Deutschen in der Schweiz, in Österreich, in den Niederlanden herüberzuziehen, weil die Gemeinbürgschaft der Deutschen sich stärker erweist als staatliche Trennung.

Sehr spät hat sich das Volkstum der Briten entwickelt. In

Grossbritannien waren zunächst mehrere Urrassen, von denen die Iberer wohl eine ausmachten. Dann kamen die Kelten, die sich in mindestens drei Zweige verästelten. Hierauf die Römer, die jedoch keine nennenswerten Spuren hinterliessen, dann Angelsachsen, Dänen und Norweger. Im Jahre 1066 brachen die französischen Normannen herein, die sich nach zwei bis drei Jahrhunderten mit den Angelsachsen verschmolzen, doch so, dass der beiderseitige Typus noch heute ziemlich leicht erkennbar ist. Aus der Verschmelzung der angelsächsischen und französischen Sprache ging zu ungefähr gleichen Teilen gemischt das Englische hervor, das zwar schon im 14. Jahrhundert ausgestaltet war, jedoch erst seit etwa 1700 die massgebende Stellung in ganz Grossbritannien errungen hat. Dem englischen Volkstum steht ein schwächer ausgeprägtes Schottentum gegenüber, das in der Rasse mehr keltische Bestandteile hat, in der Sprache aber reiner germanisch ist. Eine dritte Gruppe bilden die Iren, die bis zum heutigen Tage den Engländern feindlich gesinnt sind, während die Schotten ihre Gegnerschaft aufgegeben haben. Es giebt gegenwärtig noch ungefähr eine viertel Million von Iren, die kein englisch verstehen, und ungefähr zweidrittel Millionen, denen neben dem englisch noch das gälisch geläufig ist. Die übrigen Iren, etwa vier Millionen an der Zahl, und mit den überseeischen rassebewussten Volksgenossen vielleicht zehn Millionen erreichend, kennen zwar bloss englisch, sind aber ihrem angelsächsischen Oberherrn ebenso abgeneigt, wie einst die spanisch redenden Tagalen den Spaniern.

Einfacher sind die Verhältnisse in Skandinavien. In Dänemark scheint eine Vermischung einer dunkelhaarigen Urrasse mit Germanen und Slaven stattgefunden zu haben. Die Norweger stiessen auf Lappen, die Schweden auf Lappen und Finnen, auch hat in neuerer Zeit eine Einwanderung englischer und deutscher Familien eingesetzt.

Die Yankees darf man nicht als eine Unterabteilung des englischen Volktums betrachten. Noch nicht ein Drittel der Unionsbevölkerung geht auf englische Vorfahren zurück, noch nicht die Hälfte auf englische und schottische Art zusammen. Ein Viertel der Einwanderung kam aus Irland, fast ein Drittel aus deutschen Landen, eine Million aus Skandinavien, 1½ Millionen aus Italien. So bestehen die Yankees aus sechs bis sieben Volkheiten. Unvermischt erhalten sich neben ihnen noch so ziemlich Franzosen, Portugiesen, Slaven und Juden und ganz unvermischt die Neuspanier, die auf dem Boden der Vereinigten Staaten, in Florida, Neumexiko, Arizona, Südkalifornien

etwa $^1/_2$ Milllion, in Westindien zwei Millionen ausmachen. Neben diesen Allen endlich noch Indianer, Chinesen, Kanaken, Japaner und neun Millionen Neger.

In Kanada und Australien kann man noch nicht von einem gesonderten Volkstum reden, doch ist kein Zweifel, dass ein solches sich noch entwickeln werde. Das eigenartigste Volkstum der überseeischen Arier stellen die Buren dar. Sie sind aus einer Mischung von Holländern, Deutschen, Schotten, Franzosen, Portugiesen und Farbigen hervorgegangen. Ihr Sondergepräge war schon gegen 1780 festbegründet.

In Russland gingen die germanischen Waräger sehr bald in die Masse ihrer slavischen Unterthanen auf, sonst bewiesen die Russen nicht allzuviel Aufsaugungskraft, insofern sie bis jetzt die finnischen Bevölkerungen ihres weiten Landes sich nur unvollkommen anzuähnlichen vermochten. Dagegen haben sie das tatarische Element mit Ausnahme weniger Reste überwältigt, jedoch nicht ohne ihrerseits auf das tiefste davon durchdrungen zu werden. Den wichtigsten späteren Zusatz zum russischen Volkstum gaben zahlreiche deutsche Einwanderer, sodann losgetrennte Glieder der Polen, Littauer, Armenier und Kaukasier.

Der Russe ist, wie alle Slaven, geduldig, zähe und geschmeidig; er liebt die Gesellschaft und ist sowohl äusseren Eindrücken — daher sein Gehorsam, seine bedientenhafte Anhänglichkeit — wie inneren Stimmungen sehr zugänglich und leicht von ihnen beherrscht. Damit hängt seine Leidenschaft für Musik, sein religiöser Fanatismus und der Wechsel von Leichtsinn und stumpfer Schwerfälligkeit zusammen. Bald himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt. Zwei Haupttypen der Russen sind zu unterscheiden. Der altväterische, ackerbauende, sentimentale Kleinrusse im Süden, der die slavische Art am reinsten darstellt, und der vom Tatarenblut stark durchsetzte Grossrusse im Norden, dessen Neigungen auf Handel, auf Erwerb, auf Herrschaft ausgehen.

Getrennt vom Russentum ist das Polentum. Der Pole lebt wie sein östlicher Nachbar in den Tag hinein, »verspeist einen Ochsen, wenn er einen Hahn erlegt hat«, aber seine Verschwendung hat einen künstlerischen Anstrich. Er hat etwas Flüssiges, fast Geniales, aber auch viel Zerfahrenheit und Liederlichkeit. Vielleicht hat er etwas Keltenblut einst aufgenommen. Es mangelt dem Polen Ausdauer und ruhiges Beharren, mangelt ihm die gewichtige Würde,

die nicht selten die Grossrussen auszeichnet, doch fehlt ihm keineswegs ein zähes Zielbewusstsein, das bis zu verbohrter Hartnäckigkeit sich steigern kann. In nationalen Fragen erzielen die Polen zwar niemals Einheitlichkeit im Handeln, aber zuletzt doch immer den Zusammenschluss aller Gemüter.

Von anderen slavischen Volkstümern ist das tschechische das bedeutendste. Offenbar hat ihm die Mischung mit Avaren- und Deutschenblut besondere Kraft verliehen. Seine Erhebung beginnt im 14. Jahrhundert, seit Karl IV. in Prag seinen Herrschersitz aufgeschlagen. Als steinhart gilt das serbische Volkstum, zu dem auch die Montenegriner gehören. Nichts soll schwerer sein, als einen Serben zu entvolklichen. Zu seiner Festigung trägt wohl albanische Art bei, die aber auch unfruchtbare Streitlust als Mitgift brachte. Ferner die Bulgaren, deren Könige aus dem Geschlecht Attilas stammten und denen noch heute das Hunnenblut in kaum gebändigter Wildheit schäumt, die Kroaten, die sich mit Avaren, Albanesen und Romanen vermengt haben, und die Kümmer- und Zwergvölker der Slowenen, Slowaken, Hanaken, Wenden, Polaken, Ruthenen und andere wenig bedeutende Splitter.

Das französische Volkstum entstand aus mindestens vier Rassen. Zunächst den Iberern, die zur Zeit Cäsars noch ein Drittel des Landes einnahmen und deren Reste sich unter dem Namen der Basken in den Pyrenäen behauptet haben. Das Hauptelement lieferten die Kelten; sie zerfielen in mehrere Unterabteilungen, deren Mundarten soweit auseinandergingen wie Platt und Hochdeutsch. Die Kelten wurden zwar romanisiert, haben jedoch dem französischen Volkstum überwiegend ihre Geistesart aufgeprägt. Noch zur Zeit der Merowinger erfolgte neuer keltischer Zuzug nach Frankreich von solchen Kelten, die dem Andrang der Angelsachsen weichend, Albion verliessen und sich in der Bretagne ansiedelten; die keltische Mundart, das Bretonische, lebt noch heute fort. Der Norden und Osten des Landes ward von germanischen Stämmen eingenommen: von Normannen, Franken und Burgundern; auch ist wohl anzunehmen, dass Westgothen, Allemannen und andere zerstreute Germanenvölker Spuren in Südfrankreich hinterlassen haben, hierzu kommt noch eine oder mehrere Urrassen, deren Nachkommen in den Ostpyrenäen und den savoyischen Bergen wohnen; endlich kann nachgewiesen werden, dass auch einzelne Slavenhaufen sich bis nach Frankreich verirrten. Es könnten noch die griechischen Massilioten, die fast ein Jahrtausend lang ihre Sprache bewahrten und

die Araber, die zeitweilig in Südfrankreich und Piemont sich niederliessen, hier erwähnt werden; doch ist ihre rassenhafte Einwirkung vermutlich ebenso gering gewesen wie die der Hunnen und Madjaren, die nur vorübergehend Frankreich bis zur Loire und bis zum Busen von Biskaya durchstreiften.

Die Trennung von Neustrien und Austrasien bedeutete den ersten Schritt in der Entwicklung französischen Volkstums. Gegen 800 hatte sich bereits eine französische Sonderbildung herausgeschält. Nach zwei bis drei Jahrhunderten waren auch die Burgunder und Aquitanier romanisiert, aus der Nord- und Südgruppe schloss sich dann seit 1300 ein einheitliches Gesamtfranzosentum zusammen.[1]) Die wichtigste Veränderung, die hiernach eintrat, war das Einströmen deutschen Blutes aus Elsass und Lothringen, dem jedoch die Verjagung der zum grossen Teile germanischen Hugenotten entgegensteht. Im ganzen kann man sagen, dass bis zur Zeit Ludwigs XIV. das Germanische bei unseren westlichen Nachbarn, wenn nicht vorwiegt, so doch zum mindesten den anderen Elementen nicht nachsteht. Darnach aber begann das Germanentum zu sinken, und wurde vollends auf das empfindlichste geschwächt durch die Hinrichtung vieler hervorragender Adliger, die zumeist germanischen Blutes waren. Die Behauptung jedoch, dass durch die grosse Revolution alles Germanische aus Frankreich ausgetilgt worden sei, ist grundfalsch, denn erstlich entrannen viele Kinder jener Adligen, zweitens ist noch die Normandie und die Bourgogne, wie deutlichst an den Gesichtern zu sehen, von ausgesprochen germanischer Art.

Das Gebräu des italienischen Volkstums ist aus elf bis zwölf Ingredienzen hervorgegangen. Urelemente: Ligurer, Veneter, Japyker, Sikuler, Sardinier; weitere Grundstoffe: Etrusker, Lateiner, Griechen, Kelten; später dazutretende Rassen: syrische, kappadokische, afrikanische Sklaven, Germanen, Slaven, Araber, Normannen, Katalonier, Neugriechen; in jüngster Zeit Schweizer, Deutsche, Franzosen und österreichische Slaven. Aus der verwirrenden Fülle lösen sich zwei grosse Gruppen los: die starken, mit germanischem und keltischem Blut durchtränkten Norditaliener, und die verkommenen, durch das Blut orientalischer Sklaven verderbten Süditaliener. Dementsprechend

[1]) Ich darf nicht hoffen, der meisterhaften Schilderung es gleich zu thun, die Schmoller, Grundriss der Allg. Volkswirtschaftslehre I 153 ff., von dem Charakter der Franzosen, Italiener, Engländer und Jankees entwirft, und verweise daher für die psychologische Seite auf seine Ausführungen.

ist denn auch jede höhere Kulturregung der Apenninenhalbinsel von der nördlichen Hälfte ausgegangen; die Gegenden südlich von Rom haben kein einziges überragendes Genie hervorgebracht. Vielfach wird nun die erstaunliche Anzahl der grossen Künstler, Staatsmänner und Wissenschafter der Renaissance ausschliesslich und ohne Rest auf germanische Rasse zurückgeführt. Das ist schlechterdings nicht zu erweisen; ausserdem gemahnt das Leichtschöpferische, *le génie heureux*, der angedeuteten Führer und Lehrer der Menschheit viel eher an keltische Anlage.[1])

Das spanische Volkstum beruht auf fünf bis sechs Hauptrassen. Iberische und keltische Grundlagen, vorübergehende phönizische und karthagische Einflüsse, römische, gothische und arabische Eroberer, vereinzelte jüdische Kreuzungen, zuletzt Verschmelzung aller Rassen unter sehr starker Betonung des provinziellen Partikularismus. Trotz gemeinsamen Schrifttums und gemeinsamen, ungewöhnlich einheitlichen Glaubenstums, ist die Einheit des Volkstums sowenig den Spaniern zum Bewusstsein gekommen, dass gerade jetzt wieder die Gefahr eines Auseinanderfallens droht. Ohne einen so auffallend heftigen Partikularismus hätte auch Portugal, das einmal (1580—1640) mit Spanien vereinigt war, nicht so lange in staatlicher Trennung verharrt. Bei Portugal wirkt allerdings als Trennungsgrund noch mit, dass sich die portugiesische Bevölkerung seit Ende des 15. Jahrhunderts mit Negersklaven vermischt hat.

Juden und Zigeuner

Die Grundlagen zum Judentum lieferten Turanier[2]) und Semiten. Dazu kamen hellenisierte Proselyten, die Adiabener (57 n. Chr.), die

[1]) Methodisch ist es ja, wie oben ausdrücklich zugestanden wurde, vollkommen berechtigt, bei den Florentinern und Veronesern germanischem Blute nachzuspüren. Allein, wenn wir z. B. erfahren, dass langobardisches Recht sich bis ins 15. Jahrhundert erhalten hat, so wissen wir dadurch noch nicht, welchen Prozentsatz vom ganzen Volke die Langobardenenkel ausmachten.

[2]) Ich will hier noch nachtragen, dass der halbturanische Ursprung der Juden eine bisher unerklärliche Erscheinung in erwünschter Weise aufhellt, nämlich das von allen Ethnologen beobachtete Vorkommen jüdischer Typen bei Japanern, Koreanern und Rothäuten. Auch erklärt sich dadurch die Abneigung vor den Juden, welche überall der semitische Araber zeigt.

Falascha, westliche Berberstämme, Südaraber, die türkischen Khazaren und Keraiten, vereinzelte Indogermanen.

Der Verbreitung der Juden nach dem Osten (China) und Süden (Abessynien) der alten Welt entsprach eine spätere Ausdehnung nach dem Westen. Im gothischen Spanien spielten die Juden als Beamte und Bankiers eine wichtige, zuletzt massgebende Rolle. Es scheint, dass sie die Araber in das Land riefen, unter denen sie dann zu noch grösserer Bedeutung gelangten. Überhaupt war die erste Epoche des Islams vielleicht die beste Zeit der Juden. Als Übersetzer, Ärzte, Naturforscher und Philosophen vermittelten sie den Arabern die Errungenschaften der Hellenen, als Beamte und Staatsmänner gewannen sie für sich selber Einfluss und Vermögen. Andrerseits wurden auch sie wiederum durch den Islam umgestaltet. Sie schrieben ihre Bücher auf arabisch, nahmen mohammedanische Lebensweisheit und Lebensverachtung an und bauten ihre Synagogen nach Art der Moscheen. Eine weitere Umbildung jüdischen Geistes geschah durch die Kabbala, die im 11. Jahrhundert sich in Spanien aufthat, eine verschwommene Mystik, die aus der ursprünglich rein arischen Anschauung von der Weltschöpfung durch Emanationen erwuchs und die dem scharf sachlichen Geist des Alten Testamentes diametral entgegengesetzt ist.

Mit den Arabern drangen Juden, sei es zum erstenmale, sei es frühere Wanderung wieder aufnehmend, nach Marokko, wo der hochberühmte Maimonides und andere jüdische Gesetzeslehrer und Philosophen teils dauernd, teils vorübergehend wirkten. Mit den Arabern kamen sie gleichermassen nach dem Nordosten der islamischen Welt, nach Bochara, von wo sie in der Folge Handelszüge nach der Mongolei und Nordchina unternahmen, und nach Südrussland. Hier hausten seit Heraklius die Khazaren, ein Türkvolk, das aus Südwestsibirien von der Gegend des Issykkulsees gekommen war. Die Khazaren erwogen lange, welche Kulturreligion sie annehmen sollten, neigten zuerst zum Islam und entschieden sich zuletzt für den Mosaismus. Das war am Ende des 9. Jahrhunderts. Man führt auf diese Bekehrung der Khazaren in der Regel die blonden, blauäugigen und gradnasigen Juden zurück. In der That werden derartige Attribute bereits in den chinesischen Quellen den Südwestsibiriern beigelegt, die für die Hässlichsten der Sterblichen erklärt werden, da sie rötliche Haare und blaugrüne Augen hätten.[1]) Auch ist es auffallend,

[1]) Parker, A thousand years of the Tartars.

dass gerade im heutigen Russland der geschilderte Typus so häufig auftaucht.

Wie die Juden nach Deutschland kamen, ist noch unaufgeklärt. Im 8. Jahrhundert waren sie auf einmal da. Die von Worms behaupteten zwar, sie seien vor Christus ins Land gekommen, aber das war nur, um während einer Verfolgung die Verantwortung für Christi Kreuzigung abzuweisen. Karl der Grosse verschrieb sich Juden aus Italien, und von dort werden denn auch die meisten anderen nach Mitteleuropa gekommen sein. Unter Wilhelm dem Eroberer hatten sie Grossbritannien erreicht und wurden von jenem Herrscher in ein ähnliches Verhältnis zur Krone gebracht, wie sie es als Kammerknechte des Reichs seit Rudolf von Habsburg bei uns einnahmen. Bald errangen die Juden als Juweliere und Bankiers der Fürsten, sowie als Geldleiher von Rittern und Bauern, nicht minder als Ärzte und Beamte wichtige Stellungen im ganzen römisch-christlichen Europa, in Spanien, Italien, England, Deutschland, Ungarn, Polen; doch hatten sie auch viel von Verfolgungen zu leiden, namentlich seit dem Beginn der Kreuzzüge. Über die Ausbreitung der Juden in Byzanz und den slavischen Ländern des Mittelalters bin ich nicht unterrichtet, doch sollte man aus den Interpolationen zu Ben Gorion entnehmen, dass um 1000 die Kenntnis von Byzanz und Osteuropa bei der Judenschaft ziemlich verbreitet war, was auf persönliche Berührung schliessen lässt. Soll man nach der Dauer der Wirkungen urteilen, so waren offenbar das iberische und das deutsche Judentum am wichtigsten im mittelalterlichen Europa; noch heute sind spanisch und deutsch jüdische Hauptsprachen und ist portugiesische oder deutsche (fälschlich polnische genannt) Aussprache des Hebräischen massgebend.

Das deutsche Judentum erhielt eine mächtige Ausdehnung durch die furchtbare Katastrophe, die über die mittelalterlichen Israeliten hereinbrach, die Verfolgung um 1350 bei Gelegenheit der grossen Pest oder des schwarzen Todes. Damals flüchteten sich die Verfolgten nach Polen, wo sie bald zu Ehren und Macht gelangten, dergestalt, dass jeder, der sich taufen liess, zugleich in den Adelsstand erhoben wurde, und von Polen nach Galizien, das hinfort zu dem Ausstrahlungsherd für die Donauländer wurde und weiter nach Russland. Inwieweit diese östlichen Glieder der grossen Rasse durch Khazaren etwa verstärkt wurden, ist wieder ein Punkt, über den ich meine Unwissenheit bekennen muss. Nur so viel ist sicher, dass

auch nach dem Verschwinden der Khazaren die Krim, wie die alten hebräischen Grabsteine beweisen — wenn auch nicht die angeblich bis vor Christus zurückreichenden Grabinschriften, die Schapira und Firkowicz fälschten — ein Mittelpunkt hebräischer Wirksamkeit gewesen ist. Mit dem Wachstum der russischen Macht dehnten sich abermals die Juden nach Osten aus und haben im 19. Jahrhundert teils freiwillig, teils gezwungen ganz Sibirien überzogen, immer den Gebrauch der deutschen Sprache, wenn auch mit hebräisch, polnisch und russisch untermischt, getreulich beibehaltend. Ganze Städte Westsibiriens sind gegenwärtig überwiegend jüdisch, manchmal bis zu vier Fünftel, und auch in Ostsibirien ruht gut ein Drittel des gesamten Binnenhandels in jüdischen Händen.

In Westeuropa machte die Verfolgung durch die Spanier Epoche. Aus der iberischen Halbinsel, die ja seit 1580 ganz von Madrid aus beherrscht wurde, flüchteten die portugiesischen und spanischen Juden teils nach mohammedanischen Staaten, nach Nordafrika und der Türkei, teils nach den Niederlanden, dem Horte der Religionsfreiheit. In der Türkei bestehen noch heute Niederlassungen jener Flüchtlinge, die ein leidlich reines Spanisch reden, in Saloniki, Konstantinopel und Skutari, Niederlassungen, die nach Zehntausenden zählen, sowie in den Berberstaaten und, in geringer Anzahl, in Syrien und sogar vereinzelt in Indien. Die nach den Niederlanden Ausgewanderten, denen viele der besten Namen angehörten, blieben zum Teil in der neuen Heimat und begründeten ein Zentrum, das bis zur Gegenwart durch seine Liebe zur Forschung, Kunst und Litteratur sich ausgezeichnet hat. Ein Teil ging nach Polen weiter, wieder andere fanden in den niederländischen Kolonien, in Surinam, Neu-Amsterdam (New-York), Java Unterkunft. Ebenso wurden von der iberischen Halbinsel viele Juden nach den portugiesischen und spanischen Besitzungen gebracht, nach Peru, Manila, Angola. Dies allerdings meist zwangsweise. Wie übrigens die Jesuiten, wo es sich empfahl, Freimaurer und Rosenkreuzer wurden oder wie jetzt noch die Senussi, ihre eigenen Zwecke zu fördern, in andere mohammedanische Orden eintreten, so hat eine ganze Anzahl spanischer Juden sich des Auswegs bedient, öffentlich ihrer Religion zu entsagen und dadurch Staats- und Kirchenämter zu verdienen; einer hat es sogar zum Erzbischof von Toledo gebracht.

Die letzte Epoche jüdischer Expansion knüpft an drei Ereignisse an, die Emanzipation durch Napoleon, die 48er Revolution, die Völkerwanderung nach Amerika und Südafrika. Die Expansion ist

sozial in Europa, räumlich in Übersee. Einen besonderen Abschnitt in der überseeischen Auswanderung macht wiederum die Verfolgung in Russland, die 1881 anhebt. Diese letzte Verfolgung warf Hunderttausende nach Nordamerika, wo allein New-York 350 000 russische Juden zählt, und Zehntausende nach Argentinien und Südafrika, nicht minder eine recht ansehnliche Menge nach Deutschland und Palästina, wo jetzt Jerusalem eine Bevölkerung von 30—35 000, meist russischen Juden hat. Im allgemeinen ist aber auch hier wiederum, wie zur Zeit des Titus und Hadrian zu bemerken, dass durch die Verfolgung nicht etwa neue Wanderungen hervorgerufen, sondern lediglich eine Bewegung verschärft wurde, die schon längst bestand. In Nordamerika waren Juden seit dem 17. Jahrhundert, und ein Yankee-Schriftsteller behauptet im Jahre 1877, also vor der russischen Katastrophe, dass bereits der ganze Handel der pazifischen Küste der Vereinigten Staaten, sowie wichtige Teile der Verwaltung, der Presse, des künstlerischen Lebens in jüdischen Händen sei. Und v. Weber berichtet in seinem prächtigen Buche »Vier Jahre in Südafrika«, dass 1871 im Oranje-Freistaat die Ausdrücke »Jude« und »Deutscher« für identisch galten.

Unmittelbar auf politischen Anstoss, auf die Verordnungen der Zaren ist nur die ausgedehnte Siedlung zurückzuführen, die Baron Hirsch in Argentinien veranlasst hat. Es erläutert die Schwierigkeit geschichtlicher Forschung, dass es unmöglich ist, über ein zeitgenössisches, jedermann bekanntes Unternehmen, wie jene Siedlung sich genaue Auskunft zu verschaffen. Leute, die von dort zurückkehren, ja die selber an der Verwaltung der argentinischen Kolonie beteiligt waren, vermelden, dass alles in die Brüche gegangen. Martens dagegen sagt in seinem anscheinend zuverlässigen Buche über Argentinien (1899), dass der Fehlschlag nur für die ersten Jahre anzuerkennen sei, dass allerdings Viele Hacke und Spaten hinwarfen, um sich als Kleinhändler in die Städte zu ziehen, dass aber die, welche zurückblieben, Erfolg hatten und dass das investierte Kapital sich bereits mit 5 Prozent verzinse, viel grösseren Nutzen durch Steigen des Bodenwertes für die Zukunft versprechend. So dass mithin das Ganze nicht sowohl eine Schenkung als eine wohl angelegte Landspekulation darstellen würde. Nur scheint die Summe des Kapitals, wie Martens sie angiebt, 400 Millionen Francs, ungeheuerlich und sonstigen Nachrichten widersprechend.

Vielleicht durch den Vorgang in Argentinien, wahrscheinlicher

aber durch den überall erwachenden Nationalismus angeregt, hat sich als letzter Ausläufer jüdischer Expansion der Zionismus aufgethan. Er ist gleich dem Panislamismus und dem, allerdings viel schüchterner auftretenden Panbuddhismus ein echtes Kind des Verkehrszeitalters, das alle Völker und alle Interessen einander so nahe gerückt hat. Ein Nationalstaat wird aus der Bewegung nicht entstehen, denn man gründet keine Staaten durch Aktien, aber bedeutsam ist der Zionismus doch und seine Folgen sind nicht abzusehen.

Die neuzeitliche Ausbreitung der Juden war wiederum von einer Umgestaltung ihrer Rasse und Kultur begleitet. In Ungarn und Südwestrussland gewannen sie zahlreiche Anhänger aus dem Volke, meistens im Anschluss an schwarmgeistige, mystische Bewegungen, wie die der tatarisch redenden, aber mosaischen Karaiten. Auch kommt es überall in Europa und Amerika vor, dass Christenmädchen, die dann gelegentlich zum Mosaismus übertreten, von Juden geheiratet werden.[1]) Einschneidender sind die Veränderungen durch die kulturellen Einflüsse der Neuzeit. Namentlich hat die liberale Richtung seit Mendelssohn der alten Strenge und der nationalen Idee viel Eintrag gethan. Es bedeutet zwar keine Neuerung, dass Italienisch, Englisch, Französisch als Muttersprachen adoptiert wurden, denn schon früher war dasselbe mit Griechisch, Arabisch, Spanisch gethan worden; wohl aber ist es ein Aufgeben eigenster Kraft, dass im Westen die Kenntnis des Hebräischen immer seltener wird und bei vielen Tausenden schon ganz aufgehört hat. Manchmal werden die Buchstaben noch festgehalten; so erscheinen in New-York jüdische Zeitungen in deutscher Sprache, aber hebräischem Drucke, und die algerischen Juden geben, obwohl sie französisch oder spanisch reden, bei den Wahlen hebräische Stimmzettel ab. Auch in Deutschland beschränkt sich bereits bei vielen Israeliten die hebräische Kunde auf die Heirats- und Begräbnisformeln und wenige Gebete. Der liberalen Richtung steht die orthodoxe gegenüber, die an der inspirierten Thora und allen Zeremonien und Anschauungen des Talmud festhält. Der Riss, den der geistige Zwiespalt geschaffen, erweitert sich von Jahr zu Jahr.

Mit der Ausdehnung nach den Ufern des Stillen Meeres, nach Kalifornien und Ostsibirien, wodurch ein Ring deutschsprechender Bevölkerung um die Erde gelegt wurde, haben die Juden ihr äusseres

[1]) Chamberlain behauptet das Gegenteil. Ich habe mich erkundigt und habe binnen einer einzigen Woche vierzehn Fälle in Erfahrung gebracht. Alle diese in einer einzigen Stadt.

Ziel erreicht. Wie bei der Ausdehnung der europäischen Arier, so ging bei ihnen ein intensives Wachstum an Kultur und Einfluss in Europa selbst damit Hand in Hand. Es ist dabei höchst bemerkenswert, dass der Fortschritt der Juden immer an den Fortschritt der Nationen, wo sie Unterkunft gefunden, aufs engste geknüpft ist. Nirgends sieht man das deutlicher, als in der mohammedanischen Welt. In der Blütezeit des Islams spielten auch die Juden eine ausserordentliche Rolle, während sie mit dem Fall Marokkos und Persiens ebenfalls in das äusserste Elend versanken. Das zeigt Anpassungsfähigkeit, aber auch Abhängigkeit von fremder Kraft.

Die Ausbreitung der Juden ist nicht ohne Analogie. Einigermassen ähnlich ist die Zerstreuung der Armenier in alle Welt und ihre kommerzielle Anpassung an die durch die Europäer oder Mohammedaner geschaffenen Verhältnisse. Noch genauer passt ein Vergleich mit den Parsi, insofern diese, ausser ihrer geschäftlichen Thätigkeit und ihrer Verbreitung in alle Erdteile, auch das mit den Juden gemeinsam haben, dass sie ihre Heimat verloren; doch ist der Einfluss so der Armenier wie der Parsi und die Zahl ihrer Auswanderer unverhältnismässig geringer. Am ähnlichsten ist, nicht in ihrer Bedeutung, aber in ihrer Entwicklungsart, die Ausdehnung der Zigeuner, die erst im 5. Jahrhundert n. Chr. ihr Vaterland verliessen, und nun, anderthalb Jahrtausende darnach, ebenfalls in Kalifornien und Sibirien die pazifische Küste erreicht haben und die insofern noch überlegen sich zeigen, als sie überall zwar die Landessprache gelernt haben, aber für den eigenen Verkehr an dem alten Idiom des Pendschab festhalten. Was die Juden über all jene asiatischen Genossen hinaushebt, das ist das Geschick, das sie hatten, und das Glück, in einer der schöpferischsten Epochen der Weltgeschichte, in der Zeit des Hellenismus, sich mit europäischen Gedanken durchdrungen zu haben. Das verschaffte ihnen einen Einfluss auf die Entwickelung der Menschheit, wie sie kein anderes asiatisches Volk ausgeübt hat. Dass dagegen ihr Volkstum lediglich auf theokratischen Spekulationen und einem hochgesteigerten Erwerbstrieb beruht, dass es sowohl eines Bodens, einer festen Heimat, als auch eines eigenen Staatswesens, als auch einer reicheren Gliederung der Stände und der Erwerbszweige entbehrt, das ist ein Unglück für die Juden selber und für die übrige Welt. Denn da die Juden nach einer Festigung ihres Volkstums und nach einem Nationalstaat streben, solches ihnen aber nur durch Schwächung der anderen Volkstümer und Staaten erreichbar dünkt, so suchen sie,

bewusst oder unbewusst, das Volksfremde in seiner Lebenskraft, in seiner Grundlage und seinen Äusserungen rücksichtslos zu untergraben. Ein tragisches Geschick für beide Gegner. Denn nur der Jude, der sich völlig und rückhaltlos auf den Boden des fremden Volkstums stellt, mithin das eigene verleugnet, nur der Renegat kann uns ein nützlicher, willkommener Bürger heissen. Allein auch die Erscheinung ist nicht vereinzelt. Denn auch der Yankee kann nur einen deutschen Renegaten als Unionsvollbürger begrüssen.

Die Zigeuner sind ein merkwürdiger Beweis dafür, dass die Ausbreitung und Erhaltung eines Volkstums nicht unbedingt von militärischer oder kultureller Tüchtigkeit abhängt, denn sie haben weder die eine noch die andere besessen und haben es doch fertig gebracht, in fast allen Ländern der Erde Fuss zu fassen. Der Ursprung der Zigeuner ist immer noch nicht völlig aufgeklärt. Nur soviel ist sicher, dass ihre Sprache dem Westen Indiens entstammt. Obzwar nun die Sprache zweifellos arisch ist, kann doch keineswegs als gewiss gelten, dass auch die Sprecher arisch waren, vielmehr scheint es, dass dieselben eine Tschandalakaste darstellen, die nur den arischen Eroberern deren Sprache entlehnt hat. Um 420 n. Chr. wanderten die Zigeuner, oder vielmehr ein Teil derselben (denn viele blieben zurück) aus Indien nach Persien aus. Eine ähnliche Wanderung, vermutlich wie die der Brahui aus dem Pendschab ins südliche Belutschistan. Als Musikanten und Spielleute kamen die Zigeuner an den Hof der Sassaniden und durchzogen dann als fahrendes Volk das Land. Also dieselbe Liebe zum Herumirren und zur Musik, die sie noch heute auszeichnet. In der Musik sind sie sogar nach Chamberlains Urteil genialer, schöpferischer als irgend ein anderes Volk der Erde, nur dass sie die so frei und leicht aufquellenden Töne nicht plastisch zu gestalten wissen. Fast ein Jahrtausend lang blieben die Zigeuner in Iran, bis zum Tatarensturm unter Timur. Ein Teil von ihnen blieb hierauf in Persien, wo sie als luti namentlich in Schiras noch heute eine ziemliche Rolle spielen[1]), ein Teil wanderte nach Westasien aus. Von der asiatischen Türkei aus verbreiteten sich dann die Zigeuner in sehr wenigen Jahren über ganz Europa. Seit dem 18. Jahrhundert kamen sie nach Übersee,

[1]) Der Verfasser hat in Sultanabad Zigeuner getroffen, die sich Karatschi nannten, was vielleicht mit Karatschi (Stadt unweit der Mündung des Indus) etymologisch zusammenhängt. Dieselben sprachen ein Gemisch von Hindostani, türkisch und arabisch.

nach Mittel- und Nordamerika, seit dem 19. Jahrhundert nach Sibirien, so dass sie sowohl am Pugetsunde[1]) (Gegend von Vancouver) wie bei Wladiwostok das Stille Meer erreichten. Wie sie dagegen nach China gelangt sind, das ist noch nicht erforscht. Auch soll es in den Tschadländern Zigeunerstämme geben, doch beruht diese Vermutung vorläufig auf recht unsicherer Grundlage. Die Gesamtzahl der Zigeuner ist deswegen überaus schwer zu bestimmen, weil viele Zigeuner der fremden Welt gegenüber ihr Volkstum verbergen, obwohl es heisst, dass sie bewusst für dasselbe Propaganda machen. Die Gesamtzahl wird sehr verschieden von 600 000 bis 7 Millionen geschätzt.

Vordringen der Europäer

Das erste Mal, dass sich Europa einigermassen einig fühlte, war unter den römischen Kaisern. Doch blieben die Nord- und Ostvölker des Erdteils ausserhalb des Verbandes, auch wurden Bündnisse der Germanen mit Persern und Sassaniden beraten. Eine vollkommenere Einigkeit brachten die Kreuzzüge, wenn sich auch die Slaven nicht daran beteiligten und bald Feindschaft mit den Griechen ausbrach. Am einmütigsten aber stand Europa gegen die Osmanen, die es nahezu geschlossen von rund 1350—1520 bekriegte. Wie sich aber anfangs Venedig fern gehalten hatte, so erlitt jetzt die Eintracht eine Bresche durch das Bündnis Frankreichs mit dem Sultan.

Der Kampf gegen den Orient, der mit dem Zeitalter der Entdeckungen begann, ist von den Europäern weder der Absicht noch der That nach in einheitlichem Sinne geführt worden. Nicht nur, dass man getrennt vorging, sondern man schädigte sich geradezu gegenseitig, sich nicht selten mit den mohammedanischen oder buddhistischen Feinden des Christentums verbindend. Vier Kriegsschauplätze kamen dabei hauptsächlich in Betracht: Osteuropa, wo gegen die Türken gekämpft wurde; das Mittelmeer, das berberische Korsaren unsicher machten; der Indische Ozean, der die Kämpfe mit Arabern, Mogulen und Türken sah — die Osmanen schickten 1528

[1]) Dort stiess ich auf Zigeuner, die spanisch sprachen; sibirische Volksgenossen von ihnen traf ich an der oberen Schilka, sie redeten russisch und reinstes Hindostani.

eine Flotte nach Indien — und Ostasien, wo Portugiesen, Spanier, Holländer, Engländer, Chinesen, Japaner und Malayen sich gegenseitig bestritten und jedermanns Hand gegen jedermann war. Wir wollen jedoch die Uneinigkeit der Europäer einmal unberücksichtigt lassen und Europa im weltgeschichtlichen Hader zwischen Orient und Occident vorübergehend als eine Einheit betrachten. Zuvor jedoch noch einen Rückblick.

Ein halbes Jahrtausend verging seit Justinian und Heraklius, ehe die Abendländer es wagten, gegen den Orient wiederum zum Angriff vorzugehen. Die Kreuzzüge schufen europäische Kolonien in Syrien, Cypern und am Schwarzen Meere; fränkische Ritter wurden der Schrecken des Roten Meeres. Allein das wichtigste Land, Ägypten, blieb in den Händen des Islams, und bald war die Hochflut der Kreuzzugbegeisterung in matte Ebbe umgeschlagen. Immerhin behaupteten sich die Genuesen gegen Seldschukken und Trapezuntische Griechen, unumschränkt im Schwarzen Meere und dehnten ihren Handel bis Bokhara, Persien und Indien aus. Venezianer und Vlaminger gelangten nach Ostasien, und die römische Kirche fasste zeitweilig Fuss in Peking. Die wesentlichste Folge dieser Beziehungen war, dass zwar nicht die Macht, aber der Gesichtskreis des Abendlandes sich gewaltig erweiterte. In der That sind hierin wir stets den Morgenländern überlegen gewesen, dass wir viel mehr von ihnen wussten als sie von uns, und nicht minder darin, dass wir uns in ihre Gefühle und Lebensauffassung hineinversetzen konnten, sie aber nicht in unsere. Der sizilische Araber Edrisi, der erklärte, der ganze südliche Halbkreis der Erde sei unbewohnbar und mit Meeren erfüllt und bloss der Norden sei für menschliche Siedlung geschickt, hatte doch vom europäischen Norden nur dunkle und unbestimmte Vorstellungen. Die Chinesen verzeichneten zwar mit realistischer Treue, was von fremden Völkern in ihren Gesichtskreis trat, jedoch ohne zuzugestehen, dass es neben der chinesischen Kultur eine andere ebenbürtige geben könne. Marko Polo ist dagegen der Bewunderung voll über das, so er in China und Indien und Iran erschaute, und nie wird das mittelalterliche Europa müde, von sarazenischen Ärzten und Philosophen zu lernen. Wir hören von keinen chinesischen und nur sehr wenigen arabischen Abenteurern, die sich in abendländische Dienste begaben, dagegen von Hunderten und Tausenden von Europäern, die bei Arabern, Türken, Mongolen und Chinesen, bei malayischen und Negerfürsten Einfluss und ehrenvolle

Stellung errangen. Die geniale Allseitigkeit der Europäer, die ihnen den Gedanken von der Kugelgestalt der Erde eingab und kraft deren sie sich in alle anderen Völker leicht schicken können, dieser Weltsinn (nach Goethes Ausdruck) hat sie zuletzt zur Weltherrschaft emporgetragen.

Von beiläufig 750—1200 waren die Mohammedaner die geistigen Führer der Menschheit. China war hochzivilisiert und erfreute sich grossen materiellen Wohlstandes, aber das schöpferische Zeitalter, die geistige Initiative lag hinter ihm. Seit 1200 steigt die Kultur Europas. Das bedeutendste Anzeichen neu erwachender Eigenart finde ich wiederum darin, dass neben dem altweltlichem Latein nunmehr moderne Sprachen in ihre litterarische Stufe eintreten. Volkstümliche Rechtsspiegel erscheinen, die Baukunst wird national, die Philosophie emanzipiert sich von der Kirche. So wird der politische Aufschwung vorbereitet. Unterdes schwillt die äussere Macht des Ostens wieder bedrohlich. Die Mongolen und Türkvölker reissen die Weltherrschaft an sich; sie gründen Reiche von Birma und der Amurmündung bis nach Polen und Ungarn und erobern unter Baber im Anfang des 16. Jahrhunderts den grössten Teil Indiens. Ein anfänglich kleiner Stamm jener kriegerischen Völker, die Osmanen, gewinnt Vorderasien und Südosteuropa; sie beherrschen, als die erste Nation nach den Römern und ersten Byzantinern, das ganze östliche Becken des Mittelmeeres und vollbringen so eine That, die neun Jahrhunderte lang der Islam vergeblich angestrebt. Der Hof der Sultane wird auf einige Menschenalter der prächtigste der Welt, und Kairo und Stambul die blühendsten Städte der Erde.

Inzwischen ist jedoch die Zeit Europas gekommen. Überall hatten aus dem kraftlosen Chaos, in das das römische Einheitsreich des Mittelalters geraten war, national geschlossene Staaten und Kulturen sich ausgelöst: Deutschland unter Maximilian, Frankreich unter Ludwig XI., England unter Heinrich VIII., Portugal unter dem »principe perfeito«, König Joao II., und Spanien unter Ferdinand und Isabella, während Cesare Borgia aus Italien einen nationalen Staat zu schmieden suchte, was freilich misslang. Diese jungen, fröhlich emporstrebenden Staaten, die, statt in einem verschwommenen Imperium sich zu verlieren, sich bewusst abschlossen und national konzentrierten, entfalteten in ihrer Gesamtheit eine weit grössere Kraft, als trotz seiner nominellen Machtfülle das mittelalterliche Kaisertum je vermochte, und erreichten, geteilt vorgehend, durch scharfen Wettstreit weit

mehr, als je ein vereinigtes Europa zur Zeit der Kreuzzüge zu erlangen vermochte. Zunächst gehen die Russen gegen die Tataren vor und vertreiben diese aus dem oberen Wolgabecken; das russische Reich erstreckte sich bald bis zum Ural, dessen Gipfel es gegen 1500 zum erstenmal übersteigt. Gleichzeitig gelingt den Spaniern die völlige Säuberung der iberischen Halbinsel von den Moslimen. Zwei bedeutende Siege gegen den Islam, die jedoch durch die unaufhaltsamen Fortschritte der Osmanen mehr als aufgewogen wurden. Der entscheidende Schritt wurde erst gethan, als man dazu überging, den Islam zur See anzugreifen. Die Portugiesen eroberten die wichtigsten mohammedanischen Hafenplätze in Ostafrika, Südarabien, Indien und Malakka, vernichteten die verbündeten Flotten des Sultans und des Grossmoguls und begründeten die europäische Vorherrschaft im Indischen Ozean. Fortan war der Islam zwischen zwei Feuern.

Mittlerweile war ein noch grösseres Ereignis eingetreten; die westliche Halbkugel war, auf die isländischen Berichte fussend, [1]) von Kolumbus neuentdeckt worden. Dadurch war nicht nur eine frische, höchst wertvolle strategische Basis gegen Asien und Afrika, sondern vor allem die Möglichkeit gegeben, den Myriaden Indiens und Chinas auch an Menschenzahl näher zu kommen. Die Besiedelung Amerikas durch die Europäer, woran sich die Besiedelung Südafrikas und Australiens schloss — drei so gut wie ohne Kampf gewonnene Erdteile, ein unerwartet Geschenk der Götter — hat bis auf unabsehbare Zeiten den Fortbestand der Europäer, wenn nicht ihre Weltherrschaft gesichert. Es ist der Mühe wert, eigens zu betonen, dass die Abendländer diesen ungeheuren Zuwachs ihrer Macht nicht so sehr ihren kriegerischen Eigenschaften noch ihren staatsmännischen Fähigkeiten, worin Osmanen und Mongolen ihnen gleich, wenn nicht überlegen waren, sondern ihrer besseren Mathematik und Geographie verdankten.

An allgemeiner Kultur hatte bislang das Abendland nicht allzu viel vor dem Osten voraus. Es hat die Pyramiden an Grossartigkeit, Baalbek und Persepolis an urweltlicher Wucht, den Tadsch Mahal

---

[1]) Die Abhängigkeit des Genuesen von den normännischen Vorgängern wird z. Z. wieder stark angezweifelt. In einem Fragmente einer späteren byzantinischen Reisebeschreibung, das, soviel ich sehe, nie beachtet wird, erzählt der Verfasser als etwas ganz gewöhnliches, dass er auch nach Island gekommen (S. Krumbacher) und zeigt so, dass die Reise selbst für einen Osteuropäer nicht sonderlich schwer war.

an entzückender Anmut niemals auch nur erreicht; die realistischen Standbilder der Ägypter und die mystisch erhabenen Kolossalbüsten Buddhas sind unübertroffen; weder die Porzellanmalerei noch die Teppichwirkerei Asiens kann von uns mit Erfolg nachgeahmt werden; Pânini war der beste Grammatiker, den die Welt gesehen, während an philosophischer Tiefe die Hindu keinem Volke etwas nachgeben; die Dichter des Orients sind laut Goethe grösser als die des Occidents (ein launisches Urteil, das, wenn auch nicht ganz wörtlich aufzunehmen, immerhin zu erwägen ist); die chinesischen Rechtsbücher sollen vollständiger, genauer in alle Einzelheiten eingehend sein als unsere; die Staatsweisheit war und ist in hundert Fällen auf der Seite des Ostens; den Religionsbüchern Asiens hat Europa nichts Ähnliches entgegenzustellen; bunter Reichtum und breite Fülle des Lebens ist ebenfalls nicht selten in vollerem Masse des Ostens gewesen als des Westens. Die Entdeckung und Ansiedelung dreier neuer Erdteile hat uns jedoch, verknüpft mit dem Wiedererwachen des klassischen Altertums und einer fruchtbaren kirchlichen Bewegung, aus ängstlicher Einseitigkeit herausgerettet und unser Leben, durch eine unendliche Reihe frischer Erfahrungen, durch die erregende Wechselwirkung ungeahnter neuer Zustände, durch die weltumspannende Erweiterung der westöstlichen Beziehungen und Verhältnisse, über das orientalische Leben hinaus und zur Allseitigkeit erhoben.

Wir errangen jedoch die Führung nicht ohne schwere Kämpfe. Auf die glänzenden Grossthaten der Conquistadoren folgte die Ermattung Europas und das Wiedererstarken der Orientalen. Der Islam gewann in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts den bisher nur wenig berührten Sudan, von der Guineaküste bis nach Kordofan; den Westzipfel Tibets und Kaschmir; das Dekhan; Teile Ostturkestans und der Dsungarei; den Süden der Philippinen und mehrere Molukken. Die Türken befestigten sich in Ungarn, Bessarabien, der Balkanhalbinsel und im Mittelmeer, wo sie sogar bis Korsika sich vorwagten. Im 17. Jahrhundert wuchs die Macht Ostasiens, während die europäische Seeherrschaft durch den Zwist der Spanier, Holländer und Engländer geschwächt wurde. Die Tokugawa befreiten Japan von allen westlichen Einflüssen und verschlossen das Land; die Mandschu vertrieben die Holländer im Südosten und die Russen im Norden. Überall auf der Erde ist gegen 1680 ein Zurückweichen der Europäer wahrzunehmen, selbst auf Punkten, die nicht im geringsten Zusammenhang miteinander stehen. In Nordamerika stockt ein Jahrhundert lang

die Einwanderung und die so energisch begonnene Bewegung nach Westen; der Tod Lassalles und die Einnahme New-Yorks durch die Engländer bezeichnen den Schluss der ersten grossen Kolonialepoche; von da massakrierten sich gegenseitig Spanier, Hugenotten, Engländer und Indianer. Die Spanier, die in der Doppelverbindung Mexikos mit Westeuropa und Ostasien eine strategische und kommerzielle Linie geschaffen, die erst in neuester Zeit durch die Verbindung London—Kanada—Hongkong wieder erreicht wurde, liessen in ihren Forschungsreisen nach Kolorado und Kalifornien nach, um sie erst 1771 wieder aufzunehmen. Ebenso begnügte man sich in Südamerika damit, die Küsten zu halten, während der glühende Eifer, der sich in den Durchquerungen des Erdteils und den Entwürfen der Welser auf Venezuela offenbart hatte, gänzlich erloschen war. Völlige Apathie waltete vor bis zu den Reisen Humboldts und der Erhebung Bolivars. Höchstens, dass eine jüdische Einwanderung in Peru und englische Bukkaniere die Einförmigkeit unterbrachen. In Afrika waren namentlich die Portugiesen rührig gewesen. Ihre Sendlinge wirkten in Abessynien und am unteren Kongo; ihre gepanzerten Ritter suchten nach Gold bei Zimbabwe, wo sie mit Recht das Ophir Salomons vermuteten; ihre Kaufleute durchstreiften die Nyassaländer und das Gebiet des Muata Jambo, Gegenden, wo selbst die neueste Zeit ihnen noch nicht überallhin gefolgt ist.[1]) Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts rückte die Völkerwanderung der Bantu in das untere Sambesibecken und zerstörte dort die portugiesische Herrschaft bis auf einige Forts; an der Guineaküste entfalteten sich ebenfalls einheimische Reiche, die weiteres Vordringen der Europäer erschwerten, zumal dort Portugiesen, Spanier, Holländer, Engländer und Preussen (Gross-Friedrichsburg) unter sich entzweit waren. Die Holländer, die um 1680 bis zum Oranjegebiet ihre Züge ausdehnten, beschränkten sich darnach auf die nächste Umgebung des Kaps. In Abessynien kam eine fremdenfeindliche Richtung auf; Mombas, Aden und Ormus wurde von Arabern und Persern zurückerobert, und Sansibar und Ispahan wuchsen auf Kosten der europäischen Handelsplätze. Die Franzosen gaben seit 1670 ihre Anschläge auf Madagaskar auf. Ähnlich wurde den Europäern in Indien die nationale Wiedergeburt des Hinduismus und das Vorrücken der Mahratten gefährlich. Tibet und Turkestan war von mehreren

[1]) Vgl. die Aufsätze der Lissaboner Geogr. Gesellschaft von 1891 u. 92; auch hörte ich kürzlich von einem belgischen Reisenden, dass portugiesische Altertümer westlich vom Nyassa gefunden wurden.

Sendlingen wie Pater Ricci, dessen höchst anziehende Reisebeschreibung fast verschollen ist und viel mehr beachtet werden sollte [1]), durchzogen worden, ward aber jetzt den Westleuten verschlossen. Die Russen endlich, die Sibirien eroberten und ihre Hände nach der Mandschurei ausstreckten, hatten im Vertrag von Nertschinsk 1687 auf das gesamte Amurbecken zu verzichten. Und die Türken rückten zum drittenmal vor Wien.

Die Übersicht ergiebt, dass die Erschlaffung des Abendlandes eine ebenso allgemeine wie gleichzeitige war. Die natürliche Gegenbewegung des Morgenlandes ist keineswegs der zureichende Grund hierfür, denn in Amerika, wo kein Feind von Belang, hört der westliche Unternehmungsgeist gleichfalls auf. Goethe sagt in einem Brief an Frau von Stein, er müsse noch das Gesetz herausfinden, nach dem in regelmässiger Folge Anteil und Anteilnahmlosigkeit, Lust und Unlust bei ihm wechselten. Es ist gewagt, ein derartiges Gesetz auf das viel verwickeltere Leben eines Volkes oder gar einer Völkergruppe zu übertragen, allein ich weiss keine andere Erklärung der offensichtlichen Thatsache. Im übrigen ist die Beobachtung periodischer Kraft und Schwäche trivial genug, allein der einzig zulässige Schluss daraus wird im strotzenden Überschwang gegenwärtigen Kraftgefühls so gut wie niemals gezogen: nämlich dass die Ermattung der europäischen Expansion von 1680—1780 sich wiederholen muss und dass der Orient wieder emporsteigen wird. Zur führenden Rolle? Das ist nicht wahrscheinlich wegen Amerikas,[2]) aber sicher zu einer Macht, die zu der gewaltigsten Phase westöstlichen Zweikampfes Anlass geben wird.

Während des genannten, ein Jahrhundert umspannenden Zeitraumes war China unter den Mandschu das erste Reich der Erde. Immerhin blieben die Europäer nicht ganz müssig. Sie eroberten Bengal, Madras, Audh und einen Teil des Pendschab; sie schoben sich am Ohio vor, in der Kirghisensteppe und am Altai; sie befestigten sich in Australasien. Im ganzen aber war der Zeitraum höchst arm an überseeischen Thaten und noch ärmer an dauernden Erfolgen; er hat nicht den dreissigsten Teil geleistet von dem, was die beiden voraufgehenden Jahrhunderte, und nicht den neunzigsten von dem,

[1]) Die mittelasiatische Reise Ricci's ist auch bei Richthofen nicht erwähnt.

[2]) Ein Yankee sagte mir jedoch einst: »Wenn die Chinesen bei uns frei zugelassen werden, so gebe ich uns noch hundert Jahre, dann sind wir ‚aufgegessen'.«

was das unmittelbar folgende Jahrhundert gethan. Die meisten Kraftäusserungen dienten nur dazu, eine europäische Herrschaft durch eine andere zu ersetzen, wie namentlich in Westindien und Kanada, oder solche Länder zu besetzen wie Indien und Zelebes, wo der Europäer wohl gebieten, aber nicht durch Einwanderung sich ausbreiten kann. Ziehen wir indes die Gesamtsumme der Entwicklung seit Kolumbus, so finden wir, dass, während um 1450 der Kreis der europäischen Kultur auf beiläufig 1/20 der Erde beschränkt war, er gegen 1780 sich auf vielleicht 1/5 ausgedehnt hatte. Noch waren, ausser in der nordamerikanischen Seengegend und am Orinoko, bloss die Küsten der Neuen Welt besiedelt; noch blieb ganz Nordafrika, ganz Ost- und Mittelasien den Europäern verschlossen; noch war kein Eiland der Südsee von ihnen besetzt. Vom ganzen dunklen Erdteil besassen sie sogar noch am Anfang des nächsten Jahrhunderts nicht mehr als 1/50. Da begann mit frischer Kraft die Expansionsbewegung, deren Flut bis zur jüngsten Gegenwart andauerte, ohne Spuren von Erschöpfung zu zeigen. Es ist schlechterdings kein besonderer äusserer Grund zu ersinnen, der die Bewegung hervorgerufen hätte, allein unverkennbar ist, dass sie ebenso allgemein wie plötzlich war.

Den Anfang macht Cook mit der Entdeckung der Sandwichinseln, sowie seinen Reisen im Antarktik und dem Behringsmeer. Es folgt auf dem Fuss die spanische Besiedelung Kaliforniens, sodann vier französische Invasionen Madagaskars. Die Europäisierung Australiens beginnt mit der Sträflingskolonie in Botany Bay 1788. Spanier, Russen, Franzosen, Yankees und Engländer entfalten den eifrigsten Wettbewerb im südlichen und nördlichen Pacific, besonders im Behringsmeer und an der Kolumbiamündung. Mackenzie vollbringt 1792 die erste nördliche Durchquerung Amerikas. Die Engländer erforschen das Nigerbecken und nehmen Tasmanien. Wellington vergrössert seines Volkes Besitzungen in Indien. Die Russen besetzen Georgien und Alaska, Napoleon Ägypten und Syrien bis Haifa, die Yankees die Marquesasinseln. Mit kaleidoskopischer Schnelligkeit Schlag auf Schlag.

Die napoleonischen Kriege in Europa haben dessen bestes Mark zu sehr in Anspruch genommen, um für aussereuropäische Expansion viel übrig zu lassen. Auf allen Meeren wurde freilich gefochten, aber ganz überwiegend von Europäern gegen Europäer. Auch nach dem Sturze Napoleons blieb alles ziemlich ruhig, von der endlosen Aufregung sich zu erholen. Bloss Russland, das wenig

gelitten, schickte sich an, den Kaukasus zu erobern und die Perser aus Daghestan zurückzudrängen. Auch nahm die Auswanderung nach Amerika rasch zu.

Einen frischen Aufschwung brachte der Ausbreitung der Europäer das Jahr 1830: Algier wird besetzt und sofort besiedelt. Am entgegengesetzten Ende des Erdteils entschliessen sich die Buren zu dem grossen Treck und erringen in heissem Mühen die Länder nördlich vom Oranje für die europäische Kultur. Die Yankees überschreiten den Mississippi und bald darnach den Missouri. Während nun bislang die koloniale Ausbreitung zumeist als eine Frage der Macht und des kommerziellen Nutzens behandelt wurde, tritt jetzt die Frage, wie man der überschüssigen Bevölkerung des Mutterlandes neue Äcker und Weiden verschaffe, entscheidend in den Vordergrund. Es ist dabei zu beobachten, dass durchaus nicht der durch den Dampf gesteigerte und erleichterte Verkehr hierbei den Ausschlag gab, sondern dass im Gegenteil die Hauptwanderungen ohne Eisenbahnen und Dampfschiffe von statten gingen. Wie am Oranje und in Algerien, so bestätigt sich diese Beobachtung bei den mühseligen Überlandreisen der Yankees nach den Felsengebirgen und dem Pacific, sowie den Segelschiffreisen um das Kap Horn nach Kalifornien, bestätigt sich bei den Gold »rushes« in Australien und der Besiedelung Sibiriens. Es soll natürlich nicht geleugnet werden, dass der Dampf jegliche Art von Auswanderung sehr wesentlich gefördert habe, aber man darf sich ebenso wenig der Thatsache verschliessen, dass die grundlegenden Entdeckungen und Besiedelungen ohne den Dampf unternommen wurden. Es ist ungefähr wie bei einem Kaufe. Was er nicht nötig hat, kauft ein verständiger Mensch nicht, wenn auch Zwangsversteigerung ist und ungemein billige Preise vorwalten. Ebenso geht niemand als Kolonist über See, bloss weil Schiff- und Bahnpreise hervorragend billig sind. Der Hauptgrund war, neben politischer und religiöser Verfolgung daheim — Hugenotten-, Puritaner-, Judenvertreibung in Westeuropa, die Revolution von 1832 und 1848 in Deutschland, der Antisemitismus seit 1882 in Russland — war von jeher der wirtschaftliche. Ging es zu Hause gut, wanderte niemand aus; drückte die Not zu heftig, konnten keine hohen Passagepreise den Auswanderer zurückhalten, der für seine Überfahrt sich als weissen Sklaven auf fünf nnd acht Jahre verkaufte. Die Wirkung der billigen Überfahrt ist dagegen zum Teil nur die, dass heutzutage, wenn jemand über See kein Glück findet, oder genug gefunden hat, wie die italienischen und

englischen Arbeiter, er wieder in die Heimat zurückwandert, was früher nur in den seltensten Fällen vorkam. Von der Rückwanderung, die namentlich in Argentinien und Brasilien (aus letzterem 83000 Italiener in einem einzigen Jahre) sich bemerklich macht, wurden in jüngster Zeit die vier grossen Neueuropas: Sibirien, Amerika, Südafrika und Australien betroffen. Infolge der nachlassenden Einwanderung nach den Vereinigten Staaten sank 1896 der Zwischendeckspreis bis auf zehn Dollars, um Kundschaft anzuziehen, aber noch schneller sank infolge der Krisis in der Union die Einwanderung. Damit ist bewiesen, dass die grosse moderne Völkerbewegung im wesentlichen von den Verkehrsmitteln unabhängig ist. Warum aber gerade mit 1830 diese Bewegung in stärkerem Masse einsetzt, das ist für uns, die wir der Zeit noch zu nahe stehen, fast unmöglich zu sagen. Die Hungersnot in Irland und, ein Menschenalter später, die Agrarkrisen in Italien und Osteuropa, haben sicher viel mitgewirkt, aber in früheren Jahrhunderten ist es doch den Bauern oft noch schlechter gegangen. Not ist indes eine relative Sache: durch die steigenden Bedürfnisse und steigende Bildung getrieben, hält jetzt das Volk für Notstand, was früher vielleicht für sehr erträglich galt. Genug, die letzten siebzig Jahre haben eine Massenwanderung hervorgebracht, wie sie in der bisherigen Geschichte der Menschheit unerhört war; an zwanzig Millionen haben in diesem Zeitraum Europa verlassen. Die einzige Analogie zu diesem Kolossalphänomen liefern die Chinesen, die in derselben Epoche scharenweise nach Kalifornien, Viktoria, Australasien, dem Amur, Westindien, Süd- und Mittelafrika zogen, jedoch die Gesamtzahl der chinesischen Auswanderer, von denen zudem wohl die Hälfte zurückgekehrt ist, dürfte sieben bis acht Millionen kaum übersteigen.

Der Strom der chinesischen Emigranten folgte grossenteils der europäischen Erschliessung der Länder. Sie nisteten sich ein, wo fremde Faust gerodet und ihnen Luft und Licht geschaffen, während in China selber fremde Einwanderer nicht gediehen. Durch den Opiumkrieg war jedoch China wenigstens dem europäischen Handel eröffnet worden. Frankreich setzte sich im Anschluss daran in Tonkin und Annam fest; es nahm ferner die Tahitigruppe. England gründete Hongkong und annektierte Nordborneo, gründete Singapur und brachte nach und nach die kleinen Fürsten Malakkas unter seinen Schutz, gründete Aden und suchte sich in Südarabien und am Persischen Busen auszubreiten; es vollendete ferner die Eroberung

Indiens; auch war Unterbirma ihm inzwischen anheimgefallen. In Ägypten und Syrien wich Ibrahim Pascha vor Franzosen und Engländern. Die Eroberung Kaliforniens durch die Yankees machte Epoche für den amerikanischen Westen; das erste Jahrzehnt darnach gehört vornehmlich der Besiedelung des Goldstaates selber, das nächste der des Felsengebirges. In die fünfziger Jahre fällt der Völkerzug nach Australien. Neuseeland zieht die Aufmerksamkeit an sich; die Sandwichinseln geraten gänzlich in die Hand der westlichen Missionäre. Japan wird durch die Yankees gezwungen, sich den Westleuten nicht mehr zu verschliessen. Kurz darauf fällt die Nordmandschurei an Russland und beginnen die russischen Vorstösse in Turkestan; auch waren inzwischen die Zare im Kaukasus und in Armenien glücklich gewesen und hatten die Reichsgrenze auf Kosten der Osmanen und Perser vorgerückt. In Syrien beginnt die Einwanderung der Templer, überall im türkischen Reiche erstarkt das europäische Element; Griechen, Levantiner und Slaven erheben ihr Haupt. In den siebziger Jahren wird Mittelafrika den Europäern zugänglich, um ihnen nicht lange darauf zum grössten Teil unterthan zu werden. Kimberley wird britisch. Samoa und der Rest der noch freien Südseeinseln werden ebenfalls den Europäern zinspflichtig. Die Engländer nehmen Cypern und Ägypten und kleinere Teile Afrikas.

Das Jahr 1884 macht einen gewissen Abschnitt in der Expansion der Westvölker durch den Eintritt Deutschlands in die koloniale Bewegung. Es ist gerechtfertigt darauf besonders hinzuweisen, denn es hat unser thätiger Anteil an der Expansion zweifellos den Verlauf derselben beschleunigt. Im übrigen weichen die Ereignisse von 1884 weder von den früheren noch den späteren Vorfällen der achtziger Jahre in kolonialer Methode oder Bedeutung besonders ab, sie bilden lediglich ein Glied in einer grossen Kette. Man kann die Kolonialpolitik Deutschlands ebensogut mit Samoa und 1880 beginnen lassen, und wer weiss, ob nicht der Erwerb Ägyptens oder Birmas durch England 1882 und 1885 sich als wichtiger für die Weltpolitik erweisen wird? Allein das Jahr 1884 hat zugleich eine ganz besondere Bedeutung für Frankreich, das durch Tonkin in einen Krieg mit China verwickelt wird; für Russland, das in Mittelasien vorgeht und für England, das am oberen Nil vor dem Mahdi zurückweicht, während es in Betschuanaland einen ausschlaggebenden Vorteil davonträgt. Daher ist das genannte Jahr dennoch ein Epochenjahr ersten Ranges. Die Vorgänge und Verhandlungen, die zum Erwerb Betschuana-

landes führten, gehören zu den dramatischsten und zugleich verwickeltsten der ganzen neueren Geschichte und sind nur leider bis jetzt höchst unvollkommen aufgeklärt. [1]) Der Erwerb, der gegen den Widerstand der britischen Kapkolonie, der Buren und des Deutschen Reiches vom Kabinett von St. James ausgeführt wurde, verhinderte als wirksamer Riegel einen Zusammenschluss von Burisch- und Deutsch-Südafrika. Man kann nach dem unvollkommenen, bis jetzt vorliegenden Material nicht umhin, zu urteilen, dass Bismarck, der in Sachen Damaraland so ungemein wachsam und energisch gewesen, in Sachen Betschuanaland, wo es sich um Sein oder Nichtsein eines transafrikanischen Grossreiches handelte, sich von den Briten hat überrumpeln lassen. Unglücklicherweise gab er auch in der Angelegenheit der St. Luciabai nach, die uns von Osten aus nur noch weit vorteilhafter mit dem Transvaal verbunden hätte. Es ist bekannt, dass Bismarck mit einer gewissen Unlust in das Kolonialgeschäft sich reissen liess; auch war er wohl durch unsere damaligen afrikanischen Konsuln, die meist im englischen Fahrwasser segelten und sonst zu wünschen liessen, nicht ausreichend informiert; ahnten doch selbst die wenigsten der britischen und der Kappolitiker die Bedeutung Betschuanalands, das den Engländern den Weg ins Innere erschloss und eine Verbindung Kap-Kairo zu ermöglichen schien. Immerhin gab es bereits 1873 Leute in Kimberley, die eine solche Verbindung forderten. [2]) Vorläufig ist nur soviel erwiesen, dass Bismarck zwar an ein Bündnis mit den Buren, dass er an Betschuanaland und, von Lippert angeregt, sogar an Matabeleland dachte, dass er bereits das untere Sambesigebiet ins Auge fasste und in St. Lucia wirklich die deutsche Flagge hissen liess, dass er aber von sämtlichen Punkten zurückwich und die Flagge wieder zurückzog. Es ist dies umso auffallender, — immer nach dem bisherigen Material —, als damals durch Gordons Niederlage und Tod, sowie den mit Russland wegen Afghanistan drohenden Krieg [3]) England vollauf beschäftigt und geradezu in einer Zwangslage war. Dagegen wälzte beim Kongokongress in Berlin Bismarck den Engländern mächtige Felsblöcke in den Weg und bewirkte, dass wenigstens die Strasse durch das mittlere

[1]) Vgl. jedoch Diplomaticus, Fortnightly Review, Jahrg. 1899. Diplomaticus ist ein Jingo und parteiisch, jedoch von allen englischen Publizisten in Staatsdingen am besten unterrichtet.

[2]) v. Weber, Vier Jahre in Südafrika.

[3]) Vgl. Froude, Oceana.

Afrika ihnen versperrt wurde. Ob und wie weit der Kanzler bei seiner Schöpfung des Kongostaates bereits an die Möglichkeit, die jetzt am Horizont aufdämmert, eines engeren Anschlusses von Belgien an Deutschland gedacht hat, muss unentschieden bleiben.

Die Aufteilung Afrikas zeigt sehr deutlich, dass Eifersucht und Wetteifer der Mächte ein wichtiger Faktor in der Ausbreitung der Europäer; ohne die scharfe Konkurrenz wäre die Aufteilung nie in so fliegender Eile von statten gegangen. Fünfzehn Jahre haben genügt, um mehr als die Hälfte des gewaltigen Kontinents an den Mann zu bringen. Aber auch, wo kein Nebenbuhler in nächster Nähe zu hurtigem Handeln antrieb, geschah die Ausbreitung schnell genug. Dreissig Jahre haben ausgereicht, um Turkestan russisch zu machen, woran sich ein zielbewusstes Vorschreiten im Pamir schloss. Dies hat dann allerdings doch wieder den Neid des Nebenbuhlers zu heller Flamme entfacht und hat unmittelbar das Vorschieben der englischen Grenze bis nach Makran (Belutschistan) und dem Hindukuh veranlasst. Ebenso hat in Siam das gespannte Verhältnis zwischen Frankreich und England zur Annexion der Schanstaaten und des linken Mekongufers geführt. In Ostasien vollends hat die Eifersucht der Mächte es fertig gebracht, binnen vier Jahren seit dem Zusammenbruch Chinas dasselbe ohne Rest, allerdings rein theoretisch vorläufig, in Einflusskreise zu zerlegen.

Schliesslich hat die europäische Kolonisation die subarktischen Gebiete in den letzten Jahren in Angriff genommen. Die grossen sibirischen Flüsse Ob, Jenissei, Lena, Dseja wurden der Schiffahrt eröffnet und ihre Ufer bis hoch in den Norden hinauf für Ackerbau gewonnen. In Jakutsk unter fast 62° N. wird es im Juli noch bis zu 39° C. warm,[1] so dass Getreide gedeihen kann, und auf der Lena laufen neun Dampfer. Ähnlich entwickelt sich der untere Jenissei, der mit Glasgow und Hamburg in Verbindung steht, und die Murmanküste. In Kanada nähern sich die Bauerngüter immer mehr dem Polarkreise und Bahnen sind beschlossen und zum Teil schon ausgeführt worden, die die Hudsonbai mit Assiniboia, dem Nordwestterritorium und dem Kolumbiareviere verknüpfen und eine neue amerikanische Überlandbahn erstellen sollen. Den grössten Zuzug unter den subarktischen Gegenden aber hat Alaska gehabt; doch muss es zweifelhaft bleiben, ob sich hier eine dauernde Ansiedelung ausgestalten wird.

---

[1]) Messung eines Petersburger Akademikers.

Es erübrigt noch, kurz Südamerika zu erledigen, das ebenfalls in der jüngsten Zeit sich beträchtlich gehoben hat. Italiener, Deutsche, Briten, Polen, Russen, Iberer, Franzosen, Skandinavier sind in bedeutenden Massen nach Südamerika geströmt; namentlich ist die Bevölkerung Brasiliens und Argentiniens stark gewachsen. Das Indianergebiet verringert sich zusehends, doch überragt es z. B. in Brasilien noch immer fünf bis sechsmal an Ausdehnung das Gebiet der Weissen. Im äussersten Süden beginnen die Weissen jetzt, im Innern Patagoniens Fuss zu fassen und die Falklandsinseln erträglich zu machen. Australien endlich hat zwar Einiges durch Coolgardie gewonnen, aber auch viel von seiner Bevölkerung durch Auswandern — z. B. australische Sozialistenkolonie in Paraguay — eingebüsst, so dass die Lage im ganzen sich kaum veränderte und die zuversichtliche Prophezeiung begeisterter Australier, dass um 1930 die Bevölkerung 50 Millionen betragen werde, ihrer Erfüllung ferner ist denn je. Doch ist wenigstens Neuseeland, trotz schwerer, selbstverschuldeter finanzieller Krisen, im Aufstreben begriffen, und Neuguinea ebenfalls in erfreulicher Entwicklung.

Die Europäer haben Ursache, auf die letzten sechzig oder siebzig Jahre zurückschauend, mit ihren Erfolgen zufrieden zu sein. Sie haben die halbe Welt besiedelt und von der anderen Hälfte gut 3/5 unterworfen. Es fehlt indes nicht an Elementen, die der westlichen Alleinherrschaft widerstreben. Japan hat sich ermannt und selbstständig gemacht, China lehnt sich gegen westliche Bevormundung auf, im Islam gährt es, der Einfluss der orientalischen Kultur — japanische Kunst, Buddhismus und Theosophie, indische und türkische Sitten — ist wieder stark bei uns im Wachsen, die Schwarzen gewinnen das Übergewicht in Westindien und den Südstaaten der Union; die Westmächte aber, deren Konflikt durch die beendete Teilung der Welt auf die Spitze getrieben wird, sind daran, einander gegenseitig zu vernichten. Das gefährlichste dieser Hemmungselemente ist das letzte, die eigene Uneinigkeit. Die Kriege um Kuba und um Südafrika sind bedenkliche Vorläufer grösseren Unheils.

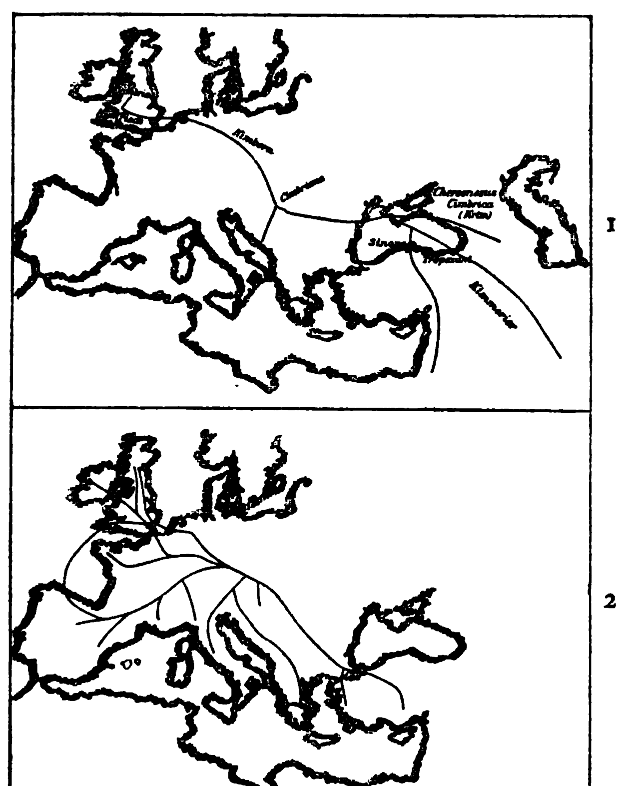
Jedenfalls aber hat das Vordringen der Europäer in der ozeanischen Zeit das Ergebnis gehabt, dass sechs Neu-Europas entstanden: das angelsächsische Nordamerika, das romanische Mittel- und Südamerika, das niedergermanische Südafrika, das angelsächsische Australien, das slavische Sibirien und das romanische Algerien. Der Schauplatz der Weltkultur und die Zahl abendländischer Kulturvölker war hierdurch

verdoppelt. An innerem Wert ist durch ihre Ausbreitung die Gesamtkultur allerdings vorläufig kaum gestiegen, so wenig zuerst das Christentum stieg, als es zu den halbbarbarischen Nordvölkern kam. Immerhin sind wenigstens in Amerika die Ansätze höherer Fortbildung, gelegentlich sogar das europäische Vorbild überragend, schon deutlich sichtbar. Sodann haben sich ganz neue Aussichten für Volkstum und Weltmacht, ganz neue Probleme und neue Lösungen eröffnet. Daher ist das Jahr 1776, in dem die Vereinigten Staaten zu Philadelphia ihre Unabhängigkeit erklärten, in dem zuerst ein westarisches Volkstum in Übersee sich bewusst aufthat, für die ganze arische Welt das einschneidendste Epochenjahr gewesen. Ungefähr zur selben Zeit war in Südafrika ein aus den verschiedensten Elementen zusammengebrautes Volkstum einigermassen hergestellt und begannen sich die Buren als neue, eigenartige Nation zu fühlen. Im Jahre 1788 hob die europäische Besiedlung Australiens an und dämmerte zwei bis drei Menschenalter später das Bewusstsein australischer Besonderheit auf. Um 1820 machten sich die Romanen in Amerika frei, doch hat sich bei ihnen kein einheitliches Volkstum entwickelt, vielmehr scheint es, dass sie in vier bis fünf Nationalitäten (Chilenen, Argentinier, Brasilier, Mexikaner und etwa noch Peruaner) auseinanderfallen werden. Ebenso ist bei den Spaniern, Juden, Italienern und Franzosen Nordafrikas noch keine Einheit zu verspüren. Dagegen sind die Sibirier, obwohl ebenfalls aus mindestens fünf Unterrassen zusammengeschweisst, zwar mehr oder weniger einheitlich, aber ihr Zusammenhang mit dem Mutterland ist zu stark, als dass sie, wenn auch einer scharf ausgeprägten kolonialen Sonderart nicht entbehrend, als eigene Volkheit sich hätten loslösen können.

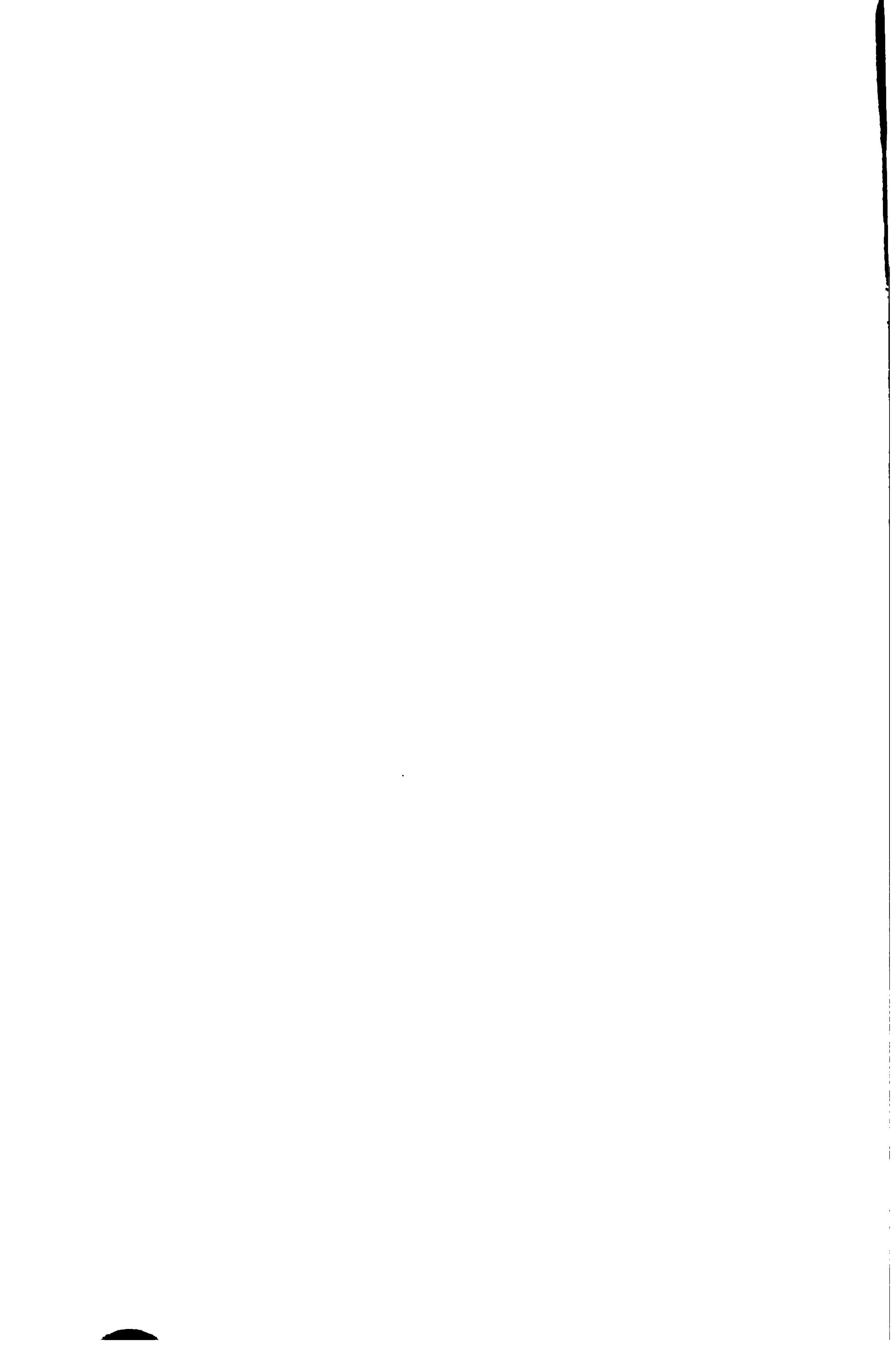
1. Wohnsitze und Züge der Kimmerier. 800-600 v. Chr. Nachweisbar von Kimmeriern berührt sind die Gegenden von der unteren Donau bis nach Palästina u. Persien. Das übrige ist Vermutung. Bemerkenswert ist, dass Albanesen u. Thraker sprachlich zur iranischen Gruppe gehören.

2. Züge der Kelten 600 bis 250 v. Chr.

3. Züge der Normannen 800—1200 n. Chr. Einzelne Ausläufer bis ins 15. Jahrhundert.







FÜNFTER ABSCHNITT

DIE GEGENWART

Die Weltreiche

Der erste Staat, der viele Rassen und Kulturen in sich vereinigte, dessen Gebiet zugleich sich auf drei Erdteile erstreckte [1], war das Perserreich. Seine Einrichtungen, seine hervorstechendsten Charakterzüge haben sich ohne allzu wesentliche Unterschiede auf die späteren Weltreiche vererbt. Drei Fortschritte kennzeichnen jedoch die spätere Entwicklung. Nach innen ist die Einwirkung des Imperiums viel intensiver, viel umfassender; es leidet keine unabhängigen Raubvölker mehr, kein *imperium in imperio.* Nach aussen wächst es gewaltig in räumlicher Ausdehnung. Es wächst zugleich drittens an Bewohnerzahl [2].

Mesopotamien	130 000	qkm.	
Ägypten	400 000	»	
Persisches Reich	5	Mill.	»
Römisches Reich	3,3	»	»
nebst Mittelmeer	6,2	»	»
Inka-Reich von Peru	3,1	»	»

[1]) Ratzel erklärt das Perserreich für das erste Weltreich, »weil es tiefer als alle die früheren in den massigen Kern Asiens hineingriff«. (Polit. Geogr. 331). Noch wichtiger war indes die völlige Beherrschung des östlichen Mittelmeeres, die nur von Römern und Türken wiederholt wurde.

[2]) Vgl. Ratzel a. O. 195.

Römischer Kulturkreis . . .	3,5	Mill.	qkm.
Byzantinischer Kulturkreis . .	3	»	»
Indischer Kreis . , ...	7—8	»	»
Chinesischer Kulturkreis . . .	14—15	»	»
Arabischer Kreis, Kalifat . . .	10	»	»
Islamischer Kreis	30—35	»	»
Mongolenreich	30	»	»
Reich Karls V. (mit Kolonien)	3—4	»	»
Türkisches Reich unter Suleiman	4—5	»	»
Reich der Mandschu um 1760	13	»	»
Deutsches Reich mit Kolonien .	3,1	»	»
Frankreich mit Kolonien . . .	7—8	»	»
Das eigentliche China	5,4	»	»
Australien (ohne Neuseeland) .	7,7	»	»
Brasilien	8,3	»	»
Kanada	9,2	»	»
Union mit Alaska und Kolonien	11	»	»
Europäisches Russland	5,4	»	»
Sibirien und Mandschurei . .	14	»	»
Russisches Reich (mit M.) . .	24	»	»
Britisches Reich (mit ägypt. Sudan und Belutschistan)	28	»	»
Erde	124	»	»

Die Bevölkerung ist keineswegs überall gewachsen. Sie hat in Vorderasien und Nordafrika gegen das Altertum abgenommen. Wahrscheinlich auch in manchen Teilen Sibiriens und Turkestans. Im ganzen aber hat die Bevölkerung, namentlich in der neuesten Zeit, ausserordentlich zugenommen, so dass die jetzigen Imperien viel volkreicher sind als die früheren, für die man übrigens auf mehr oder minder genaue Schätzungen[1]) angewiesen ist.

Lakonien	100 000 Seelen		
Attika	150 000—250 000 Seelen		
Rom um 240 v. Chr.	1	Mill.	»
Herrschaft von Venedig	1,3	»	»
England um 1086	1,2	»	»

[1]) Vgl. besonders Schmoller, Grundriss der Allg. Volkswirtschaftslehre 1900, I. 170.

Ägypten	3—7	Mill.	Seelen
Persisches Reich unter Darius[1]) . .	28—30	» (?)	»
Karthagisches Reich	3—4	»	»
Europa zur Zeit Christi	30	»	»
Deutschland zur Zeit Christi . .	2—3	»	»
Römisches Reich	54	»	»
Reich Karls d. Gr.	20	» (?)	»
China um 1501	60	»	»
Europa 1901 etwa	385	»	»
Deutsches Reich mit Kolonien . .	65	»	»
Frankreich mit Kolonien	70—80	»	»
Vereinigte Staaten	76,1	»	»
Vereinigte Staaten mit Kolonien .	88	»	»
Russisches Reich (ohne Mandschurei)	130	»	»
Britisches Reich	390	»	»
Chinesisches Reich (ohne Mandschurei)	360—440	»	»
Erde	1500—1600	Mill.	Seelen.

Genau wie in den älteren Weltreichen sind in den heutigen die verschiedensten Rassen in den Rahmen eines einzigen Imperiums gepresst. Der grosse Unterschied gegen früher besteht aber darin, dass jetzt die herrschende Rasse an Zahl und Kultur den anderen Rassen des Imperiums weit überlegen ist, während frühere Herrscher zwar das gleiche Ziel anstrebten, aber niemals erreichten. Am weitesten kamen die Römer, aber die östliche Hälfte ihres bunten Reiches war ihnen an Kultur zum mindesten gleich und an Zahl selbst dann noch beträchtlicher, als ganz Westeuropa und Nordafrika romanisiert war. Heute aber wird der Kern der Imperien durch ein festgefügtes Volkstum gebildet, das zu den volksfremden Mitbürgern oder Schutzbefohlenen sich wenigstens wie 2 : 1 oder gar wie 10 : 1 verhält. Die einzige Ausnahme macht das britische Reich, wo ein Angelsachse auf etwa neun »subjects« fremder Art kommt, doch wird die Bedenklichkeit dieses Verhältnisses dadurch umgewandelt, dass das Überwiegen des fremden Elements durch eine einzige Kolonie (Indien mit 295 Millionen) verursacht, mithin die Gesamtheit des weltweiten

[1]) Schmoller a. O. ganz unverständlich: »Das Persenreich vor seiner Eroberung etwa 5 Millionen.«

Reiches nicht allzusehr davon berührt wird. Aber auch ohne Indien steigt das Verhältnis der Angelsachsen und anglisierten Schotten zu englandfeindlichen Iren, Deutschen (in Kanada allein 1/2 Million), Franzosen, Afrikanern, Kreolen u. s. w. nur zu 2 : 5. Es ist denn auch hierin eine verhängnisvolle Schwäche Grossbritanniens gesehen worden, eine Schwäche, die mit der Zeit umso auffallender wird, je mehr sich die anderen weltbeherrschenden Volkstümer befestigen und vergrössern.

Ein weiterer Unterschied zwischen früher und jetzt. Weltreiche im Sinne des Altertums und Mittelalters sind nur China und Russland, die ja auch die rückschrittlichsten aller Grosstaaten sind. Sie beruhen auf einer zusammenhängenden Landmasse. Die anderen Weltreiche der Gegenwart setzen sich dagegen aus einem Mutterland und überseeischen, meist recht zerstreuten Pflanzstaaten zusammen. Sie sind zugleich ein römisches und ein phönizisches Reich. Der Vorteil grösserer Beweglichkeit und daher grösseren Handels, grösseren Reichtums und höherer Kultur ist bei den zusammengesetzten Reichen, der Vorteil geschlossenen Volkstums ist bei den ausschliesslich festländischen Imperien. Die Union kann nicht hoffen, jemals die Kubaner und Tagalen zu yankeesieren, und noch weniger können die europäischen Mächte jemals Neger oder Malaien zu Europäern machen; dagegen ist es sehr wohl möglich, dass Russen und Chinesen die Mehrzahl der fremden Staatsangehörigen entvolklichen.

Weltrassen und Weltvölker

Das Streben der neuzeitlichen Weltmacht geht in erster Linie darauf aus, dem herrschenden Volkstum weiteren Spielraum und fremde Volkstümer zu gewinnen. Das ist der entscheidendste Fortschritt gegen früher. Noch den Römern war es nur um das Befehlen, um die Macht, um das Prestige, und den Arabern zunächst um die Ausbreitung ihres neuen Glaubens zu thun. Wenn dabei und dadurch auch eine Ausbreitung römischen und arabischen Volkstums erfolgte, so geschah das nebenbei, es lag nicht eigentlich in der Absicht der Eroberer. Jetzt ist es Hauptzweck. Das erwachende Volkstumsgefühl hat dazu angestachelt. Es hat dadurch den Weltreichen einen ganz neuen Sinn gegeben. Das volkliche Bewusstsein ist nicht nur

der wichtigste Antrieb zu staatlicher Ausdehnung, es bewirkt auch staatlichen Zusammenschluss unabhängiger, aber rassenverwandter Staaten und erzeugt dadurch eine neue Art von Weltmacht. Kein spanischer Staat ist auch nur eine Grossmacht, aber die ganze spanisch redende Welt ist mit ihren 11 Millionen qkm und beiläufig 40 Millionen Seelen ein bedeutsames Element, mit dem die Gesamtentwicklung zu rechnen hat. Ebenso ist die arabische Welt zwar staatlich ohnmächtig, aber keineswegs *une quantité négligeable*. In ähnlichem Sinne kann man sogar das vielzerstreute Judentum eine Weltmacht nennen.

Nicht selten wurde versucht, die Volksbünde zu Rassenbünden zu erweitern. Der deutsche Kaiser rief: »Wir Germanen müssen zusammenhalten!« Sein Bestreben zielt auf einen allgermanischen Zusammenschluss Mittel-, Nord- und Nordwest-Europas. Ähnlich hofften manche auf ein Allromanen- und ein Allslaventum. Die westarischen Rassen aber stellte man wiederum den orientalischen entgegen.

Germanen 204	Deutsche	73	Millionen
	Yankees[1])	60	»
	Briten[2])	51	»
	Skandinavier	11	»
	Niederländer	9	»
Romanen 134	Franzosen[3])	41	»
	Spanier	40	»
	Italiener	37	»
	Rumänier	8	»
	Portugiesen u. Luso-Brasilier	7	»
	Wallonen	1	»
Slaven 120	Russen und Ruthenen .	85	»
	Polen	15	»
	Tschechen, Hanaken, Slovaken	7,6	»
	Kroaten und Serben . .	6,5	»
	Bulgaren	5	»
	Slovenen	1,3	»

[1]) Von der Gesamtbevölkerung von 76,1 Mill. sind 9 Mill. Neger und nicht-yankeesierte Deutsche, Spanier u. s. w. abzuziehen.

[2]) Man hätte freilich die Pflicht, auch hier die nicht-yankeesierten Briten zu erwähnen, aber das wäre ein aussichtsloses Unternehmen.

[3]) Nebst Bretonen (1 1/4 Million) und Basken.

Die gegebene Entwicklung ist keineswegs feststehend. Die Russen haben so viel tatarisches Blut in den Adern, dass schon jetzt einzelne Staatsmänner, wie Fürst Uchtomsky, die Kameradschaft mit Türken und Chinesen für wichtiger erklären, als die mit den Europäern. Nach der Einverleibung des östlichen Mittelasiens werden die Russen noch reichlicher turanisches Blut aufnehmen, dergestalt, dass ihre Zugehörigkeit zu den Slaven und den Ariern immer zweifelhafter wird. Ebenso ist es möglich, dass durch Einströmen indianischen und afrikanischen Blutes die amerikanischen Spanier völlig dem Ariertum entfremdet werden.

Als einzig festgefügte Volkstümer des Orients, die wegen ihrer Volkszahl von Belang, kommen, da die arabisch redenden Völker zu zerklüftet und zerrissen sind, nur die ostasiatischen in Betracht.

Ostasiaten 457	Chinesen	400	Millionen
	Japaner	44	»
	Koreaner	6	»
	Tibetaner	4	»
	Mongolen	3	»
Alle Westarier[1])		458	»
Alle Ostasiaten		457	»
(Indier und Hinterindier		300	»
Mohammedaner		260	»)

Das Rassengefühl spielt in der gegenwärtigen Entwicklung der Staaten und besonders der Weltstaaten eine immer bedeutendere Rolle. Es ist von hoher Wichtigkeit am Balkan und in Vorderasien, es ist geradezu entscheidend für die Geschicke Amerikas. Allein es ist nur insofern von wirklicher Bedeutung, als Ideen, als Theorien die Vorgänge des praktischen Lebens beeinflussen können. Abstrakte Ideen können ungemeine Wirkungen erzielen. Beweis die französische Revolution. Zuletzt aber gewinnen immer die realen Verhältnisse die Überhand. Ich habe des öfteren darauf hingewiesen, dass Rasse als unabhängiges, isoliertes Element thatsächlich nie in Erscheinung tritt. Menschliche Eigenart gewinnt erst ihren greifbaren Ausdruck im Volkstum. Niemand spricht germanisch, weil es keine Sprache giebt, die nichts als germanisch wäre; man spricht entweder deutsch oder dänisch oder schwedisch. Sprache, der äussere Ausdruck des

[1]) Von der Gesamtbevölkerung Europas sind hierbei Osmanen, Tataren, Finnen, Madjaren, Juden, von der Amerikas Neger und Indianer abzuziehen.

Volkstums, bezeichnet die Peripherie des weitesten Kreises, innerhalb dessen der einzelne ohne Aufgabe wesentlicher Eigenart sich bewegen kann. Darüber hinaus kommt er in eine fremde Welt. Aus diesem Grunde kann nie ein Rassenbund, sondern nur ein Volksbund von Erfolg und Unterlage eines dauernden Weltreiches sein.

Wenn daher je Skandinavien uns freundlich werden sollte, so wäre das lediglich geographische und politische Notwendigkeit, die es zu uns zöge, nicht Rassenverwandtschaft. Es würde zu uns lediglich in ein Verhältnis treten wie Italien. Wenn wir dagegen auf ein weit engeres, innigeres Verhältnis zu den Niederlanden hoffen, so ist das dadurch zu entschuldigen, dass deutsch und vlämisch-holländisch nicht allzuweit auseinander gegangen sind, dass noch begründete Aussicht auf gegenseitiges Verstehen unserer Mundarten vorhanden ist.

Ausdehnung und Wanderung

Der örtlichen Bewegung nach giebt es überseeische und festländische der Absicht nach ziellose Wanderungen, Einzelner oder unzusammenhängender Haufen und staatlich geleitete mit festen Zielen. Bloss die bewusst geordnete Wanderung führt zur Gründung neuer Staaten, zur Gründung von Kolonien. Überseeischer bei Phöniziern und Genuesen, festländischer bei Römern und Türken, gemischter sowohl zu Lande wie zu Wasser, bei Griechen und Arabern. Maritime Kolonien bleiben nur äusserst selten im staatlichen Verband mit dem Mutterlande, festländische gewöhnlich, ausser wenn sie wie Türken und Mongolen durch dazwischen tretende Fremdvölker vom Stammlande abgeschlossen oder wie in Österreich und den Ostseeprovinzen numerisch überwältigt werden.

Der einschneidende Gegensatz der neuweltlichen Siedlungen zu den alten besteht darin, dass der abwandernde Überschuss der Bevölkerung in der alten Welt überall auf starke kriegerische Völker stiess, während die Fremdrassen der neuen Welt mit leichter Mühe vertilgt oder zur Seite gedrängt wurden. Im übrigen lassen sich die gleichen Erscheinungen in der neuen wie der alten Welt beobachten. Der Umzingelung der Balten durch Fremdrassen entspricht die Abschliessung der französischen Kanadier durch die neu dazutretenden

Briten; der Trennung von Tyrus und Karthago, von Korinth und Korcyra, entspricht die Entfremdung der Vereinigten Staaten gegenüber England und der lateinischen Republiken gegenüber Spanien und Portugal infolge des Übergewichts der Nichtangelsachsen und der Nichtromanen.

Die Wanderung schiesst mehrfach über die staatliche Ausdehnung hinaus, wie bei Deutschen, Italienern, Polen in Amerika; öfter aber wird die Wanderung durch die politische Expansion übertroffen, wie bei den Portugiesen und Spaniern in Afrika, den Dänen in Westindien und Inselasien, ferner Russen, Engländern, Chinesen, Japanern, Deutschen und Yankees, wodurch sich dann jedesmal der Ausgleich zwischen Volkstum und Staat von neuem verschiebt.

Die festländische Wanderung der Westeuropäer war mit der deutsch-niederländischen Besiedelung Siebenbürgens gegen Ende des 12. und der Ostseeprovinzen Mitte und Ende des 13. Jahrhunderts abgeschlossen. Es schloss sich daran die Ostwanderung der Slaven, die Schritt für Schritt in das den Tataren abgenommene Gebiet einrückten und gegen 1500 sich dem Ural näherten, jenseits dessen sie einstweilen ihr politisches Machtgebot geltend machten. Gleichzeitig damit gehen chinesische Siedler nordwärts nach Petschili und südwärts nach Inselasien und Indochina. Das sechzehnte Jahrhundert ist von der iberischen Besiedlung Amerikas und erneuter Westwanderung der Araber in den Sudan erfüllt. Hierauf tritt eine Pause in der Wanderung ein, während deren Herrschaftsfragen die Oberhand gewinnen, und die eine Macht die andere politisch zu verdrängen sucht; nur die Chinesen setzen ihre Wanderung fort, sie roden Formosa, Kochinchina und die Mandschurei; auch setzen sich die Russen jenseits des Urals, die Franzosen in Kanada, die Engländer am Saume der Neuenglandstaaten und Virginiens fest. Ich habe indessen bereits betont, dass 1776 die Zahl aller Weissen ausserhalb Europas 3 Millionen nicht überstieg.[1]) Sie schwoll erst seit 1820 stärker an. Die grosse Völkerwanderung der Neuzeit beginnt vollends erst um 1850.

Seit 1820 sind in Nordamerika (mit Kanada) ungefähr 20 Millionen Weisse eingewandert, in Südamerika vielleicht 3 Millionen, in Sibirien 2 Millionen. Aus China mögen inzwischen, abgesehen von Formosa und Mandschurei, an 8 Millionen ausgewandert sein.

[1]) Levasseur giebt 1 Million für 1700 und 9 Millionen für 1800. Letzteres kann nicht richtig sein, da z. B. die Weissen der Union 1800 nur 4,3 Millionen betrugen.

Die iberische Besiedelung Amerikas begann sogleich mit Kolumbus, die der Provinz Goa bald nach da Gama, die der afrikanischen Besitzungen seit etwa 1570. Im indischen Ozean war bis um 1770 Portugiesisch die Hauptschiffersprache, in Süd- und Mittelamerika ist Romanisch bis jetzt massgebend geblieben, dergestalt, dass sogar in den südlichsten Unionsstaaten, die früher zu Mexiko gehörten, das Welsch sich bis heute gehalten hat. Die spanischen und portugiesischen Siedler haben sich zunächst mit den Indianern vermischt. Das war eine Blutsverschlechterung im tropischen Amerika, die Chilenen dagegen verdanken ihre Zähigkeit und ihren Kriegsmut geradezu ihrer Mischung mit den Araukanern. Sodann sind Juden nach den lateinischen Kolonien verschickt worden und sind grösstenteils unter den Lateinern aufgegangen, ferner Millionen von Negern, die mit Weissen und Indianern sich kreuzten. Seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts begann der Zuzug von Italienern, Deutschen, Engländern und Slaven, die bis jetzt, mit Ausnahme der südbrasilischen Deutschen, von dem iberischen Blut aufgesogen wurden. Trotz der weitgehenden Sonderung, die die verschiedenartige Kreuzung mit sich brachte, weichen bis jetzt die einzelnen Volkheiten des lateinischen Amerika noch nicht sonderlich voneinander ab. Am ausgeprägtesten ist noch das Volkstum der Mexikaner und Chilenen. Im tropischen Amerika ist dagegen an Afrika erinnerndes Chaos.

Die Briten begannen ihre Ausdehnung um 1550 mit Fahrten nach Westafrika und dem fernen Osten. Seit 1620 wandten sie sich erobernd und besiedelnd, Amerika zu. 1788 fingen sie an, Verbrecher nach der australischen Botany-Bay zu schicken, 1820 kamen die ersten britischen Kolonisten nach Südafrika. Der Abfall [1]) der Vereinigten Staaten, die bis ins vorige Jahrhundert den wertvollsten kolonialen Besitz Grossbritanniens darstellten, bedeutete den Zusammenbruch der älteren englischen Kolonialpolitik. Indien, noch in den Händen der privaten Kompagnie, hatte nicht entfernt den Wert wie heute; Kanada war nur ein schmaler Landstreif am Lorenzstrom mit wenigen Tausend Weisser; die kleinen Niederlassungen in Westafrika dienten lediglich dem Sklavenhandel; am wertvollsten war der Anteil an Westindien, der zwar an Bedeutung hinter dem spanischen zurückstand, dem französischen aber etwa gleichkam. Das

1) Das folgende aus Lampe, die Kolonialpolitik Grossbritanniens, in der »Umschau« 2. Sept. 1899.

Parlament hob 1783 das Kolonialamt auf. Im Volk war man jedoch nicht entmutigt; der Unternehmungsgeist lebte vielmehr in ungeschwächter Kraft fort, und die Gelegenheit, Grossbritanniens Flagge in der Ferne neu zu hissen, kam, als das revolutionäre Frankreich 1793 an England den Krieg erklärte. In ihm wusste man der Anstrengungen der Franzosen Herr zu werden und den gesamten Kolonialbesitz Frankreichs und Hollands an sich zu bringen. Die Misserfolge der englischen Politik in Europa bescherten den Briten im Frieden von Amiens 1802 freilich zunächst nur Trinidad und Ceylon: am Ende des Napoleonischen Krieges kamen aber St. Lucia, Tabago in Westindien, Mauritius bei Madagaskar von französischen Besitzungen, Kapland, Demerara, Essequibo und niederländisch Ostindien von den Holländern, Helgoland von den Dänen hinzu; Malta wurde behalten. Ausserdem hatte Grossbritannien während des langen Weltkrieges Australien besetzt, die Herrschaft in Ostindien befestigt, die Kolonisation von Sierra Leone begonnen. Es war jetzt im Besitz fast aller neben den Vereinigten Staaten für Auswanderung von Europäern geeigneten Länder und besass eine von keinem andern Staate auf lange hinaus annähernd erreichbare Seemacht.

Noch in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts betrachteten eine ganze Anzahl Leute in England den Kolonialbesitz als Unglück und wollten am liebsten auf die überseeischen Niederlassungen verzichten. Es unterscheidet sich die britische Kolonialpolitik, besonders in älteren Zeiten, nicht wesentlich von der anderer Mächte. Die Hoffnung auf Gold und Edelsteine, der Drang, das sagenumwobene Märchenland Indien und Ostasien zu erreichen, beseelte die ersten englischen Entdecker wie die spanischen. Die Privilegierung mächtiger Handels- und Kolonialgesellschaften, merkantilistische Grundsätze betreffs der Zölle, des Handels, des Gewerbebetriebes, all das gleicht dem Vorgehen der Spanier, Franzosen und Holländer. Erdachten fortgeschrittene Geister gelegentlich neue Bahnen, so fielen ihre Vorschläge bei den Leitern der englischen Politik nicht auf fruchbareren Boden als anderswo. Aber der nie der Anspornung bedürftige Wagemut, die staatsbildende Begabung der Bevölkerung, die alle fremden Elemente sich anpasst, liess die Kolonien doch gedeihen, und am besten die, um die sich die Regierung nicht kümmerte. Sie wurde freilich seit dem Abfall der Vereinigten Staaten mit ängstlicher Besorgnis erfüllt, andere Kolonien könnten das gefährliche Beispiel nachahmen. Deswegen erfolgte im Laufe der Zeit der Bruch mit dem Merkantil-

system und die Gewährung weitgehender Verwaltungsfreiheiten an die Schutzgebiete, und die Anschauung entwickelte sich, nicht Zwang, sondern wirtschaftliche Interessen müssten Mutterland und Kolonien verbinden. Von Handelsvorteilen und Steuereinnahmen für das Heimatland ist nicht mehr die Rede, auch nicht von Versorgung irgendwelcher Günstlinge mit kolonialen Stellen; aber als Feld für den britischen Handel, für die Auswanderung, als Machtfaktor für die politische Bedeutsamkeit Grossbritanniens sind die Kolonien trotzdem die Grundlage für die überragende Grösse Englands geworden, die politisch und weit mehr noch wirtschaftlich allen übrigen Völkern recht fühlbar gemacht wird.

Unter den Ottonen dehnte und reckte sich das neugeborene deutsche Volk bereits gewaltig. Es trat in sein erstes Zeitalter der Expansion. Die an Sachsen angrenzende Ostmark wurde besiedelt. Bald darauf wird Böhmen in Angriff genommen, dann Österreich von den Bayern für unsere Art gewonnen. König Geiza rief Deutsche nach Ungarn und im 12. Jahrhundert liessen sich Moselländer, Vlamen, Thüringer und Sachsen in Siebenbürgen nieder. Als die Hohenstaufen sich ihrem Grabe zuneigten, begann die Auswanderung der Niederländer, Sachsen und Thüringer nach den Ostseeprovinzen. Dann aber, seit etwa 1400, trat ein Rückschlag ein. Die Polenflut schwoll an im Osten und Burgund ging verloren im Westen. Seit der Schlacht bei Dornegg 1499 begann auch die Schweiz selbständige Bahnen zu wandeln. Die Niederlande lösten allmählich ihren Zusammenhang mit dem Reiche. Wie das griechische Weltreich Alexanders in kleine hellenistische Staaten in Ägypten, Iran, Syrien, Kleinasien und Balkanhalbinsel sich auflöste, so bröckelten sich vom Reiche der Habsburger immer grössere Stücke ab. Zur Zeit der grössten Bedrohung deutschen Wesens, die gerade mit dem Höhepunkt der herrschenden Dynastie, der Habsburger, unter Karl V. und Ferdinand II. zusammenfällt, hebt die zweite Expansion unseres Volkes an, die nach Übersee. Während aber bei der Ausdehnung nach den Ostmarken, die in engerem Zusammenhang mit dem Mutterlande blieb, deutsche Art sich Jahrhunderte hindurch zäh bewährt hat, ist nach dem Vorbilde der germanischen Wanderung nach Süd- und Osteuropa die zweite deutsche Expansion für das deutsche Volkstum verloren gegangen. Das Aufsaugen und Verdampfen der vorgeschobenen Rassenglieder hat nicht verhütet werden können, der Verlust des nationalen Blutes aber war lediglich die Folge einer unnationalen Staatskunst, welche bessere Einsicht

hätte abwehren sollen. Wallenstein hatte Deutschland von den Alpen bis zur Ostsee geeinigt, er wollte eine starke deutsche Flotte und sein Ziel war, das baltische Meer zu einem deutschen Binnensee zu machen. Der fanatische Eigensinn des unseligen Ferdinand zerbrach das Werk seines grössten Staatsmannes, verhinderte das Erstarken des Reiches in Übersee und verursachte die Entvolklichung unserer amerikanischen Siedler.

Die deutsche überseeische Expansion kann in drei Zeitalter eingeteilt werden: Zerstreute Auswanderung einzelner Haufen nach den neu entdeckten Kontinenten, 1525—1683; geschlossene Übersiedlung, meist wegen religiöser oder politischer Verfolgung, nach Nordamerika 1683—1850; Massenauswanderung, um sich wirtschaftlich zu verbessern, nach allen Weltteilen, 1850 bis zur Gegenwart. Der überseeischen Bewegung zur Seite greift eine mächtige Auswanderung nach Russland und anderen europäischen Staaten Platz.

Seit 1820 sind etwa 6 Millionen Deutsche nach Nordamerika gewandert, vielleicht 1/4 Million nach Südamerika, 50000 nach Australien und einige Zehntausend nach anderen Ländern. Die Zahl der seit zwei Jahrhunderten nach Russland ausgewanderten Volksgenossen, von denen viele wieder zurückgingen, wird von Jung auf 4 Millionen geschätzt, was offenbar übertrieben ist. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Nordamerikaner, die von deutscher Abkunft sind, ungefähr 20 Millionen; davon 10 Millionen, die deutsch verstehen, und 2—3 Millionen, die es beständig reden. In Österreich-Ungarn kann man 11—12 Millionen Deutsche rechnen, in Russland 2 1/2—3, in der Schweiz 2,1, in Belgien 150000, in Frankreich und England wohl ebensoviel, in Italien 70—80000, im übrigen Europa 100—150000. Im tropischen Amerika sollen 15000 sein, in Brasilien 400000, im übrigen Südamerika 100000, in Australien 150000, in Südafrika 40000. Zusammen, wenn man für Nordamerika sich mit 3 Millionen begnügt, annähernd 20 bis 21 Millionen Deutsche des Auslandes, mit den Reichsdeutschen[1]) zusammen 73 Millionen.

Sehr rasch ist gegenüber der Wanderung die politische Ausdehnung erledigt. Sie begann 1884 und 85 mit der Erwerbung der afrikanischen Kolonien und Neuguineas. Nach langer Pause, während der jene Besitzungen nach den Hinterländern zu abgerundet wurden,

[1]) Die Polen (fast 3 Millionen) sind von der Gesamtbevölkerung des Reiches (56 Millionen) natürlich abzuziehen; ebenso Franzosen, Masuren u. s. w.

1897 Kiautschau, 1898 Marianen, Karolinen und Palau, 1899 Samoa. Die Auswanderung deutscher Siedler nach allen deutschen Kolonien betrug noch kaum 2000 Köpfe.

Bei den Franzosen wurde die Auswanderung ganz unverhältnismässig von der staatlichen Expansion überflügelt. Die Expansion begann um die Mitte des 16. Jahrhunderts, namentlich mit einer Besetzung Floridas durch die Hugenotten, nahm einen grossen Aufschwung kurz nach 1600 an den kanadischen Seen und am Mississippi, hatte seit 1750 ihren Schwerpunkt in Indien und begann gewissermassen von vorn 1830 mit der Eroberung Algeriens. Allmählich wurde halb Nordafrika und das nördliche Kongobecken französisch. Seit 1840 Vordringen in der Südsee und wenig später in Indochina. 1895 die Annexion Madagaskars.

Am blühendsten von den überseeischen Niederlassungen der Franzosen ist gerade diejenige, die unter fremder Flagge steht, die kanadische mit etwa 1 1/2 Millionen Köpfen. Algerien hat nebst Tunis dagegen noch nicht ganz 400000 Franzosen aufzuweisen, während alle anderen Kolonien wegen ihrer tropischen Hitze nicht in Betracht kommen. Zusammen 41 Millionen Franzosen.

Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten zählt dagegen schon 76,1 Millionen, wovon allerdings 9 Millionen Neger und vielleicht 6 bis 7 Millionen im Privatleben nicht englisch redende Weisse abzuziehen sind. Dazu die spanischen Kolonien, wo höchstens Portoriko Aussichten für Yankee-Ansiedlung bietet.

Washington trat 1787 sein Amt als Präsident an. Unter dieser ersten Präsidentschaft ward der ursprüngliche Bestand der Union sofort um mehrere Staaten vergrössert. 1803 ward sodann das Louisiana-Gebiet erworben, das von der Mississippimündung bis zum Kolumbia reichte, und damit der Zugang zum Mexikanischen Golf und zum Stillen Meere gewonnen. Dabei erklärte Jefferson, der gegen starken Widerspruch die Annexion vollzog, dass jeder, der sich in Neu-Orleans festsetzte, der natürliche Feind der Union sei, und drohte den Franzosen, falls sie die Festsetzung ausführten, mit einem Bündnis der Yankees und Engländer, die dann alle Meere beherrschen würden. So früh also der Gedanke der britisch-amerikanischen Weltherrschaft!

Zwei Seekriege wurden darnach mit Tripolis (1805) und Algier (1817) glücklich geführt. Florida ward 1821 erworben, die Südweststaaten 1846. Beide Erwerbungen geschahen auf Kosten des romanischen Amerika. Auch regten sich schon 1824 Hoffnungen auf

Kuba, die seit den vierziger Jahren festere Gestalt gewannen. Die überseeische, 1819 gegründete Kolonie Liberia in Westafrika ward dagegen 1848 freigegeben. Während der Jahre 1856—1858 fallen nordamerikanische Flibustier in Mexiko ein und errichten einen Yankee-Staat in Nicaragua. Zur selben Zeit gehen Flibustierzüge von den Vereinigten Staaten nach Kuba, jedoch ohne Erfolg, und taucht die Frage von Hayti auf.

Die Berührungen mit Ostasien beginnen durch Handelsfahrten der amerikanischen Pelzjäger, seit 1789. Die an der pacifischen Küste gewonnenen Pelze wurden in Kanton verkauft. Dem ostasiatischen Handel eine Stütze durch Kohlenstationen zu geben, besetzten vorübergehend die Yankees Anfang des 19. Jahrhunderts die Marquesas und versuchten 1842 und 1873 Plätze in Nordborneo zu erwerben, 1853 empfahl der Kommodore Perry, aus Formosa, aus den Liukiu- und den Bonin-Inseln Kolonien zu machen. Im nächsten Jahre eröffnete er, auf die Kanonen einer grossen Flotte pochend, Japan.

Mithin Expansionsbestrebungen und äussere Verwicklungen auf sechs Gebieten über das Territorium der heutigen Union hinaus: im Mittelländischen Meere, in Westafrika, auf den Antillen, im Stillen Meere, in Ostasien und Australasien.

Nach dem Bürgerkrieg erwartete Europa, dass die Vereinigten Staaten mit ihren siegreichen Heeren die Länder Amerikas vom Kap Horn bis zum nördlichen Eismeer der Union einverleiben würden und sprach bereits von Kriegen mit England und Frankreich und einer amerikanischen Revolutionierung Irlands. Auf diese Erwartungen und Anschauungen hat der berühmte Historiker Motley, damals Gesandter in Wien, in einem historisch merkwürdigen Briefe an den Staatssekretär Seward ausdrücklich hingewiesen.[1]) Ernstere Gestalt nahmen jedenfalls die Entwürfe auf Mexiko und Kanada an. Sheridan wollte mit 50000 Mann Mexiko besetzen, und die irischen Fenier machten thatsächlich einen Einfall in Kanada.

1867 kauften die Vereinigten Staaten von der russischen Regierung Alaska. Im selben Jahre suchen sie vergebens, Korea zu erschliessen, und geraten in blutige Verwicklungen auf Formosa. Wenig später setzen sie sich auf Samoa fest und planen das gleiche in Absicht auf die Fidji. Auch erklären sie mehrfach, dass sie Hawaii als in ihre Einflussphäre fallend betrachten. Präsident Grant schlägt

[1]) Papers relating to Foreign Affairs. Washington, 1866, S. 7.

die Erwerbung Haytis vor, die bereits während des Bürgerkrieges in Aussicht genommen war; beide Male ohne den nötigen Anklang zu finden. Grant beabsichtigte sodann, ganz Ostasien, von Singapur bis Korea, zu neutralisieren und den Vereinigten Staaten dadurch den überwiegenden Einfluss in Ostasien zu verschaffen. Zugleich laufen wieder Flibustierschiffe der Yankees nach Kuba aus während des zehnjährigen Aufstandes der Kubaner.

1890 beruft Blaine den zweiten panamerikanischen Kongress nach Washington, um beide Kontinente der Neuen Welt zollpolitisch gegen die Alte Welt abzuschliessen. Die Führerrolle des grossen Neuweltbundes würde den Vereinigten Staaten zugefallen sein, allein der Plan scheiterte. Seit 1885 verstärkte sich der amerikanische Einfluss auf Samoa so sehr, dass er mit den Deutschen in Konflikt geriet und 1889 es zum Krieg zu kommen drohte. Beim Abschluss des Friedens von Shimonoseki waren auf beiden Seiten Yankees thätig, für die Chinesen Ex-Minister Forster, für die Japaner Denison. Viele amerikanische Blätter schlugen damals vor, China gemeinschaftlich von Grossbritannien und den Vereinigten Staaten verwalten zu lassen. Allerdings stand und steht der amerikanische Handel in Ostasien gleich nach dem britischen. Der amerikanische betrug nämlich 1896/97 mit China 32, mit Japan 37 Millionen Dollars, mit den Philippinen 5, mit ganz Asien 80 Millionen, mit Ostasien allein, Siam abgerechnet, 75 Millionen Dollars. Der Handel der Union mit Ostasien beläuft sich daher auf 15/16 ihres Gesamthandels mit dem grössten Erdteil, obwohl die Ostasiaten bloss 5/8 der Gesamtbevölkerung bilden. Die Thatsache ist wichtig genug, weil sie zeigt, dass England in seinen südasiatischen Besitzungen wenig von den Yankees zu fürchten hat, daher ohne kommerziellen Schaden mit ihnen in Asien Hand in Hand gehen kann. In der That verstärkte sich die Tendenz zu einem angloamerikanischen Bündnis in den letzten Jahren und zwar insbesondere im Hinblick auf eine gemeinschaftliche Expansion in Ostasien, zu der die Fortschritte der Russen und Deutschen eingestandenermassen gewaltig angereizt haben.

Seit 1895 trat die kubanische Frage wieder in den Vordergrund. Dreiundsechzig Flibustierzüge gingen in zwei Jahren von allen Teilen der Union nach der Insel. 1898 kam die Katastrophe und der Krieg brach aus. Man hat häufig gesagt, zuerst hätte die Regierung in Washington gar nicht an die Philippinen gedacht. Trotzdem bleibt wahrscheinlich, dass Kuba als das minder wichtige Element sich er-

weisen wird: in Wahrheit ward der Krieg um den Nikaraguakanal und die Festsetzung in Ostasien geführt.

Die Russen förderten zwar gleich den Franzosen die Erwerbung von Neuland viel emsiger als die Besiedlung desselben mit ihren Volksgenossen, aber sie bemühten sich wenigstens, nicht allzu sehr hinter der Erwerbung mit deren Verwertung nachzuhinken. Die zweite und endgültige Eroberung Sibiriens begann 1573 und war, mit Ausnahme des Südens, um 1650 beendet. Die Siedelung begann um 1600, erstreckte sich aber anderthalb Jahrhunderte lang nur auf den Westen. Eine wirksamere Besetzung des ungeheuren Gebietes mit Russen, Polen, Juden und Deutschen setzt um 1850 ein, um seit 1890 zu einer Masseneinwanderung zu werden. Gegenwärtig beträgt die weisse, ganz überwiegend slavische Bevölkerung schon 4,4 Millionen, die sich in den Flussthälern hinziehen, die Taiga und Tundra (Urwald und Heideland) den Eingebornen überlassend. Zusammen mit rund 82 Millionen europäischer Russen im ganzen 85—86 Millionen.

Am Kaspisee machen sich schon unter Peter d. Gr. russische Entwürfe bemerkbar. Die Provinzen Gilan und Mazanderan im Süden des Sees wurden besetzt, aber später den Persern zurückgegeben. Gegen 1860 wiederholt sich das russische Vordringen, diesmal mit dauerndem Erfolg, so dass schon 1892 ganz Turkestan bis zum Pamir dem Zaren anheim gefallen ist. Seitdem ruht die Eroberung und steigt die Einwanderung. Jetzt werden 50000 Siedler aus Russland in dem mittelasiatischen Territorium sein.

Die letzte Vermehrung des zarischen Besitzes erfolgte durch die Pachtung der Mandschurei, die März 1898 amtlich verkündet wurde. Sofort wurden Massregeln getroffen, um auf dem Seewege russische Bauern nach der neuen Provinz zu schaffen und westlich vom Ussuri anzulegen.

Der ungeheure, leicht in die Augen springende Vorteil des russischen Kolonialgebietes beruht in seinem örtlichen Zusammenhang und in seiner weitgehenden Verwertbarkeit für europäische Bauern. Nur die Tundra hoch im Norden kann für solche nicht in Betracht kommen, sowie die Sandwüsten der Aralgegend, obwohl selbst diese durch künstliche Bewässerung möglicherweise urbar gemacht werden könnten. Ein weiterer Vorteil liegt darin, dass das Neuland so spärlich von Fremdrassen bewohnt war. Im Süden allerdings, wo gerade das Land viel wertvoller und fruchtbarer ist, da wächst die Dichtigkeit der Bevölkerung sehr merklich, zudem ist es die zähe türkische

und mongolische Rasse, die zumeist den Süden bewohnt. Nach den Eindrücken, die ich selbst in Sibirien gewonnen, sind die Russen nicht imstande, jenes tatarische Element aufzusaugen, zumal dasselbe seit Jahrtausenden dem Boden verwachsen ist, und ich halte den volklichen Kampf mit ihm für wenig aussichtsvoll.

Die Italiener haben eine ausserordentliche Auswanderung, gelegentlich die grösste von allen Völkern, und thun staatlich nicht das geringste dafür, weder für die Überwachung des Auswandererverkehrs, noch für die Schaffung von italienischem Neuland. Nur giebt die Regierung jährlich eine Million Franken (doppelt so viel wie das Deutsche Reich) für Schulen im Auslande. Man findet die Söhne Italiens, zumeist als Maurer und Eisenbahnarbeiter, in ganz Europa, in Anatolien, in Amerika, in Nordafrika, im Transvaal, ja an der sibirischen Bahn. Den meisten Einfluss haben sie in Argentinien erlangt, doch ist derselbe auch in Brasilien, Kalifornien und Nordafrika nicht gering. Der Italiener, die ausserhalb Italiens wohnen, in der benachbarten *terra irredenta*, der nicht (vom Fremdjoch) erlösten Erde, und in Übersee, werden es 5 Millionen sein, mit denen Italiens zusammen 37 Millionen.

Die Chinesen gewannen unter den Mandschu Formosa, die Mandschurei, Tibet und das Tarimbecken, wuchsen also an Macht. Ihre staatliche Expansion hatte um 1760 ihr Ende erreicht. Dagegen fing die Auswanderung erst recht an, um seit 1848 besonders anzuschwellen. Chinesische Kuli gingen nach den Goldminen von Kalifornien und Australien, Peru und Transvaal, nach Westindien und Mittelamerika, nach der Südsee und den Inseln des Indischen Ozeans, nach Sibirien und Malakka. Ganz Hinterindien und die halbe Malaienwelt steht in Gefahr, von den Chinesen aufgesaugt zu werden. Die Zahl der Chinesen, die ausserhalb Chinas und der Mandschurei wohnen, beträgt etwa 2 1/2% von der Gesamtheit.

Die Japaner haben zwar kaum mehr als 70 oder 80000 Leute über See, aber dieselben sind bereits in aller Herren Länder gedrungen, nach Amerika, Australien, der Südsee und Ostsibirien, weniger nach Südasien und Afrika.

Die Inder schicken sich an, nach ihrer ersten Ausdehnung über Hinterindien und die Sundainseln vor 1 1/2—2 Jahrtausenden, nunmehr eine Massenauswanderung nach Ostafrika ins Werk zu setzen. Namentlich zählte Natal vor dem Kriege nicht weniger als 65000 Inder, mehr als die weisse Bevölkerung. Zu Tausenden werden

sie ferner in Britisch-Ostafrika verwandt, wo sie besonders für den Bahnbau unentbehrlich sind. Politische Folgen von Belang werden sich wohl kaum daran knüpfen, zumal die Inder, die sich dauernd im schwarzen Erdteil niederlassen, den niedersten Klassen entstammen.

Gegensätze der Übergangszeit

Im Grunde ist jedes Zeitalter ein Übergang, denn die Entwicklung ruht nie. Indessen wie ein Fluss besonders entscheidende Stellen hat, wo er von einer Hochebene sich hinabstürzt oder wo er Nebenflüsse aufnimmt, so hat auch die Geschichte besonders wichtige Epochen. Das gegenwärtige Zeitalter vereint vollends beides: das Hinausstürmen von gesicherter Fläche in unbekannte Weiten und das Zusammenströmen von Flüssen verschiedenster Farbe und Eigenart. Kein Wunder, dass da die Gegensätze schroff aufeinanderprallen. Wie bei Nietzsche bald prachtvoll, überladen, spät und schwer, bald herb, überjung, schelmisch und derb; Feuer und Mut, und die gelbe Haut welkender Früchte. »Was für Säfte und Kräfte, was für Jahreszeiten und Himmelsstriche sind hier gemischt!« Es ist dementsprechend auch kaum möglich, das wilde Heer widerstreitender Kräfte unter einen Hut zu bringen, ein Gesetz der Gegensätze aufzustellen. Am ehesten könnte man noch Zentrifugal- und Zentripetalkraft, Ausdehnen und Zusammenziehen als das Leitmotiv jener bunttönigen Welt herausspüren.

In der ganzen Wissenschaft offenbart sich eine immer tiefere Kluft zwischen Specialismus und Universalismus. Noch umfasst die philosophische Fakultät theoretisch ausser der Weltweisheit nicht weniger als neun oder zehn Zweige: Philologie, Chemie, Zoologie, Astronomie, Geologie, Botanik, Physik, Geschichte, Erdkunde, Volkswirtschaft; in Wahrheit aber hat sich jeder einzelne Zweig schon längst zur Einzelwissenschaft ausgewachsen, die sich ihrerseits in völlig getrennte Gebiete zerspaltet. Wir haben schon eigene »Kometensucher« und Sternphotographen; Leute, die sich lediglich systematischen Beobachtungen oder Berechnungen der Sternbahnen oder endlich der geologischen und chemischen Beschaffenheit der Sternwelt widmen. Ebenso gehen die einen Zoologen ohne Rest in der Biologie, andere in der vergleichenden Anatomie, wieder andere in der Erforschung

der Tiergeographie auf; es giebt eigene Ameisenforscher (Forel), Ichthyologen (Gill, Jordan) und Entomologen, deren Zahl Legion. Die Geschichte hat sich in politische, Verfassungs- und Rechts-, Kultur- und Litteraturgeschichte zerteilt, in solche des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit, in eine deutsche, englische, amerikanische, chinesische; wir haben Lokalchronisten, die ausschliesslich einem Herzogtum oder einer Stadt ihr Leben widmen, haben Goethe-, Napoleon- und Tizianforscher. Jedermann weiss, wie peinlich die Ärzte in Arten und Abarten auseinandergehen, so dass man, wie der reiche Orientale für jedes Kind und jeden Hund einen besonderen Diener hält, schier nächstens für jedes Glied einen besonderen Arzt haben wird. Die gleiche Zersplitterung und Zerklüftung bei allen Wissenschaften. Der zerkrümelnden Tendenz wirkt jedoch eine sammelnde entgegen. Während die specialisierende Richtung die Genauigkeit der Wissenschaft ins Unendliche verschärft und ihren Reichtum an Thatsachen in wünschenswertester Weise vermehrt, hat die nach freier Übersicht strebende Universalität das Gebiet der Wissenschaft vergrössert und ihre Auffassung vertieft. Seiner Vielseitigkeit hatte Helmholtz wie Bunsen seine schönsten Entdeckungen zu danken; nur durch Beherrschung östlicher wie westlicher, neuer wie alter Sprachen konnte Bopp zur vergleichenden Sprachlehre aufsteigen. Weniger fruchtbar, aber doch wichtig und bedeutsam zeigt sich die Universalität in der Erscheinung des Kompendiums und der Zeitschrift. Wir haben jetzt Handbücher der Gesamtrechtswissenschaft, der Gesamtmedizin, haben chemische Annalen und theologische Jahrbücher, in denen jeder Fortschritt auf dem ganzen, für den Einzelnen unübersehbaren Gebiete von einer gelehrten Gruppe erschöpfend verzeichnet wird. So wird einerseits die Wissenschaft immer mehr ausgebaut, andrerseits ihrem Zerfallen in unabhängige Einzelgebilde entgegengearbeitet. Nicht genug damit, gehen heutzutage die einzelnen Fächer geradezu auf Eroberungen aus. Die Chemie nistet sich im Haus der Ärzte ein, die Geschichte macht Flibustierzüge ins Land der Volkswirtschaft und die Geologie reisst einen Teil der Tierkunde, die Paläontologie, an sich. Überall werden Grenzmauern eingerissen, und neue Grenzverträge geschlossen. Es kommt vor, dass drei oder gar vier Fächer sich um dasselbe Feld streiten, wie Geschichte, Theologie, Philologie und Archäologie um die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche.

Gehen wir zur Kunst über, so finden wir auch hier Ein- und

Allseitigkeit im Streite. Die einen Künstler handeln nach dem Spruche: *repetitio est mater studiorum* und legen sich ausschliesslich auf Pastellmalerei, auf Kirchen, Bauernkneipen, Sonntagmorgenparklandschaft, Heldenauftritte, Seebilder oder Salonscenen. Ich habe einen Maler gekannt, der jede Leinwand mit dem Hof der Florentiner Signoria ausfüllte, und einen andern, der fast nichts als den Markusplatz, von der Giudekka aus, nachbildete. Dagegen scheint sich indes das jüngste Geschlecht aufzubäumen, und eine Expansion künstlerischen Schaffens zu beginnen. So wenig freilich heutzutage jemand dem Aristoteles es gleichthun kann und alle Wissenschaften vereinigen, so wenig kann ein heutiger Künstler wie einst Michelangelo und Alberti alle Künste gleichzeitig ausüben. Immerhin ist Stauffer-Bern zugleich Stecher, Maler und Bildhauer gewesen. Ähnliches kann man Max Klinger nachrühmen. Auch sind die Leute nicht mehr so ganz selten, die schöpferische Musik, Malerei und Schriftstellerei in ihrer Person vereinen. Im allgemeinen muss man allerdings sagen, dass gegenwärtig der Specialismus in der Musik und Poesie wenigstens durchaus überwiegt. Es giebt jetzt kaum einen grossen Symphonienschöpfer, der zugleich geniale Tanzweisen erdacht hätte, keinen Epiker oder Dramatiker, der zugleich auch nur leidliche Liebeslyrik geschrieben. Eher kann man das Spiel der Gegensätze im Stil und Kunstgewerbe verfolgen. In Haus und Schauburg wird immer ängstlicher auf die Reinheit des Stiles gehalten, dass mit der Bauart auch die Möbel und mit den Möbeln die Nippsachen übereinstimmen; man specialisiert in altdeutschen Stuben, maurischen Gebäuden, japanischen Boudoirs, man befördert badische Volkstrachten und thüringische Bauernhäuser. Damit geht aber eine wilde Jagd nach hundert verschiedenen Stilen Seit' an Seite und gelegentlich springt der Universalismus des Stils geradezu in Nihilismus über.

Das Kunstgewerbe führt auf die Industrie. Es giebt Fabriken, wo bloss Schuhe, bloss Nadeln, bloss Zuckermaschinen hergestellt werden, wie es Geschäfte giebt, die bloss Hüte oder bloss Knöpfe verkaufen, eine Beschränkung, die das Wirtschaftsleben früherer Jahrhunderte nicht kannte. Dagegen haben wir die bekannten Grossmagazine, umfassende Grossbetriebe, die ebenfalls in dieser Vollkommenheit früher nicht bekannt waren. Mithin wiederum Ein- und Allseitigkeit im städtischen Wirtschaftsleben. Im ländlichen Kreise bestreiten sich Gross- und Kleingrundbesitz. Die schottischen, italienischen und ostelbischen Barone suchen ihre Güter zu erweitern, während unsere

Ansiedelungskommission die Latifundien zerschlägt. Im finanziellen Leben vermehren sich durch Sparkassen fortwährend die Kleinkapitalisten, während die Trusts tintenfischartig mit ihren Saugwarzen alles in ihren Bann zu ziehen und zu verspeisen trachten. Die kleinen Banken werden von den grossen aufgesogen, die Einzelgold- und Diamantengräber von den Amalgamationsgesellschaften, die kleinen Ölquellenbesitzer von der Standard Oil Company, die kleinen Eisenwerke von Krupp oder Carnegie, die kleinen Eisenbahnen von der Southern Pacific, dem Vanderbilt'schen Bahnensystem oder, wie in Europa und Japan, vom Staat.

Beim Staate wirkt vollends die Mittelpunktflucht und -sucht mit ganzer Kraft. Sie offenbart sich zunächst in Zentralisation und Dezentralisation. Am schärfsten ist der Streit in den Vereinigten Staaten, wo er die Formen des Republikanismus und Demokratismus annimmt. In Deutschland allgemeines bürgerliches Gesetzbuch und Reich gegen den Partikularismus der Einzelstaaten. Auf weiterem Felde entwickelt sich die mittelpunktfeindliche Expansion und Weltbürgertum und gegenwirkend der ausschliessende, mittelpunktsuchende Nationalismus. Die kleinen Staaten wachsen sich zu Grosstaaten aus und Grossmächte zu Weltmächten. Expansion ist der Lebensnerv Englands, Russlands, der Union und letzthin auch Deutschlands. Es bilden sich Weltrassen und Weltnationen, die nach der Herrschaft der ganzen Erde streben. Unmittelbar durch dieses Streben, das, wenn erfolgreich, in einförmiger, nivellierender Kultur enden müsste, zur Gegnerschaft angestachelt, entwickelt sich der Nationalstaat und nationale Kultur, bunte Farben in die Weltkultur einstreuend. Dem Panslavismus gegenüber behaupten Polen und Bulgaren und Serben das Recht gesonderter Bahnen; dem All-Angelsachsentum gegenüber steifen sich die Jankees auf ihre Sonderart.

Wir haben bis jetzt die Gegensätze unserer Zeit besprochen, insofern diese äusserlich, in Erobern oder Sichbeschränken, zu Tage treten. Nunmehr haben wir die Gegensätze zu betrachten, wie sie sich innerlich ausleben. Es handelt sich dabei in der Regel um einen Zwiespalt zwischen Einzelart und Allgemeinheit, Individualismus und Generalismus, oder zwischen schöpferischem Gemüt und nüchternem, gleichmachendem Gesetz, zwischen Herz und Verstand. Ich beginne mit der Religion. Es scheint, dass der Rationalismus verblasse und wiederum eine Epoche regeren, innigeren religiösen Lebens beginne. Man kann die Scheidung noch schärfer ausdrücken. Dem

Atheismus oder Materialismus, sei es der Wissenschaft, sei es der gleichgültigen Massen, gegenüber erhebt sich aufs neue eine Religionsbewegung, sowohl des protestantischen wie des katholischen Lagers. Bei den Protestanten ist dieselbe, soweit die englisch-amerikanische Welt in Betracht kommt, mit Pietismus durchtränkt — Heilsarmee, Revivals, Christian Endeavour —, bei den Katholiken streift sie, besonders in Frankreich, wo De Voguë und Brunetière die Führer des »Neu-Katholizismus«, an die Mystik des Mittelalters. Das Fruchtbare an der protestantischen Bewegung ist die Erkenntnis, dass die historische Kritik dem religionsbedürftigen Menschen Steine statt Brodes reicht, an der katholischen ist es die Anlehnung an die Kunst, das Wiedererwecken der Präraphaeliten und verwandter Erscheinungen. Bei der Kunst selber herrscht ein ähnlicher Zwiespalt, der zwischen Realismus der Gegenwart und Idealismus der Vergangenheit oder Zeitlosigkeit. Die Maler hören auf, Misthaufen und kahle Wände, Proletarier und Kartoffelsuppen auf die Leinwand zu werfen und zaubern auf sie statt dessen grüne Kühe und blaue Bäume, Böcklin'sche Toteninseln und Thoma'sche Centaurn. Die Stecher, wie der wildgeniale Elsässer Rops, machen uns schaudern mit höllischem Spuk. Die Baumeister verlassen den kahlen, übereinfachen Stil der Zeit vor 1870 und gefallen sich in mutwilligen Arabesken, symbolischen Figuren, verschnörkeltem Rokoko. Die Musiker und Dichter wenden sich lieblichen Märchen zu und der für sie unliebenswürdigen, rauhen Wirklichkeit ab. Überall Protest des Individuums gegen die Regel, gegen erkältende Einförmigkeit, ein Protest, dem Paradiesesidyll und dämonische Schrecken gleich willkommen sind.

In der Wissenschaft ist der beregte Widerstreit weniger in die Erscheinung getreten. Der Vulkanismus, der früher den Individualismus in der Geologie darstellte, muss sich jetzt eine generelle, genetische Behandlung gefallen lassen. Selbst die individuellste aller Wissenschaften, die Psychologie, arbeitet nunmehr induktiv, mit allgemein gültigen Experimenten und Schlüssen. Die Medizin suchte den aufregenden Individualismus vollends totzuschlagen, indem sie den nihilistisch gleichmachenden Bazillus erfand; doch ertönen auch Stimmen, die behaupten, gerade weil es Bazillen überall scheffelweise gäbe, käme gar nichts auf sie an, sondern alles auf die individuelle Aufnahme- oder Widerstandsfähigkeit des Einzelmenschen. Im Recht empört sich gegen das kaltrationelle, nivellierende römische Element das Bewusstsein des Volkes, und grösserer Raum für die

populäre Überlieferung wird wie in Deutschland, so in Skandinavien und selbst in Russland gefordert. Also Volksseele, Volksindividualismus gegen das unpersönliche Gesetz. Am erstaunlichsten ist das Phänomen der Individualität in einer Wissenschaft, die vor allen anderen den Ruf unerbittlicher, unpersönlichster Regelmässigkeit geniesst, in der Mathematik. Den kühnsten, eigenartigsten Spekulationen der Philosophie und Poesie ist der überirdische Flug der transcendentalen Mathematik gleichzustellen. Unfehlbar ist natürlich das Auftreten des unberechenbaren persönlichen Elementes in Anthropologie und Geschichte zu erwarten. Man hat in dem geschichtsphilosophischen Streit der Gegenwart ein Problem erkannt, das für uns dieselbe Bedeutung hat, wie die Aufklärung für die Mitte des 18. Jahrhunderts. Da ist jedoch gleich zuzufügen, dass die Aufklärungsversuche in einem Siege der Antirationalisten, der individualistischen Schule, in einem Siege der Stürmer und Dränger endeten, eine Thatsache, die für den Erfolg von Lamprecht kein günstiges Prognostikon stellt. Im Kampf zwischen Lamprecht und seinen zahlreichen Gegnern haben wir wiederum den Zwiespalt zwischen Expansion und Kontraktion. Lamprecht sucht das historische Phänomen auszudehnen, es zu einer allgemeinen, sich auf alle Bevölkerungs- und Kulturelemente erstreckenden Erscheinung zu erweitern und ihm entsprechend allgemeingültige Gesetze zu vindizieren. Seine Gegner wollen das Phänomen auf Einzelheiten beschränken, erblicken im geschichtlichen Verlauf bloss die Folge individueller Wirkungen und wollen von allgemeinen Gesetzen nichts wissen, da jede Persönlichkeit und jede geistige Entwicklung sich selber Gesetz sei. Lamprecht dürstet darnach, durch Annexion von Kunst, Recht, Landwirtschaft, Theologie, Anthropologie und Philosophie neue Gebiete für die Geschichte zu erobern; seine Gegner verlangen, dass man sich auf die Politik beschränke.

Im öffentlichen Leben äussert sich der innere Gegensatz von Ausdehnung und Zusammenziehung in dem erbitterten Kriege zwischen Staat und Einzelbürger. Der Staat will alles zum Wohle des Allgemeinen, *publico bono* einrichten; der Bürger will, dass man seinem Einzelwunsche Rechnung trage. Der Staat will Ordnung, der Bürger Freiheit. Am folgerichtigsten zugespitzt ist die Lehre vom souveränen Staat im Sozialismus, die vom souveränen Individuum im Anarchismus. Der Sozialist will, dass der Staat alles, der Anarchist, dass er nichts sei.

Der Kampf, sagte Heraklit, ist der Vater aller Dinge. Wir

schwanken zwischen Willkür und Zwang, Freiheit und Notwendigkeit. Aus der fruchtbaren Wechselwirkung der Gegensätze gehen indessen neue Bildungen, geht neues Leben hervor.

Die Volksbünde: All-Angelsachsentum, All-Slaventum, All-Deutschtum, All-Romanentum

Das lange Präludium von den Gegensätzen hat bereits die volklichen Gegensätze berührt. Gegen den Partikularismus steht der Einheitsstaat und gegen die gleichmachende Einerleiheit schöpferisches Stammesgefühl. Gegen das Weltbürgertum steht das Volkstum. Nun hat aber gerade das Volkstum es zuwege gebracht, die Gegensätze zu versöhnen. Verflachendem Kosmopolitismus wandte es sich ab, ohne die Hoffnung auf weltweite Ausdehnung aufzugeben. Aber statt wie früher so viel Länder als möglich seiner Macht zu unterwerfen, will es nunmehr, wenn auch unsicher und tastend, nur Verwandtes aufsuchen, und sich angliedern. Es will vom Volkstum sich zum Volksbund erweitern. Es will zwar Weltmacht, allein nur auf volklicher Grundlage.

Zuerst ist mit solchen Gedanken der Panslavismus ins Feld gerückt. Das slavische Volkstum ward sich seiner selbst in den Hussitenkriegen bewusst. Die Schlacht am Weissen Berge und die Teilung Polens schlugen das Westslaventum nieder. Schon war Tschechisch eine halb ausgestorbene Sprache und nicht minder die anderen slavischen Trümmer Österreichs halb germanisiert, da erwachte eine nationalistische Bewegung. Sie entzündete sich an den deutschen Erforschern der Volkskunde, namentlich den Lehren Jakob Grimms. Deutsche schrieben die Grammatiken der kleinen slavischen Mundarten und wurden die Deuter und Verwirklicher westslavischer Träume. Das Feuer loderte nach Russland hinüber. Durch die Bemühungen Katkoffs und Aksakoffs entstand der Panslavismus. Man erklärte es wünschenswert, alle slavischen Völker unter einer Flagge zu vereinen. Das war die bejahende Seite der Forderungen. Und der Einfluss des altersschwachen, unsittlichen Westeuropas sollte zurückgedämmt, abgewehrt, vernichtet werden, um der heiligen Mission des Slaventums Raum zu schaffen. Das war die verneinende Seite.

Die Zaren begünstigten eine Zeit lang das allslavische Ideal

und nahmen ihrerseits, namentlich nach 1848, eine feindliche Stellung zu dem Westen ein. Aber bald erkannten sie, dass die Bewegung einen demagogisch-revolutionären Charakter annahm, und dass, wenn das Volkstum siegreich, die dynastischen Rechte verlieren und in den Hintergrund treten würden. Auch sahen sie, dass Russland, sich selbst überlassen, an eigner Armut und Schaffensunlust zu Grunde gehen oder doch, wenigstens im Wettstreit mit dem trotz 1848 wieder mächtig emporstrebenden Westen dahinten bleiben würde. So wandten sich die Zaren den Allslaven ab, ohne jedoch die Gelüste nach weitgehender Verrussung der Fremdvölker abzulehnen.

Später wuchs das All-Angelsachsentum empor; es stellt jetzt den mächtigsten Volksbund der Erde dar. Seine ersten Anfänge reichen zwar bis etwa 1840 zurück, aber bewusster trat es erst seit 1880 in die Erscheinung. Epochemachend war der 1887 zu London abgehaltene Kolonialkongress. Augenblicklich steht die Sache so, dass ein strafferes Anziehen der Bande zwischen Mutterland und Kolonien sich bemerkbar macht, namentlich durch den Einfluss Chamberlains und den südafrikanischen Krieg, und so der Imperial Federation wirksam vorgearbeitet wird. Das wichtigste Stück des Federationsplanes aber, das Bündnis mit den Angelsachsen der Vereinigten Staaten, ist durchgefallen; es ist an dem Widerspruch der anderen Unionsvolkheiten gescheitert.

Wie das Allslaven-, so hat das All-Angelsachsentum sich nicht darauf beschränkt, das zerstreute eigene Volkstum zu sammeln, sondern es hat auch seine Aufgabe darin erblickt, Fremde anzugreifen und zu überwältigen. Es will das Burentum aufsaugen oder vernichten. Es will in tropischen Ländern über fremde Rassen herrschen. Männern, wie dem Geschichtschreiber Froude, waren noch Kriege in Ägypten und Afghanistan und nicht minder in Südafrika ein Greuel, aber in der Gegenwart bedeutet All-Angelsachsen- wie All-Slaventum zugleich auch den Anspruch auf die Weltherrschaft. *Anglosaxonia sweeps the Universe,* war der Trinkspruch der sich verbrüdernden englischen und amerikanischen (nach Manila beorderten) Offiziere auf Malta.

Dem gegenüber tritt das Alldeutschtum erheblich zaghafter und bescheidener auf. Es trachtet nicht nach der Weltherrschaft, nicht nach der Vernichtung andrer Nationen, auch nicht einmal nach der politischen Vereinigung der vom Reiche getrennten deutschen Länder, sondern lediglich nach der kulturellen Angliederung der auswärtigen Brüder an die Kultur des Reiches. Unter schwarz-

gelber Flagge, unter den Zaren, in der Schweiz, in Amerika, in Südafrika und Australien, leben Volksgenossen, deren heimische Art von der umflutenden Fremdkultur bedrängt wird: sie gilt es zu schirmen, zu retten. Zugleich freilich, um neues Aufgehen unsrer Auswandrer in anderen Nationen zu verhindern, erstreben die Alldeutschen und ähnlich Gesinnte die Erwerbung von Neuland, auf dem eine staatlich geleitete Siedlung deutscher Bauern sich entfalten könne, und wünschen eine starke Vertretung der Reichsinteressen in allen Landen.

Es ist nicht zu leugnen, dass auch dem Alldeutschtum der Angriffsgedanke nicht ganz fern bleiben kann. Soll Deutschland zum Hammer werden, so muss es auch zum Zuschlagen kommen. Sollen die Deutschen sich gegen die Slaven behaupten, so ist kein Ausweg, als die Slaven niederzuhalten. Nicht minder deutlich ist, dass die neue Bewegung volkstümlichen Charakter hat und Neigung dazu verrät, sich über staatliche Schranken hinauszusetzen. Wenn Schiller vor Zorn darüber erglüht, dass ein deutscher Fürst es wagen kann, seine Landeskinder nach Amerika zu verkaufen, wenn die Zweiunddreissiger und Achtundvierziger in dem sehnsüchtigen Trachten nach einem einigen Vaterland die kleinlichen Hemmungen der Fürsten und Bureaukraten durchbrechen, so hat in der Gegenwart ein Reichsratsmitglied ausgerufen: Lieber Hochverräter werden, als Verräter an seinem Volke! Die Sturmflut des Volkstums brauset an gegen die habsburgische Dynastie. Auch im Deutschen Reiche fehlt es nicht an Fragen, die einen Gegensatz zwischen den Herrschern und den Wünschen des Volkstums schaffen können. Ein solcher Gegensatz ergab sich bereits im Burenkriege, der einen heissen Englandhass bei uns entfachte. Nach den Erfahrungen von 1848 liegt es im Interesse der Herrscher, auf die Stimme des Volkes zu hören, andrerseits ist durchaus nicht gesagt, dass das Volk, dass eine verworrene Mehrheit immer richtig fühlt und denkt. Volkstum ist leicht eigensüchtig und blind für die Bedürfnisse des Staates; da müssen eben die geistigen Führer und da müssen die Herrscher einspringen. Während bei den Angelsachsen die Instinkte der Masse von den Führern, den Ministern, gefördert und gestachelt werden, während in Russland das Zarentum, seines nicht-slavischen Ursprungs eingedenk, sich ebensosehr auf Deutsche, Dänen und Belgier und vielleicht demnächst auf Chinesen wie auf die Russen stützt; da könnte Deutschland durch ein gegenseitiges Regulieren der beiden staatsbildenden Faktoren einseitige Verkümmerung

in fruchtbare Wechselwirkung umwandeln und gefährlichen Widerstreit in segensvolle Harmonie auflösen.

Seit etwa einem Jahrfünf hat sich eine allkeltische Bewegung aufgethan[1]). In der Bretagne sitzen gegenwärtig 1,3 Millionen französische Unterthanen, von denen 700 000 bloss bretonisch sprechen, während der Rest es wenigstens versteht und häufig als zweite Muttersprache gebraucht. Dazu kommen noch 70 000 Bretonen in Paris und dem übrigen Frankreich. In Irland ist bei 1/4 Million das Irisch die alleinige Umgangssprache, während es ausserdem von über 1/2 Million verstanden wird. Dazu sind in Amerika 60 000 und in Australien 20 000 Menschen Leser irischer Zeitungen. Geringer ist die Kopfzahl der kymrisch sprechenden Walliser und der gaelisch redenden Hochschotten. Die »fünfte keltische Nation«, die Manxer von der Insel Man, zählt gar bloss 800—3000 Seelen. Die Cornwaller endlich haben zwar seit zwei bis drei Jahrhunderten ihr altes Idiom verloren, fühlen sich aber und sind leiblich nichts anderes als reine Kelten. Der Pankeltismus ist ausschliesslich rassenhaft. Begeisterte Anhänger desselben verheissen ihm eine grosse Zukunft, ja sie wähnen, das 20. Jahrhundert werde die Epoche der »begabtesten aller Rassen«, werde ein keltisches Jahrhundert werden, allein nüchterne Kritiker glauben nicht an dauernde Ergebnisse. »Leichter wird ein norwegischer Schiffer einen Tyroler Bergführer verstehen«, sagt Zimmer, »als ein Hochschotte einen Bretonen.« Während die Panslavisten sich alle auf Deutsch verständigen können, musste die pankeltische Zusammenkunft, die im August 1900 zu Dublin abgehalten wurde, zu zwei fremden Kultursprachen greifen, zu Französisch und Englisch. Nur, um nicht ganz ihren Beruf zu verleugnen, liess die Zusammenkunft ihre Denkschriften auf Altirisch abfassen.

Eine ebenfalls nur symptomatische Bedeutung hat die seit Jahren entstandene litauische Bewegung. Die Litauer sind bereits von Germanen und Slaven so ziemlich verschlungen. Sie werden sich nicht mehr zu neuer Lebensfülle galvanisieren lassen.

Auch die kleineren Volkheiten beginnen der eingerissenen Zerstreuung entgegenzuwirken und sich zusammenzuschliessen. So die Griechen, die Juden, die Armenier, die Serben und serbischen Montenegriner (gross-serbische Frage), die Bulgaren, die Rumänen, von

---

[1]) Zimmer, Preuss. Jahrb. 1900, S. 454 ff. Joniffet Revue des deux mondes 1900, Mai.

denen ja hunderttausende in Russland und Ungarn sind. Dazu offenbaren sich Anfänge grösserer Volksbünde bei den Romanen. Die Franzosen suchen durch die Alliance française die auswärtigen Volksgenossen heimischer Art zu erhalten. Namentlich die Kanadier kommen dabei in Betracht, dieselben, die in der Faschodafrage sich auf Frankreichs Seite stellten und den Burenkrieg verdammten. Ferner die Italiener, deren Zusammenhalt der schwächste ist, obwohl in manchem Jahre über 100000 nach Übersee auswandern und wohl noch mehr nach dem ausseritalienischen Europa. Das einzige, was die Regierung für die Italiener im Auslande thut, ist die Unterstützung ihrer Schulen, wofür sie 1 Million Franken jährlich auswirft gegen 300000 Mark der deutschen Regierung. Auch besteht eine Gesellschaft zur Förderung des volklichen Bewusstseins bei den auswärtigen Italienern, hat aber nicht viel Macht. Dagegen bahnt sich bei den spanischen Völkern ein Streben nach Zusammenschluss an, das folgenreich werden mag. Schon haben die Republiken Chile, Brasilien und Argentinien ein Bündnis miteinander abgeschlossen, um dem übermächtig werdenden Yankeetum entgegenzutreten. Dann hat im Oktober 1900 ein Kongress zu Madrid getagt, der eine Annäherung zwischen Spanien und dem spanischen Amerika bewirken wollte. Bemerkenswert ist an den romanischen Bewegungen, dass sich keine Neigung bei ihnen hervorgethan hat, einen Gesamtzusammenschluss zu empfehlen. Die paniberischen Schriftsteller, die vor einem Jahrzehnt eine Vereinigung Portugals und Spaniens rieten, haben gar keinen Erfolg gehabt, und so ist auch ein Panromanismus niemals ernstlich in Erwägung gezogen worden. Genau so ist ein Allgermanentum völlig aussichtslos. Man kann nicht Rassen, sondern bloss Volkstümer in kulturellen Zusammenhang bringen.

Die Glaubensbünde: Panislamismus, Panbuddhismus, Zionismus

Das Christentum ist nicht die einzige Religion, die weltweite Hoffnungen hegt. Ihr steht ein Allmohammedanertum gegenüber, auch wagt sich, wenn auch noch schüchtern und schwankend, ein All-Buddhistentum und All-Judentum ans Licht.

Nach dem einzigen Statistiker, der die mohammedanische Bevölkerung der Erde gewissenhaft auf ihre Kopfzahl untersucht hat, Hubert

Jansen, aus dessen Einzeldaten freilich gerade hervorgeht, wie ungenau wir noch über den Gegenstand unterrichtet sind, ist die Gesamtziffer der Mohammedaner auf 251 Millionen zu schätzen. Nun ist der Islam vom Atlantischen bis zum Stillen Meer zerstreut, er verbreitet sich vom Kap der Guten Hoffnung bis nach Bosnien, von Australien bis nach Sachalin [1]). Der neuzeitliche Verkehr hat die Möglichkeit geschaffen, die zerstreuten Stücke zusammenzufügen. Der Aufgabe haben sich nicht die Vertreter der amtlichen Geistlichkeit, sondern geistliche Orden und Bruderschaften angenommen, deren Satzungen oft den Lehren des Islams recht fühlbar widerstreben. Es handelt sich also um eine ganz neue Erscheinung, die jedoch durch den Gedanken vom Khalifat, von der Nachfolge Mohammeds, dem Rahmen der Überlieferung eingefügt wird. Wie stark der Gedanke sich in der Gegenwart regt, hat das Aufkommen des Mahdi gezeigt. Khalif kann eigentlich nur ein Nachkomme des Propheten selber sein, eine Eigenschaft, deren von mohammedanischen Herrschern nur der Sherif von Marokko (ob mit Recht, bleibt dahingestellt) sich berühmt. Im Notfalle kann aber auch ein Mann aus anderer Sippe, ja ein Nicht-Araber als Khalif Geltung erlangen. So ward seit Selim I. der Padischah am Goldenen Horn der Schutzherr aller Gläubigen. Er hat sich auch der panislamischen Propaganda bemächtigt. Seit der Mitte des Jahrhunderts wirken die Derwische und andere Bruderschaften, namentlich aber die Senussi, deren Hauptsitz lange eine Oase in Tripolis war und 1899 nach den Tschadländern verlegt wurde, eine Körperschaft, die in Strenge, Geheimnis und Macht an die Jesuiten erinnert. Sie wirken für das Allmohammedanertum. Neben Scheik Senussi suchte der Emir von Mekka die Fäden der weltweiten Bewegung in seiner Hand zu vereinen, wozu die aus aller Herren Ländern zusammenströmenden Wallfahrer unvergleichliche Handhaben boten. Zuletzt aber hat Abdul Hamid die Zügel an sich gerissen. Er ist nicht nur der Überlieferung der letzten vier Jahrhunderte, nicht nur einer oft verblassten Fiktion, sondern der That nach der Mittelpunkt der moslimischen Welt. Zur Tschadexpedition suchten die Deutschen um einen Empfehlungsbrief des Sultans an die Fulbefürsten nach. Der Vorsteher der moslimischen Gemeinde von Bulawayo sandte (kurz vor dem Kriege) seine Söhne nach dem

[1]) Mit 1200 tatarischen Sträflingen, die bei Jansen fehlen. Martin Hartmann (›Lotse‹ 1900 I. 355) schätzt alle Muselmänner auf 260 Millionen.

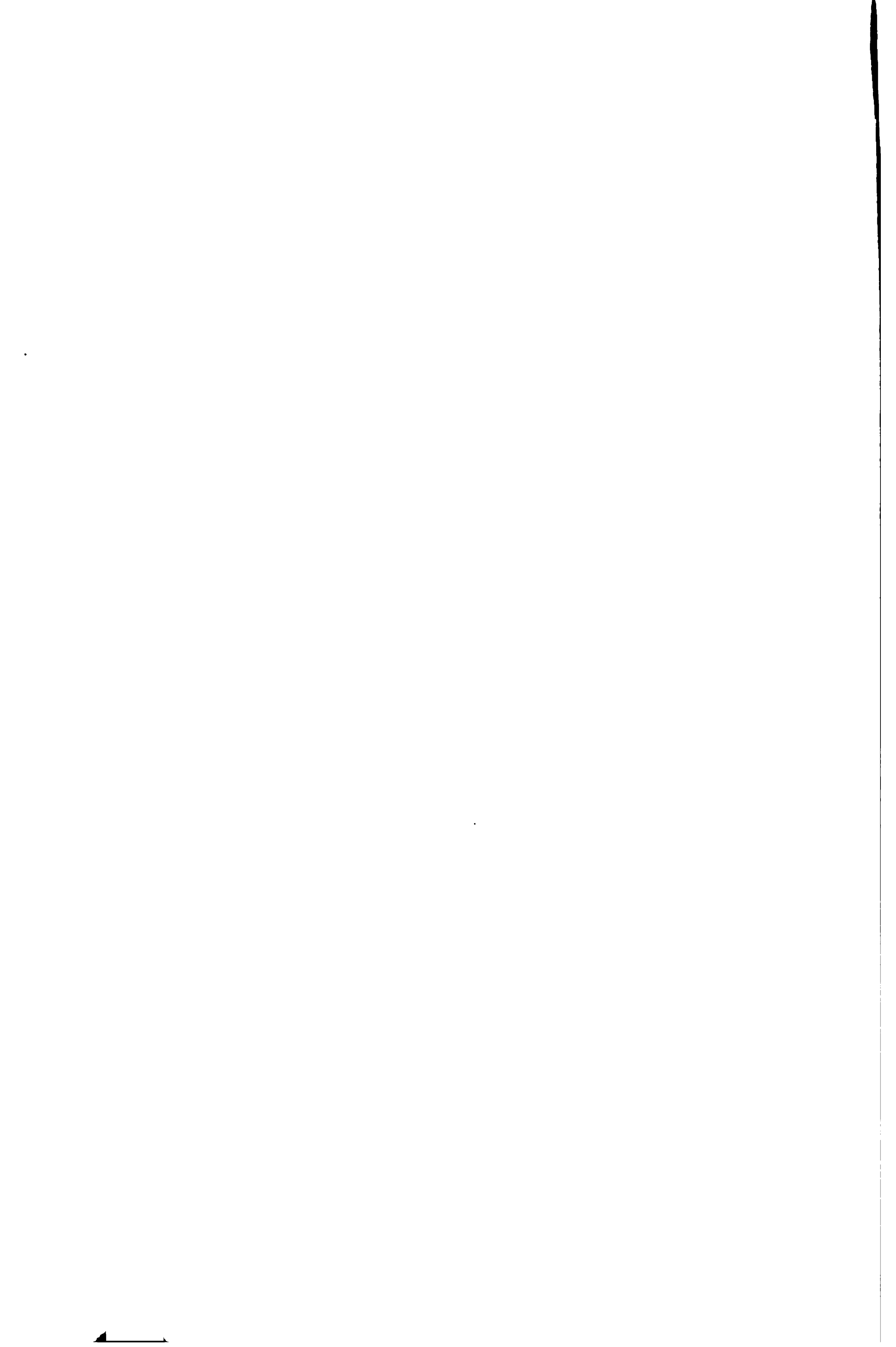
Goldenen Horn, und der Sultan liess sie in der türkischen Schule von Galata auf seine Kosten erziehen. Afghanen und Javanen bringen dem Padischah ihre Huldigungen dar und leisten mit seiner Unterstützung die Mekkafahrt. Nur der Schah, das Haupt der Schiien, der übrigens politisch ein guter Freund des Sultans ist, und der Scherif von Marokko widerstreben noch. Dagegen muss stets ein Bruder des Emirs von Mekka in goldenem Müssigang, aber doch als Bürgschaft für das richtige Benehmen des Emirs, kurz als Geisel, in Galata, nahe dem Dolman Bagdsche, leben.

Auf die Panislamisten werden die letzten Aufstände in Russisch-Turkestan (1898), an der indischen Nordwestgrenze, in Atschin auf Sumatra und in Mittelafrika zurückgeführt. Ein Bündnis mit dem Mahdi haben allerdings die Senussi abgelehnt: sie warteten besserer Dinge. Denn der Panislamismus ist noch jung, und seine bedeutendste Wirksamkeit ist der Zukunft vorbehalten.

Für ein Allbuddhistentum arbeitet teils Japan, das sich als Hort, als Vormacht des Buddhismus fühlt, teils ceylonesische Missionäre. Dadurch ist aber sofort ein Riss in die Bewegung gekommen, dass der Dalailama, der Papst des mittelasiatischen (nicht des ganzen) Buddhismus, in dieselbe nicht miteingetreten ist. Dazu ist Tibet zu schwach, zu weltentfremdet, zu wenig politisch bedeutend. In Japan hat dagegen die Lehre Gautamas eine staatliche Macht hinter sich. Eine Zeit lang galt das Schinto, »der Weg der Götter« als Staatsreligion und kann auch noch jetzt als die Religion des Mikado in Anspruch genommen werden, jedoch die Minister des Mikado scheinen eingesehen zu haben, dass sie ausser Landes mit dem Schinto keine Erfolge erringen können, und befördern deshalb die buddhistische Propaganda. In Korea, in der Mandschurei, in Formosa folgten dem siegreichen Heere, wie einst die Priester den Konquistadoren, eifrige Bonzen, die überall ihren Kult zu Glanz und Ehren zu bringen trachteten. Namentlich in Korea, wo seit Jahrhunderten Anhänger des Nirvana unterdrückt waren oder sich wenigstens nicht in den Städten zeigen durften, bewirkte die japanische Invasion eine auffällige Wiederherstellung des Buddhismus. Schwerlich kann jedoch die panbuddhistische Richtung zu sonderlicher Macht gelangen, weil sie nirgends auf geschlossene Massen rechnen kann, überall von anderen Religionen durchkreuzt wird.

Der Zionismus zeigt insofern seine Lebenskraft, als die Zahl seiner Anhänger und seiner Ortsgruppen beständig wächst. Ob es

freilich je gelingen wird, dem Alljudentum eine staatliche Unterlage und einen territorialen Boden zu schaffen, mag füglich bezweifelt werden. Der Sultan wird dafür kaum zu haben sein. Immerhin ist eine Bewegung, die das Judentum der ganzen Erde zu gemeinsamen Gesichtspunkten und zu gemeinsamem Handeln aufstacheln will, auch als bloss kulturelle Erscheinung merkwürdig genug. Allein auch ein rein kultureller, auch ein religiöser Gedanke kann nur Erfolg haben, wenn er von realer, von staatlicher Macht getragen wird.



SECHSTER ABSCHNITT

ERGEBNISSE UND AUSFÜHRUNGEN

Lehren der Geschichte

In der natürlichen Welt giebt es Ereignisse, deren Eintritt mit unfehlbarer Sicherheit berechnet werden kann. So die Wiederkehr von Kometen, die Änderung der Schiefe der Ekliptik, der Wechsel von Tag und Nacht, mithin astronomische Begebenheiten, die mit mathematischer Genauigkeit vorauszusagen sind und auf die unsere Erde keinen Einfluss hat. Von rein irdischen Naturerscheinungen können gleichfalls einige mit ziemlicher Zuversicht im voraus bestimmt werden. So das Wachsen von Tropfsteinen, von Deltaanschwemmungen, ferner Erosion, Krystallisation, äolische Aufschüttungen; doch kann die Auffüllung eines Meerbusens durch ein Sichsenken der Küste und Alluvialbildung durch Versiegen des Stromes gehemmt werden. Ein beträchtlicher Grad schon von Unbestimmtheit haftet klimatischen Vorgängen an. Wir können uns nur im allgemeinen auf den Wechsel von Sommer und Winter gefasst machen, aber, wann der erste Schnee oder das erste Gewitter komme, vermag niemand zu sagen. Neben den beschränkten Unregelmässigkeiten aber, die jeder Tag und jedes Jahr bringt, giebt es noch Einzelereignisse, die vollends jeder denkbaren Regel widerstreben: Meteore, Vulkanausbrüche, Erdbeben. Die Natur ist also weit entfernt, ewig unwandelbar zu sein. Sie birgt im Gegenteil eine Fülle von Willkür.

Die Menge des Unberechenbaren, das die anorganische Welt bringt, steigert sich in der organischen Welt. Wie ein Baum oder ein Tier sich entwickelt, Gedeihen und Verderben, es hängt von

tausend Zufälligkeiten ab. Und zwar nicht nur von Zufälligkeiten, die in der Eigenart der organischen Geschöpfe selbst liegen, sondern auch von den schwankenden Einflüssen der anorganischen Natur. Springfluten und Taifune, Bergrutsche und Erdbeben, sie sind mächtiger als die stärkste organische Eigenart.

Zu all den geschilderten Unregelmässigkeiten und Unberechenbarkeiten kommt nun noch in der sittlichen Welt die Freiheit des menschlichen Willens. Die ewigen, ehernen grossen Gesetze, nach denen laut Goethe wir alle unseres Daseins Kreise vollenden, sie werden durch jene Freiheit stark umgewandelt oder gar völlig durchbrochen. Jugend und Alter ist nicht unbedingt Wärme und Kälte; ein Mann von fünfzig kann frischer als einer von dreissig, ein Volk von tausend Jahren jünger als eines von vierhundert sein. Ein Wirbelsturm unterliegt immerhin gewissen physikalischen Gesetzen, aber, wie ein Volkssturm ausläuft, das kann niemand berechnen. Und noch weniger als der Ausbruch eines Vesuvs kann der ägyptische Feldzug eines Napoleon vorausgesagt werden.

Zustände und Thaten der sittlichen Welt sind um so verwickelter, weil nicht nur einzelne Elemente in ihr, sondern schlechthin alle unbestimmt und unerkennbar sind. Es giebt nicht nur ein Einzel-Ich, sondern auch ein Stammes-Ich[1]) und ein Volks-Ich. Das grössere Element ist aber genau so willkürlichen Einflüssen, unbegreiflichen Entschliessungen, jähen Umwandlungen zugänglich wie das kleinere. Das Dämonische, wie Goethe es genannt hat, offenbart sich bei Menschen und ganzen Völkern. Dazu noch die bewusste Äusserung des freien Willens, die freilich nur von Einzelnen, nicht von umfassenden Gesamtheiten ausgehen kann. Und da wieder Streit des Einzel-Ichs gegen ein Standes-, ein Klassen-, ein Innungs-Ich, und der nicht vorauszusehende Entschluss der einen Klasse, der einen Partei gegen den der anderen. Es ist daher kein falscher Wort je gesagt worden als das in England und Amerika so beliebte: *history repeats itself;* nein, ganz im Gegenteil! Geschichte wiederholt sich nie und nirgends, sie ist immer neu und wandelbar und überraschend.

Auf der ewigen Wandelbarkeit alles geistigen Geschehens beruht der Gegensatz von Historie und Politik. Was früher einmal sich ereignet hat, ist mit nichten irgendwie massgebend für das, was

[1]) Ethnologen reden von individualistischen und sozialpsychischen Ursprüngen der Sitte.

jetzt gethan werden soll. Die Zustände und Männer von damals und heute mögen sich ähneln, aber ganz gleich sind sie nicht. Die Ungleichheit ist aber meist wichtig genug, um ganz verschiedenes Handeln zu rechtfertigen. Wenn daher je Historiker ihre Erfahrungen, ihre Lehren augenblicklicher Entwicklung als Spiegelbild zeigen, so sind die Politiker im Rechte, wenn sie solches Vor- und Spiegelbild ablehnen[1]). Der Augenblick gehorcht seinen eigenen Gesetzen.

Geschichte ist vor allem eine Kunst. Sie soll ästhetisch wirken. Nach Goethe ist das beste an ihr die Begeisterung, die sie erregt. Alle Schönheit reizt laut Plato zum Zeugen. Nicht minder reizt der Anblick starker Charaktere zu gesteigertem Thatendrang. Geschichte zeugt neues Geschehen. Allein die Historie ist auch eine Wissenschaft. Sie soll unser Bedürfnis nach Erkenntnis befriedigen. Die Welt und ihre Entwicklung erkennen zu wollen, heisst die Elemente der Welt aufzudecken und die Gründe aufzuspüren, die für ihre Entwicklung massgebend sind. Also doch wieder Gesetze. In der That ist schon jede Einteilung eines wissenschaftlichen Stoffes, ist jedes System das bewusste oder unbewusste Aufstellen von Gesetzen.

Es mag jemandem freistehen, daheim zu bleiben oder nach den Tropen zu reisen, aber, einmal dort, muss er mit der Malaria rechnen. Es steht ihm frei, Kinder zu zeugen oder nicht, sobald sie aber da, kann er sich ihren Einflüssen nicht mehr entziehen. Die Mandschu brauchten nicht China zu erobern, aber, einmal im Lande, konnten sie der Chinesierung nicht mehr entrinnen. Wie ich einen Stein behalten oder fallen lassen kann, derselbe aber, einmal losgelassen, den Fallgesetzen unterliegt, so kann ähnlich eine Handlung unterbleiben oder gethan werden, aber auf die Folgen habe ich, ohne neue Bethätigung meinerseits, keinen Einfluss. Geschichtliche Gesetze beziehen sich nicht auf das Thun, sondern lediglich auf das Gethane. Das Thun ist frei und unberechenbar, die vollendete Thatsache gehorcht in ihrer weiteren Entwicklung gewissen Gesetzen und ihre Wirkung kann abgeschätzt werden. Freilich nur gewisse, beschränkte, nicht absolute Gesetze, und abgeschätzt, nicht mathematisch berechnet. Wenn ein Staat sich über die nationalen Grenzen ausdehnt, muss er zentralistischer werden, *falls* die Eroberer nicht so fahrig und haltlos sind wie die Polen; wenn ein Sieger gegen zehn Besiegte steht, ist zehn gegen

[1]) Und doch neigen gerade Politiker und Diplomaten zu geschichtlichen Vergleichen, die denn auch nicht selten so grundfalsch sind, wie Bülows Parallele des Polen- und Bulgarentaumels mit der Begeisterung für die Buren.

eins zu wetten, dass der Sieger entvolklicht wird, falls er nicht wie die Hindu eine strenge Kastenordnung errichtet; Demokratie führt zu Korruption, falls sie nicht wie in der Schweiz durch die Eifersucht der Stände und der Kantone im Schach gehalten wird. Es heisst ferner: *qui trop embrasse, mal étreint.* Aber ein Riese kann sehr viel packen und doch gewaltig drücken. Ein schwaches Feuer erlischt, wenn man grosse Scheiter darauf wirft, ein starkes flammt nur um so heller auf. Isolierung ist einem schwachen Talente und schwachen Volke nützlich, während ein starkes Land wie das China der Tang durch die Aufnahme vieler Fremdstoffe noch srärker wird. Etwas Ausdehnung fördert ein Volkstum, zu viel Ausdehnung zermürbt es. Es giebt geschichtliche Gesetze, allein sie verhalten sich wie Gleichungen mit mehreren Unbekannten. Falls x gleich zehn ist, muss y gleich zwanzig sein.

Da man im praktischen Leben so gut wie nie Gewissheit hat, sondern es sich stets nur um ungefähre Schätzung handelt, so können auch die geschichtlichen Gesetze trotz der zahllosen x und y, mit denen operiert werden muss, zuletzt zu einer befriedigenden Lösung der Gleichung führen, können auch praktisch von Nutzen sein.

Es ist jedoch noch etwas zu erwägen. Zugestanden, dass eine bestimmte That bestimmte Wirkungen nach sich ziehen wird, zugestanden, dass eine geschichtliche Lehre vorliegt, so kommt doch noch immer alles darauf an, was der Handelnde denn mit seiner That beabsichtige. Es können daher aus derselben Lehre, die der eine für günstig, der andere für ungünstig hält, entgegengesetzte Thaten fliessen. Oder es kann die eine Lehre durch eine andere bestritten werden, und es entsteht die Frage, welche ist massgebend? Beispiele werden indes am besten erläutern, inwieweit Lehren der Geschichte politisch wirksam. Ist der Imperialismus für die Vereinigten Staaten ein Segen oder ein Fluch? Der Freund der Expansion wird sagen, sie hat von der öden Dollarjagd uns abgezogen und Höherem zugewandt. Die Geschichte zeigt, dass Krieg stählt, anregt und die edelsten Tugenden zur Entfaltung bringt. Hierauf der Gegner: Mit dem Imperialismus zieht auch Militarismus in die Union ein, und die Erfahrung lehrt, dass Militarismus der Freiheit schädlich ist. Der Freund: Ganz richtig, aber das war eben der Vorteil des Krieges. Der straffe, starke Bundesstaat besiegt den losen, zentrifugalen Staatenbund. Der Gegensatz von Nord und Süd wird durch den Gegensatz wider das feindliche Ausland endgültig ausgelöst. Der Feind des

Imperialismus: Das wahre Amerikanertum wird zu Grunde gehen. Der Freund: Aber vielleicht etwas Höheres dafür erstehen. Ein anderes Beispiel. Ist es gut, die Juden des Landes zu verweisen? Nein! denn Russland ist doch nicht von ihnen frei geworden. Ja! denn nach Spanien sind sie nie zurückgekehrt. »Aber Spanien wurde durch die Verjagung aller Juden wirtschaftlich zerrüttet.« »Die Zerrüttung ist ganz anderen Ursachen zuzuschreiben.« Ein letztes Beispiel bietet die Aufteilung Chinas. Ein Russe: Die Geschicke des fernen Ostens zeigen, dass noch immer Beherrscher der Mandschurei nach dem Hoangho und Yangtse vorrückten. Die Lage zwingt sie dazu. Ein Gegner: Die Erfahrung der Jahrtausende zeigt jedoch, dass derartige Eroberer noch immer von den Eroberten aufgesogen wurden. Der Russe: Das waren lauter Eroberer, die im Banne der chinesischen Kultur standen, mithin erstlich den Chinesen schon ähnlich waren, so dass das Aufsaugen leichter, zweitens ihnen kulturell unterlegen waren. Der Gegner: Kraft jener Ähnlichkeit wussten jene älteren Völker die Chinesen auch geeigneter zu behandeln. Die Russen können bloss auf China wirken, wenn sie China ähnlich werden. Dann aber werden sie absorbiert. Der Freund der Aufteilung: Die früheren Eroberer hatten eine verschwindende Volksmenge, wir haben hundert Millionen Seelen. Der Gegner: Die Geschichte lehrt, — siehe Pennsylvanien und Kap — dass es bei volklichen Kämpfen nicht auf die Gesamtzahl eines Volkes ankommt, sondern lediglich darauf, wie grosse Mengen von dem Volke in der strittigen Gegend wohnen. In Ostsibirien sind aber nur 1½ Millionen Russen. Fürst Uchtomsky: Die mögen aufgesogen werden. Der Vorzug des Zarenreiches liegt darin, dass es keinen Unterschied zwischen den Volkheiten gemacht hat. Zudem, wer weiss? vielleicht kann der Zar seine chinesischen Unterthanen gegen die Panslavisten brauchen.

Man darf nie fragen: Ist die politische Massregel gut oder schlecht? sondern nur: Was soll mit ihr erreicht werden? Das eine nur kann die geschichtliche Erfahrung andeuten, ob eine erhoffte Wirkung eintreten werde oder nicht. Jene Erfahrung hat keinen besonderen Masstab für gut und böse, denn das hängt von der Weltanschauung jedes einzelnen ab. Daher dient in letzter Linie die Geschichte den Parteien. Eine objektive Geschichte giebt es nur (soweit Menschen überhaupt objektiv sein können), wo es gilt, Thatsachen an das Licht zu stellen, seien das nun Schlachten oder diplomatische Verhandlungen oder Gesandtenmorde oder Kornpreise oder

die Entwicklung der Technik, des Theaters, der Malerei. Sobald es jedoch gilt, Thatsachen zu verknüpfen, ein Gesetz in ihnen zu erspähen, wird die Historie subjektiv. Das setzt sie nicht als Wissenschaft herab. Welchen Raum selbst in der Erkenntnis biologischer und überhaupt naturwissenschaftlicher Gesetze (soweit sie nicht mechanischer Natur sind) das subjektive Element einnimmt, dafür bringt jedes Jahr neue Zeugnisse.

Ein Volk handelt einmütig nur dann, wenn es aufgeregt ist, wenn es starken Gemütsimpulsen folgt. Sobald beim Handeln der Verstand überwiegt, spaltet sich das Volk in Parteien. Es kann sich in der Regel überhaupt nur durch Parteien bethätigen. Aber auch die Parteien sind Gemütserregungen höchst zugänglich. Wenn der Einzelne sorgsam Lehren der Geschichte gegeneinander abwägt, ungewiss, welche überwiege, so greift die Partei ohne Besinnen die Lehre heraus, die ihre Zwecke am besten fördert, die am heftigsten zu Thaten — Thaten in ihrem Sinne — anstachelt. So kommen wir auf den Spruch Goethes zurück: Das beste an der Geschichte ist das Leben, das sie spendet, ist »die Begeisterung, die sie erregt«.

Rasse und Kultur

»Wie irgend jemand über einen gewissen Fall denke, wird man erst recht einsehen, wenn man weiss, wie er überhaupt gesinnt ist.« Hielt Goethe[1]) dies Wissen selbst bei so scharf umrissenen Dingen wie naturwissenschaftlichen Gesetzen nötig, so ist es doppelt notwendig bei der Darstellung geistigen Werdens. Wem es zudem empfehlenswert erscheint, bei dem Erforschen verwickelter Zustände und Entwicklungen der geistigen Welt runde, greifbare Ausdrücke zu wählen, um nicht zu spinnewebig, zu abstrakt zu werden, der verfällt sicher der Gefahr, die Striche, um sie nur ja sichtbar und leicht überschaubar zu machen, zu grob zu zeichnen. Daraus ergiebt sich, dass, um ein genaues Bild zu erzielen, wieder und wieder dieselben Gedanken, wenn auch in anderer Form, berührt werden müssen. Es ist möglich, dass solches nur zu Wiederholungen führe, wahrscheinlicher aber, dass neue Seiten des Gedankens hervorspringen; in jedem Falle aber steht

[1]) Betrachtungen über Farbenlehre, Cotta'sche Ausg. XXIX, 8.

zu hoffen, dass anscheinende Widersprüche der früheren Darstellung ausgeglichen werden oder von selbst verschwinden.

Woraus besteht alles Leben? Aus natürlicher Anlage und zufälliger Umgebung. Worauf beruht mithin das Leben? Auf starrem Gesetz und allveränderlicher Laune. Eine Dattelpalme wird immer Datteln hervorbringen, allein die Palme gedeiht in trockener, reiner Luft und verdirbt in feuchter. Aus bestimmtem Laich können bloss bestimmte Fische sich entwickeln, allein man lasse sie, wie es in den Felsengebirgen vorkommt, in einen unterirdischen See geschwemmt werden, so verlieren sie oder ihre Nachkommen das Augenlicht. Die Biene wird faul in Australien und sammelt keinen Honig, weil sie Sommer und Winter Blüten zur Verfügung hat. Woraus setzt sich die Eigenart eines Menschen zusammen? Aus Naturanlage und Ausbildung. Die Naturanlage nennen wir die Rasse; die Ausbildung, die von mannigfachen Einflüssen der Erziehung, des Verkehrs, der äusseren Schicksale abhängig ist, nennen wir die Kultur. Worauf beruht weiter das Handeln des Menschen und sein Charakter? Auf gegebenen Verhältnissen und bewusster Entscheidung, auf Notwendigkeit und Freiheit.

Wir haben nun zu erforschen, in welchem Verhältnisse jene beiden Urkräfte des Menschen und der Nationen zu einander stehen. Was überwiegt, Rasse oder Kultur? Für den einzelnen beantwortet Goethe die Frage so, dass er der Naturanlage, der Rasse, die grössere Macht einräumt. Von der Wiege bis zur Bahre verdaue niemand den alten Sauerteig, d. i. die ihm angeborene Natur. Wie ja auch der Römer sagt: *Naturam expelles furca, tamen usque recurret.* Von sich selbst aber hat Goethe in bezaubernd schönen Versen das Geständnis abgelegt, dass er lediglich ein Produkt vererbter Eigenschaften:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zu fabulieren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder,
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Was den Altmeister zu dem bündigen Schlusse veranlasst:

Und endlich wird ihm offenbar,
Er sei nur, was ein andrer war.

Man wird zwar Goethe nicht allzu wörtlich zu nehmen haben, denn ein Dichter liebt es, in wechselnden Stimmungen sich zu wiegen und diese launischen, bald berechtigten, bald vielleicht haltlosen Stimmungen in künstlerisch geprägtem Wortgebilde festzuhalten. Man wird daher die leicht ironische Ablehnung jedes und jeglichen originalen Zuges nicht allzu tragisch nehmen. Immerhin aber ist nicht zu leugnen, dass Goethe auch sonst der Rasse und der Vererbung kräftig das Wort geredet hat. Die gegenteilige Ansicht verfechten diejenigen, welche die äussere Umgebung, die zielbewussten Einwirkungen der Erzieher, die übermächtige Wucht des Zeitgeistes, der alles überflutenden und alles durchdringenden jeweiligen Kultur für das schlechterdings Ausschlaggebende halten. Die Ansicht findet sich bei Pädagogen und Ministern, bei nüchternen Naturalisten wie Spencer und begeisterten Missionaren des Evangeliums, bei Arbeitern und Arbeitgebern. Sie liegt allen Weltregionen zu Grunde, denen, wenn auch nicht in ihrer Konzeption, so doch in ihrem historischen Ausbau die einzelne Individualität, sowie die Nationalität nichts gilt und die religiös-kulturelle Idee, die Lehre, alles. Eine der geschicktesten modernen Verteidigungen dieser Ansicht ist eine Rede von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff.[1]) Der Verfasser führt darin aus, dass die Betonung der Rasse in der Regel nur ein Hemmnis für den Fortschritt bilde. Isaurier, Illyrier, Bulgaren hätten erst etwas Bedeutendes geleistet, nachdem sie sich der griechischen oder römischen Kultur rückhaltlos angeschlossen und unter Verlust ihrer Eigenart in derselben aufgegangen wären. »Nur als faule Knechte kennt das Altertum die Kappadokier, bis Basilius und Gregorius nicht nur als Väter der Kirche, sondern als die vornehmsten Meister des Wortes und die menschlich anziehendsten Griechen auftreten. In dem rauhen Kapgebirge der westlichen Balkanhalbinsel sitzen, so lange die Menschen denken, die Illyrer, ein selbständiger arischer Stamm, in niemals ganz gebändigter Freiheit und Wildheit. Sobald die physische Kraft sich überlegener Kultur unterwirft, kommt sie in dieser zur Geltung. Illyrien hat dem römischen Reich manchen Kaiser geschenkt, der das römische Wesen mit energischer Faust verteidigt hat.«

---

[1]) Göttinger Programm 1898.

»Die Geschichte kennt kein Existenzrecht eines kulturlosen Volkes oder seiner Sprache. Gerät ein Volk in Abhängigkeit von einer fremden Kultur, so ist es ziemlich gleichgültig, ob es in seinen tieferen Schichten mit einer anderen Zunge redet: auch sie gehören in Wahrheit dem Volkstum an, dessen Kultur sie beherrscht, und sie müssen einmal zu der herrschenden Sprache übergehen, so gut wie die vielen Dialekte, deren Untergang jede Kultursprache zur Voraussetzung hat.«

»Staat, Volk, Religionsgemeinschaft sind Kreise, die sich vielfach schneiden müssen zum Heile der Menschheit und ihrer Kultur, die rettungslos zersplittert würde, wenn jene Kreise je zusammenfielen.«

Hier stehen sich mithin zwei Weltanschauungen gegenüber. Je nachdem die eine oder die entgegengesetzte Anschauung den Sieg erringt, wird sich das Geschick des Einzelnen und der Nationen völlig verschieden gestalten. Die Wahl zwischen beiden Anschauungen ist eine Lebensfrage von einschneidender Bedeutung.

Wir haben seit Kant gelernt, in Antinomien zu denken, durch einander gegenseitig verneinende und ausschliessende Antithesen zu einer die Gegensätze versöhnenden Lösung des Problems aufzusteigen. Die Kant'sche Denkweise ist die einzige, die der Wirklichkeit menschlicher Entwicklung entspricht. Jedes Lebensproblem ist im Grunde ewig und unlösbar. Die Gegensätze, welche dic Lösung dauernd zu vereinen trachtet, gleichen einer Parabel, deren beide Schenkel einander beständig sich annähern, ohne doch in aller Ewigkeit sich ganz parallel zu werden. Goethe betont ebenfalls in seinen Maximen, dass die richtige Lösung eines Problems eigentlich logisch undenkbar sei, denn sie sei überhaupt bloss möglich durch »die Bewegung, in der Ruhe gedacht«. Das ebbende und flutende Leben, das rastlos auf- und abschwingende Weberschiffchen der Zeit lässt eben keine Ruhe zu; immerdar verrückt sich die Wechselbeziehung der Dinge, ändert sich Vorbedingung und Wirkung, schwankt eigenes Können und fremder Einfluss; die Leidenschaft wird bewegende Kraft und überspannte Tugend wird zum Fehler. Es darf uns daher nicht berühren, wenn im Fluss aller Dinge auch für das Problem der Wechselwirkung zwischen Rasse und Kultur keine allgemeingültige Formel gefunden werden kann. Allein ebensowenig dürfen wir uns mit der vielverbreiteten, bequemen Auffassung zufrieden geben, dass eben einmal dies, einmal jenes Element überwiege. Bis an die Grenze des Erforschlichen gehen und dann das Unerforschliche ruhig verehren, sei auch unser Wahlspruch.

Da ist denn zunächst zu erinnern, dass die beiden Elemente überhaupt nirgends rein auszuschälen sind. Wir setzen Rasse als den Stoff und Kultur als den formgebenden Geist. Es ist bekannt, dass Rasse veredelt werden kann. Aber wodurch? Durch geistige Einwirkung und Bethätigung. Ein edles Rennpferd oder eine schöne Centifolie ist keine reine Natur mehr, sondern bereits ein Kulturprodukt. Eine Menschenrasse vollends ist nicht ein auf einem Vererbungswege entstandenes Naturgebilde, sondern ist bereits ein Kunstprodukt, das von geistiger, von kultureller Einwirkung Zeugnis ablegt. Sie ist ferner nicht ein schlackenfreies, reines Metall, sondern ist aus verschiedensten Erzen mühsam und künstlich zusammengeschweisst und durch Geistes-Feuer umgeschmolzen, verdorben oder veredelt. Wenn Goethe sich als ein Vererbungs-Konglomerat aus der Summe der Eigenschaften seiner Ahnen ohne Rest rein herausdividiert, so sind das nicht nur körperliche, sondern auch durch Geisteskultur angezüchtete Eigenschaften. Nicht minder tritt der formgebende Geist dadurch in Wirksamkeit, dass er mehrere gespaltene Rassen zu einer neuen zusammenschweisst wie in Amerika, wie in Sibirien. Diese Wirksamkeit ist absolut schöpferisch und läuft der Thätigkeit der Natur parallel. Es wird durch kulturellen Verschmelzungsprozess eine Fülle äusserer und innerer Kennzeichen zusammengebracht, wie durch einen Feldherrn etwa verschiedene Armeekorps zu gemeinsamer Aktion, und werden durch fruchtbare Wechselwirkung widerstrebender Elemente neue Merkmale gezeugt. Hierdurch wird aber die Kultur der Natur überlegen, denn während die Natur lediglich wieder Natur hervorbringt, erzeugt die Kultur nicht bloss wieder Kultur, sondern hat auch auf das Entstehen neuer Natur einen weitreichenden Einfluss. Natur hat wie Antäus den Vorteil, durch stete Berührung mit der Mutter Erde immer ihre Kraft zu erneuern und zu verstärken, aber sie ist eng, selbstsüchtig und beschränkt; Kultur hat keine festen Wurzeln in heimischem Boden, aber ist weit, selbstlos und unbeschränkt. Das Christentum verlor Syrien, der Buddhismus Indien, die griechische Bildung Athen und die griechische Kirche Konstantinopel, aber sie gewannen Verbreitungsgebiete über die weite Männererde. Friesen und Kreter wurzelten fest in heimischer Eigenart, aber erlangten nie Einfluss auf fremde.

In Absicht auf vielseitige Wirkung haben wir demnach eine entschiedene Überlegenheit der Kultur über die Rasse herausgestellt. Der Grad jedoch dieser Überlegenheit wird von Fall zu Fall ver-

schieden sein. Die bewegende Kraft ist in dem einen Falle im stande, den Felskoloss zu rücken oder auszumeisseln, im andern Falle unvermögend, je nach der Schwere des Felsens und der Grösse der wirkenden Kraft: die Methode des Wirkens ist stets dieselbe.

Und hier ist es denn, dass ein Hauptgedanke vorliegender Darstellung einsetzt. Inwiefern ist die Wirkung der Kultur von verschiedener Mächtigkeit? Antwort: Insofern sie von Rasse getragen oder von ihr im Stiche gelassen wird. Kultur erzeugt bloss Volkstümer, wo Rasse ihr hilft. So der Islam in Nordafrika, aber nicht in Süd- und Ostasien; Rom bei den Polen, aber nicht bei den Berbern. Oder es entstehen, wo die Rasse zu dürftig und schwach, nur dürftige und schwache Volkstümer, die überhaupt zu keinem Sonderdasein Recht haben, daher von ihnen das Wort gilt:

— *Kannst du selber kein Ganzes werden,*
Als ein dienendes Glied schliess an ein Ganzes dich an.

So die Isaurier und Illyrier, so Slovenen und Iren. Der Widerstreit aber, der bei grossen Kulturvölkern zwischen Rasse und Kultur zu walten scheint, löst sich als ein Streit zweier verschiedener Rassen auf. Wir sahen von den Franzosen, dass sie noch die Ideale der Catonischen Zeit pflegen, noch nach zwei Jahrtausenden dem *esprit* und der *gloire* huldigen. Nicht minder zeigen die 1898 aufgefundenen Gallierköpfe umbrischer Denkmäler unverkennbare Ähnlichkeit mit heutigen Franzosengesichtern. Die überrheinischen Kelten haben ihre Druiden gehabt, auf die römischen Rechtsanwälte und Poeten folgten die Gesetze der Merowinger und das Christentum, folgte spätrömisch-bretonische Einwirkung, der wir den Parcival und Tristan verdanken, und höfische Bildung der Sarazenen, die durch Spanien vermittelt wurde; der steife Glanz Ludwigs XV. wird abgelöst durch die Revolution und der klassizistische Stil durch den naturalistischen, das Kaisertum wird durch die Republik begraben und die Kirche durch konfessionslosen Unterricht, — und immer wieder lodert in der Asche des Königtums, des Kaiserreichs, der Kirche der Funke gallischer Sinnenlust und gallischen Witzes. Hier ist die Rasse stärker als alle von aussen kommende Bildung, die so leicht abfällt wie ein loses Badegewand. Ähnlich ist Japan von chinesischer, indischer und siamesischer, von holländischer, amerikanischer, englischer und deutscher Kultur überflutet worden und hat doch all seine Rassenmerkmale im Lauf der Jahrtausende unverkürzt bewahrt. Da will es scheinen, dass die Rasse das wahrhaft

Mächtige, das allein und dauernd Starke sei, während das andre vergehe.

Im Gegensatz hierzu ist es unleugbar, dass die überrheinischen Kelten ihre Muttersprache aufgegeben und dafür die römische angenommen, sowie dass die Japaner ihre ständische Gliederung und Verfassung aufgegeben und die europäische angenommen haben. Der Gegensatz erklärt sich in Frankreich durch das Einströmen römischen Blutes, der dann auch bewirkte, dass neue Eigenschaften sich den rein keltischen gesellten, dass neben die heitere Leichtfertigkeit, die dem Boden entstammte, die nüchterne Sachlichkeit und logische Schärfe des Römers trat. In Japan aber ist gleichermassen durch chinesisches Blut neben dem malayischen Kriegersinn chinesische Wissenschaftlichkeit und Genauigkeit aufgekommen, während die neuzeitlichen Reformen der Kultur (nicht der leicht übertragbaren materiellen Zivilisation) bereits zu erblassen und der heimischen Art zu weichen beginnen, da sie nicht von westlicher Blutmischung befördert wurden.

Eine beständige Diastole, ein ununterbrochener Wechselaustausch waltet zwischen Kultur und Rasse. Einen grundsätzlichen Gegensatz zwischen den beiden Elementen giebt es nicht. Jedenfalls kann die Kultur nicht dauernd über die Grenzen der Rasse hinaus. Das wird am deutlichsten durch das Schicksal der Religionen. Alle wollten die Herrschaft über die ganze Welt erringen, und keiner ist es gelungen. Neben 450 Millionen arischer Bekenner des Christentums giebt es bloss an 10 Millionen halbarischer Christen (Finnen, Madjaren, Basken) und etwa 8 Millionen nichtarischer Orientalen (Syrer, Abessynier) und vielzerstreuter Missionsanhänger. Die halb oder gar nicht zu den Ariern gehörigen Bekenner machen zusammen noch nicht vier Prozent der Gesamtzahl aus.

Nun hat aber die Völkerkunde begonnen, von einem gleichmässigen Entwicklungsgang der Menschheit, von einer Art Weltkultur zu sprechen. Schliesslich ist jeder Mensch zwischen fünf und sieben Fuss hoch und gebraucht daher annähernd dieselben Masse. Überall sind Sonne, Mond und Sterne und Donner und Regenbogen, und der Mensch bringt sie sich durch dieselben Vergleiche und Mythen und Märchen und Dichtungen menschlich näher. Dieselben Spiele und Feste entstehen. Überall wird der Mensch geboren, heiratet und stirbt und hat über diese Tiefen- und Höhepunkte des Lebens ähnliche Anschauungen, entwickelt in ihrer Feier ähnliche Sitten. Überall ist Jägerei, Viehzucht und Ackerbau, entsteht Eigentum und Recht und

entstehen Klassen. So wächst, unbeeinflusst von der Rasse, aller Orten ein gemeinsamer Menschheitsgedanke, bildet sich eine gleichförmige Summe von Vorstellungen, Anschauungen, Sitten, von mythologischen, religiösen und Rechtsgedanken. Es kommt hier alles auf die Definition an. Man mag jene Summe Kultur nennen. Man darf aber nicht aus jener Gemeinsamkeit allgemein menschlicher Errungenschaften folgern, dass die Rasse nichts und die Gesamt-Entwicklung der Menschheit alles sei. Gerade die Völkerkunde zeigt, dass von Stamm zu Stamm Familieneinrichtungen und Glaubenstümer wechseln. Jede Meile sieht man einen anderen Hausbau, andere Waffen, hört man eine andere Mundart. Das Gemeinsame hat keine Bedeutung, die Verschiedenheit bestimmt alles. Nach Jahrhunderten finden sich Gemeinsamkeiten endlich zur Rasse zusammen. Das ist aber auch die letzte Gemeinschaft, innerhalb deren ähnliche Sitten und Eigenschaften sich fruchtbar erweisen können. Auf die ganze Erde hat sich noch keine Gedankensgemeinsamkeit ausgebreitet. Es giebt bloss eine Rassenweltanschauung, aber keine zusammenhängende Weltansicht, die in der ganzen Menschheit Geltung errungen hätte.

Kinder mögen zusammen spielen. Erwachsene trennen sich. Die Geschichte handelt aber bloss von den Thaten Erwachsener. In ihrer Kindheit mögen die Völker einander gleichen; sobald sie ins Mannesalter gelangt sind, wird das Scheidende wichtiger als das Verbindende. Der weisse Bur verlässt, wenn er gross geworden, seinen farbigen Spielkameraden; der Germane 'den Hunnen, mit dem er während der Völkerwanderung zusammen sich herumtrieb. Bei Beginn höherer Bildung steht Rasse gegen Rasse. Denn jede Rasse erzeugt sich ihre eigene, bewusste Kultur. Die bleibt durch alle Zeiten ein Sauerteig, der nie verdaut wird, ein Element, das durch kein noch so starkes Reagens, durch kein Königswasser zu lösen ist.

Bedenklich könnte jedoch machen, dass wir auch in geschichtlicher Zeit gewisse Ähnlichkeiten der Entwicklung gewahren, die sich um Rasseneinflüsse nicht zu kümmern scheinen. Wie kommt es, dass zur selben Zeit Weltweise in China und Griechenland auftauchen, dass genau zur selben Zeit Rom und China den Gipfelpunkt ihrer Machtausdehnung erklimmen? Wie ist es zu erklären, dass Japan, dessen malayischem Bestandteile doch, wenn überhaupt, nur geringfügige Tropfen arischen Blutes innewohnten, ein Hausmeiertum, ein Feudalsystem und Adelskriege genau wie das Abendland zeitigte? Wenn um 1200 eine Sekte von Rom verdammt und die Führer der

Sekte zum Scheiterhaufen geführt wurden, weil sie gelehrt, jeder Christ könne gleich Gott werden[1]), so behauptete Nichiren, der Gründer der nach ihm benannten buddhistischen Sekte, so ziemlich um dieselbe Zeit in Japan, dass jeder Gläubige selbst ein Buddha zu werden sich bestreben müsse, und erklärte Dschelaleddin Rumi, dass jeder Sufi selber Gott sei. Ebenso zeigen die japanischen Gedanken über Eigentum und Erbrecht auffallende Ähnlichkeit mit dem Westen. Ein Papsttum wurde nicht nur von Rom, sondern auch von dem alten Babylon, wurde in Bhutan und Tibet hervorgebracht. Arbeiterausstände hat der Osten ebenso gut wie der Westen Eurasiens gesehen. Die merkwürdigste von allen derartigen Erscheinungen ist aber die Gleichzeitigkeit in der grössten räumlichen Kraftentfaltung der Weltreligionen, deren Ursprünge doch so weit auseinander liegen. Um 750 ist zugleich die Ausdehnungsthätigkeit des Christentums, des Buddhismus, des Judentums und des Islams im Zenith. Alle diese Religionen haben später noch andere weite Räume gewonnen, aber keine spätere Anstrengung lässt sich an Mächtigkeit mit der damaligen vergleichen. Das Christentum eroberte neue Gebiete vom Sudan bis nach China und zu den Slaven, der Buddhismus dehnte seine Kreise auf Inselasien, Tibet und Japan und bis zu den südrussischen (zwischen drei Religionen schwankenden) Khazaren aus, das Judentum blühte in allen Landen von Fez bis zum Stillen Meere, der Islam herrschte von Spanien bis Turkestan, in Sansibar und Kanton. Höchst auffallend ist auch das gleichzeitige Auftauchen der neueren Volkstümer. Keine greifbare Wechselwirkung kann dafür verantwortlich gemacht werden, dass von 1100—1400 sich nicht nur die europäischen, sondern auch die indischen Volkstümer und die des äussersten Ostens in ihren Hauptgrundlagen entwickelten. Sogar die Fulbe und Bantu, ja die Azteken und Maya und andere amerikanischen Völker scheinen in jener Zeit ihre Lehrjahre durchgemacht zu haben. Da sieht es denn allerdings so aus, als ob die Weltentwicklung über die einzelne Rasse

[1]) Amalrich von Bena wurde 1204 zum Widerruf seiner pantheistischen Lehre genötigt; er lehrte, genau wie die Sufi, zugleich unbeschränkte Freiheit des Handelns, auch des geschlechtlichen Verkehrs: für den Gläubigen, in dem sich der heil. Geist leibhaftig inkarniere, gäbe es keine Sünde. Ein Schüler Amalrichs, der Goldschmied Wilhelm wurde nebst einem Geistlichen 1209 zu Paris verbrannt. Kurtz, Lehrb. der Kircheng.[10] I 2, 224 ff. Vergottung lehrten auch der Dominikaner Eckart (1304) und gleichzeitig die »Brüder des freien Geistes«, die da sagten: Jeder Vollkommene ist Christus, nicht bloss Christo gleich. So Nichiren: ist ein Buddha, nicht bloss Buddha gleich.

den Sieg davontrage. Es wäre das einer der stärksten Beweise für die urtümliche Einheit der Menschheit. Allein, wenn auch gewisse Erscheinungen des Mannesalters bei den einzelnen Rassen gleichzeitig auftreten, so berechtigt das immer noch nicht dazu, von den Offenbarungen einer Weltkultur zu reden. Dann könnte man sich auch darauf berufen, dass alle Völker sich gemeinsam in 24 Stunden um die Erdachse drehen. Thatsächlich hat ja Ernst Sasse in seinem Versuche, einen statistischen Plan in der Weltgeschichte zu entdecken[1]), die von ihm konstruierten Geschichtsperioden auf regelmässige Bewegungen des flüssigen Erdkerns zurückgeleitet.

Volkstum und Entvolklichung[2])

Häufig wird darüber geklagt, dass so viele edle Germanenstämme in der Völkerwanderung nutzlos zu Grunde gegangen und dass jetzt noch der auswandernde Deutsche lediglich Dünger für fremde Volkheiten abgebe. Infolge dieser Klage ist die Vorstellung entstanden, als ob wir Deutsche im Auslande unter keiner Bedingung uns halten, als ob wir den Kampf um unser volklich Dasein niemals mit Erfolg aufnehmen und durchführen könnten.

Selbst eifrige Freunde der Buren behaupten, die wackeren Afrikander seien unabänderlich der Verengländerung verfallen; andere dagegen sind ebenso gewiss, dass dergleichen nicht eher eintreten werde, als bis die Götterdämmerung über die alte Erde hereinbricht. Die Yankees zweifeln keinen Augenblick daran, dass sie Westindien

[1]) Preuss. Statist. Jahrb. 1877. Auf Grund seiner Perioden prophezeite Sasse, dass China 1900 grosse Wirren sehen würde. Das war zufällig richtig. Ähnlich der geistreichen Verirrung Sasse's waren die »biologarithmischen Reihen«, die Mone im »Versuch einer Kritik der griech. Gesch.« (1858) S. 22 ff. aufstellte und auf Grund deren er es unternahm, die zukünftige Entwicklung genau und untrüglich vorauszusagen, gewissermassen wie man aus dem einen Schenkel einer Kometenparabel die andere berechnet. Die einzige Prophezeiung, die Mone wagte, war die, dass noch im 19. Jahrhundert der Untergang der deutschen Fürsten durch die Demokratie erfolgen würde. Bedeutender sind die Ausführungen Breysig's (»Lotse« I 1 und 2), der ebenfalls das Weltgeschehen als eine periodische Wiederkehr bestimmter Entwicklungen auffasst. Ich glaube nicht an die Perioden, aber Breysig enthält sich wenigstens des Prophezeiens.

[2]) Die drei folgenden Abschnitte sind zum Teil aus dem »Kynast« und seiner Erbnachfolgerin, der »Deutschen Zeitschrift« 1899/1900 abgedruckt.

yankisieren werden; in Europa aber ist die gegenteilige Ansicht verbreitet, wenigstens glaubt man, dass die westindische Rasse zu zäh und das Klima für Yankee-Einwanderer zu ungünstig sei. Nicht minder findet sich bei Auswanderungs- und Kolonialfreunden die denkbar grösste Meinungsverschiedenheit darüber, ob in Brasilien und Paraguay das Deutschtum sich halten und befestigen oder sinken und untergehen werde. Werden sich ferner die Siebenbürger und Balten, werden sich Iren und Polen behaupten, oder wird ein stärkeres Volk sie aufreiben und aufsaugen?

Ist der Glaube von unserer hoffnungslosen Widerstandsunfähigkeit im Ausland berechtigt? Und wessen Prophezeiungen über die Zukunft streitender Volkheiten haben die grösste Wahrscheinlichkeit für sich? Es ist wichtig, sich darüber klar zu werden. Denn Zweifel an der eigenen Kraft wirkt zerstörend und nagt am Leben; die richtige Lösung der Entvolklichungsfrage aber kann uns die geeignetsten Waffen für den Kampf ums eigene Volkstum an die Hand geben.

Ubi homines sunt, modi sunt. Wo nur immer Menschen und ganze Stämme und Völker sich treffen, da entsteht regelmässig, sei's sofort, sei's allmählich, ein Abhängigkeitsverhältnis. Ambos oder Hammer sein — der Schicksalsfrage kann niemand entrinnen. Im ältesten Mesopotamien, im Nilthale, im alten Indien und China finden wir bereits je zwei oder mehrere Rassen und Kulturen, von denen eine durch die andere verdrängt oder unterjocht wird. Bei den primitivsten und abgelegensten Wilden wie Buschleuten, Australiern, Formosanern löst sich die anscheinende Einheitlichkeit der Rasse bei näherem Zusehen in verwirrende Vielheit auf. Überall Kampf, Abhängigkeit, Wechselwirkung und Vermischung.

Die Eroberungs- und Widerstandskraft eines Volkstums beruht auf drei Dingen: der Zahl seiner Träger; der eingebornen, durch Kultur und Klima gesteigerten oder geschwächten Tüchtigkeit; endlich darauf, ob es an verwandten Rassen und Kulturen im Auslande einen Rückhalt findet. Zuweilen ist einer der drei Faktoren ausschlaggebend; gewöhnlich aber wirken sie alle zusammen. Am wichtigsten ist, zwar nicht für den staatlichen, aber für den volklichen Kampf das brutale Moment der Zahl. Es ist eine der stets wiederkehrenden Erscheinungen der Weltgeschichte, dass Eroberer, wenn ihre Kopfzahl schwach ist, von den Unterjochten aufgesogen werden, dass die Sieger den Besiegten weichen müssen. So ist es den Malayen in Japan, den Mandschu in China ergangen, den Mogulen in Indien und den

Hindu-Seekönigen auf Java und Sumatra. Gleichermassen sind die hunnischen Bulgaren, die skandinavischen Ros (Russen), sind Langobarden und Gothen und sizilische Normanen völlig in der Masse der überwundenen Völker aufgegangen. Als die Römer Galliens Eroberung zu Ende geführt hatten, da war nur noch eine Million der einheimischen Bevölkerung übrig geblieben und wurde daher vollkommen romanisiert: als später die westlichen Franken einrückten, standen sie der geeinten, inzwischen stark gewachsenen gallo-romanischen Bevölkerung ohnmächtig gegenüber und wurden, nicht durch die höhere Kultur (wie Isaak Taylor in seinem berühmten Buche *The Aryans* meint), sondern durch die höhere Zahl entvolklicht. Öfters trägt das Klima zur Schwächung der Eroberer bei. Die Vandalen waren durch die afrikanische Hitze bereits ganz erschlafft und ausgemergelt, als ein Anstoss von aussen sie spurlos wegfegte. Die Engländer gehen in Jamaika zurück und können niemals ihre Rasse in Indien durchsetzen, wo ohnehin nur ein Brite auf zweitausend Einheimische kommt. Die Dänen können sich in Grönland nicht behaupten und die zurückbleibenden Siedler werden allmählich eskimosiert. Sobald hingegen klimatische Bedingungen günstig und die Eroberer in der Überzahl sind, da ergiebt sich in den meisten Fällen ohne weiteres auch die volkliche Niederlage der Besiegten. Am einfachsten liegt die Sache, wenn die Unterlegenen von ihrem Grund und Boden verdrängt oder gar ausgerottet werden. Diesen Grundsatz haben die Angelsachsen verfolgt. Während andere Germanenstämme ein Viertel oder ein Drittel des eroberten Landes zum Eigenbesitz nahmen, sind allein von allen Siegern bloss Zulu und Engländer noch einen Schritt weiter gegangen: sie versklavten oder erschlugen die früheren Besitzer und nahmen alles. Auf diese Weise haben die Zulu ganz Südostafrika erobert, freilich bloss auf zwei Menschenalter, und haben die Engländer sich Nordamerikas und Australiens bemächtigt. Verwickelter wird die Frage, wenn die Besiegten ganz oder teilweise in ihrem Besitz belassen werden. Sie können sich da behaupten, aber nur, wenn sie in grösserer Anzahl sind und geschlossen zusammenwohnen. Weithin zerstreute Stämme werden zuletzt entvolklicht. Die negerhaften Bergdamara haben die Sprache ihrer hottentottischen Herren angenommen; die tatarischen und finnisch-samojedischen Trümmer in Kasan, Permsk und Westsibirien werden der Verrussung nicht mehr lange widerstehen können; die noch unabhängigen Indianerstämme Südamerikas werden unaufhaltsam romanisiert. Während aber

die Papua auf den Molukken immer mehr malayisiert werden, brauchen sie auf Neuguinea ihrer Geschlossenheit und Menge halber keinerlei Besorgnisse zu hegen. Selbst tüchtige Völker, die sich jahrtausendelang gehalten haben, wie die Bretonen, die Basken, die keltischen Stämme Grossbritanniens, die Miaotse in China und die Aino in Japan sind dem Untergange geweiht, lediglich weil ihre geringe Volkszahl gegen die ungeheure Überzahl und den steigenden Kulturdruck ihrer Rassengegner nichts ausrichten kann. Auch die Armenier wären schon längst zermalmt worden, wenn sich nicht in seltener Weise die verschiedenartigsten Umstände vereinigt hätten, um ihr Verschwinden aufzuhalten. Der Vorteil einer schwer zugänglichen Gebirgsheimat ist ihnen und den Basken gemeinsam, aber an Zahl sind sie den Basken um das Dreifache überlegen, dazu sind die Volkheiten ihrer nächsten Umgebung vielfältig zerspalten, so dass sie keinem einheitlichen Druck ausgesetzt sind. Endlich die zähe Anhänglichkeit an eine uralte Kultur und ein Glaubenstum, wodurch die Armenier sich über ihre Gegner weit hinausgehoben fühlen.

Die Zahl giebt den Ausschlag. Allein das Verhältnis der Zahlen zwischen Herrschern und Beherrschten ist keineswegs stetig. Der Sieger von heute kann der Besiegte von morgen werden. So ist in Natal die britische Stellung durch das unheimlich rasche Wachstum der schwarzen und braunen Bevölkerung (Zulu und indische Banyanen) ernstlich bedroht; in Algier weicht der Franzose vor dem italienischen Einwanderer zurück; und es sind Anzeichen dafür da, dass einst in ganz Nordaustralien der Boden aus englischen Händen in solche von Chinesen, Japanern und Kanaken übergeht. Nicht jedes Volk erfreut sich eben des Vorteils der Mohammedaner, die durch die Vielehe ihr Volkstum befördern können. Wie ein Geschichtsschreiber der arabischen *Conquista* erzählt, erzielte ein gewisser Araber mit Berberfrauen nicht weniger als 180 Kinder, und stolz auf ihre Herkunft redeten die Kinder alle die Sprache des Vaters. Dem können christliche Nationen nicht nachahmen, sie können nur dadurch ihr Volkstum über das gewöhnliche hinaus vermehren, dass sie ohne Blutmischung fremde Volkheiten dafür gewinnen. Das haben denn auch fünf Nationen in ausgedehntem Masstabe gethan: Engländer, Russen, Deutsche, Spanier und Franzosen. In kleinerem Umfange kann man eine derartige Ausdehnung Italienern, Griechen, Portugiesen, Rumänen, und Tschechen nachsagen. Ausser Arabern und Indogermanen kommen wesentlich nur noch die Chinesen in Betracht; sie haben bis jetzt

jedes fremde Volkstum, mit dem sie dauernd in Berührung treten, zu Boden geworfen und zuletzt vernichtet. Der Unterschied zwischen der Entvolklichung durch blosses Einpflanzen der Sprache von der durch Blutmischung springt in die Augen. Während alle die bunten Rassen, die arabisch reden vom Sudan bis nach Aleppo, auch etwas von arabischem Stolze und arabischer Tapferkeit geerbt haben, mit Ausnahme etwa der Fellachen, ist bei den anderen Rassen oft eine starke, ja unüberbrückbare Kluft zwischen den ursprünglichen Vertretern und den Proselyten eines Volkstums. Am greifbarsten in den Vereinigten Staaten, wo 9 Millionen Neger zwar englisch reden, jedoch dem Angelsachsentum nicht nur nicht förderlich sind, sondern auch auf das glühendste dasselbe hassen und von ihm gehasst werden. Die Aufnahme einer zahlreichen Fremdrasse in eine Sprach- und Volksgemeinschaft braucht übrigens nicht notwendig dazu angethan zu sein, das ursprüngliche Volkstum zu schwächen. Durch das araukanische Element sind die Chilenen zu einem Kernvolke geworden, dem tapfersten Südamerikas; der mexikanische Präsident Juarez, der die Franzosen vertrieb, war Vollblutindianer; und die griechisch redenden Albanesen sind sicherlich ein Zuwachs gewesen, der den neuhellenischen Schlag bloss verbessern konnte. Jedenfalls darf man nicht wie der sonst so gründliche und gewissenhafte Hunfalvy Volkstum und Sprache als gleichbedeutend setzen, sondern muss die Rasse auch immer berücksichtigen.

Wir haben den Fall besprochen, dass der Eroberer Alleinherrscher wird, und haben die Lage erwogen, in der sein Einfluss und seine Zahl schlechthin überwiegt. Die Möglichkeit ist nunmehr ins Auge zu fassen, dass die Herrschenden entweder in schwacher Mehrheit oder gar in Minderheit sich befinden. Dabei sind zwei Zustände zu unterscheiden: Entweder sind die Fremden im ganzen Staate sesshaft, wie die Deutschen in der Union, die Slaven in Österreich, oder sie nehmen nur ein ganz bestimmtes, örtlich begrenztes Gebiet des Staates ein, wie die Kirghisen und Burjäten in Russland, die Polen in Deutschland, die Spanier auf Porto Rico und Kuba in den Vereinigten Staaten. Sei dem jedoch, wie ihm sei, es kommt sowohl bei grösserer wie bei geringerer Ausdehnung lediglich darauf an, ob in einer bestimmten Landschaft die fremde Rasse überwiege. Das Gesamtgewicht der herrschenden Rasse erstreckt sich auch auf die für sie ungünstig gemischten Gegenden, allein, wie vielseitige Erfahrung genugsam erwies, so sind örtliche Einflüsse fünf- und zehn-

fach gewichtiger als die allgemeinen. In Kentucky und Dakota werden die Deutschen erdrückt, weil sie zu sehr in der Minderzahl, aber in Pennsylvanien, in Wiskonsin und Illinois und selbst, trotz stärkster unmittelbar angelsächsischer Einwirkung, in New-York behaupten sie sich vorderhand, weil in fester Masse zusammengeschlossen. Ebenso werden in den russischen Städten unsere Landsleute zu Russen, aber auf dem Lande, wo sie stets zu ganzen Dörfern zusammenwohnen, und in den baltischen Städten, die von ihnen gegründet wurden, sind bis jetzt die Verrussungsversuche abgeprallt. In Persien sind die recht zahlreichen Araber, die erobernd hereinbrachen, sämtlich zu Persern geworden, weil überall zersprengt und zerstreut, während in dem kleinen Luristan im Südwesten des Landes die einheitliche Bevölkerung der Eingeborenen ihre Sprache, Sitte und Art unverfälscht durch den Wechsel der Zeiten hindurchgerettet hat. Bloss die Franzosen von Niederkanada bleiben bei heimischer Eigenart, im sonstigen Amerika ähneln sie sich den Briten an. Bloss in der Heimat sind den Polen die Poniatowski und Czartoryski und die Helden ihrer Revolution noch heilig, in Sibirien werden sie rasch zu Vorkämpfern der Russen. Volkstum wie alle echte Eigenart wurzelt tief im Boden und gedeiht am besten in heimischer Erde; es welkt und verdorrt im fremden Grunde und in fremder Umgebung. Neuland mag es erwerben, aber dauernd nur dann, wenn dies von fremden Sprösslingen gerodet, wenn die alten Bewohner vertilgt sind. Wie aber, wenn zwei oder mehreren Völkern ein Land zur Heimat geworden? Da muss wieder die Zahl entscheiden. Nur deshalb gewann das Britentum endgültig Nordamerika, weil es durch eine gewaltige britische Einwanderung beständig einen Nachschub erhielt, nur deshalb die Türken Anatolien, weil die Menge ihrer Reiterscharen zuletzt die Zahl der Griechen und Armenier überwog. Umgekehrt ist solange die volkliche Herrschaft der Japaner in Formosa, der Fulbe im Westsudan, der Deutschen in Böhmen und Polen und West-Lothringen in Frage gestellt, so lange nicht die Zahl der Herrschenden in jedem einzelnen Bezirke grösser ist als die Zahl der Fremdvölker. Ein allgemeines Überwiegen, die staatliche Vormacht entscheidet hier gar nichts, Einwanderung und Ansiedlung alles.

Die Weinrebe verdorrt, wo die Distel vortrefflich gedeiht; das Maultier und der Esel kommt noch gut fort, wo das Ross zu Grunde geht. Wenn im Kampfe ums Dasein einer besser sich durchschlägt, ist dies noch kein Beweis besonderen Adels. Wenn ein Kuli da

leben kann, wo ein Weisser verdirbt, oder ein Neger aushält, wo der Europäer verschmachtet, so sagt das nichts gegen die Überlegenheit der weissen Rasse. Damit könnte auch der Deutsche sich trösten, wenn er nicht überall Wurzel fassen kann. Der Irländer der Union ist ihm bloss über, weil er roher, lärmender und skrupelloser ist, der Chilene und Brasilier, weil er mehr der Intrigue und der Vetternwirtschaft ergeben ist. Es darf uns ferner nicht allzusehr anfechten, wenn wir leichter in Nordamerika als in Guatemala oder gar Ostasien unsere Eigenart verlieren. Der edelste Wein löst sich sofort in Wasser, das ranzigste Öl aber nie. Daher sind die Chinesen nicht besser und nationalstolzer als wir, wie einige Schriftsteller mit Bekümmernis feststellten, sie sind bloss von den Yankees mehr verschieden als wir, so dass ihnen ein Aufgehen ins Yankeetum viel schwerer wird. Die allzu grosse Verschiedenheit der Sitte, Weltanschauung und ganzen Art ist es denn auch, die häufig den kulturell und der Kopfzahl nach schlechthin überwiegenden Einfluss des herrschenden Volkes auf ein fremdes Volkstum innerhalb desselben Staates einfach schachmatt setzt. Diese Erscheinung ist namentlich bei zwei Rassen zu beobachten, bei den Juden und den Zigeunern. Beide haben, obwohl von der Heimat losgerissen, obwohl ewig wandernd und daher ewig neuen Einflüssen offen, obwohl von keiner sehr bedeutenden Kopfzahl, dennoch in allen Weltteilen ihre Eigenart behauptet.

Für Minderheiten eines Staatskörpers ist von besonderem Belang, wenn sie von Volksgenossen ausserhalb desselben sittliche Förderung und thatkräftige Hilfe erhalten. Die Iren, deren Volksbewegung gegen die Engländer zunimmt, wenn sie auch, der Erfordernisse des Weltverkehrs halber, bis auf einige 200 000 sich zur englischen Sprache bekehrt haben, die Iren wären vermutlich längst ins Mark getroffen, wenn nicht ihre Brüder in Amerika und sonst sie energisch unterstützten und ihren Mut immer aufs neue anstachelten. Die deutschen Dänen hält nur die Nähe Dänemarks, die französischen Lothringer die Nähe Frankreichs, wie die Spanier Floridas und Arizonas die Nachbarschaft Mexikos; ebenso aber auch die Deutschböhmen und die Deutschamerikaner der mächtige Rückhalt am Reich. In ganz richtigem politischem Verständnis gehen denn auch die Tschechen darauf aus, den Zusammenhang der Deutschböhmen mit uns zu trennen; sie verlangen, dass an der ganzen Nordgrenze Österreichs ein slavischer Wall gegen das Hereinfluten reichsdeutscher Strömungen errichtet werde: nur so könne das österreichische Deutsch-

tum bezwungen und erwürgt werden. So die vorschauende Staatskunst der Tschechen. Lernen wir von unseren Feinden!

Nachdem wir einen langen und von Dornen nicht freien Umweg beendet haben, kehren wir zur Antwort auf die Eingangsfragen zurück. Soviel ist klar: die Trauer ob des Verlustes germanischen Blutes ist kaum berechtigt. Vor allem ist germanisch und deutsch nicht dasselbe. Höchstens die Langobarden können wir als Deutsche anerkennen, sowie die Schwaben, die nach Spanien zogen, und allenfalls noch die Vandalen. Wären die Ros nicht im Slaventum und die Gothen nicht im Romanentum aufgegangen, wahrlich, wir hätten jetzt nicht ein, sondern drei Englande zu bekämpfen, genau wie wir die Langobarden mit heisser Müh' bekämpfen und zuletzt doch freilassen mussten. Sodann giebt es keine Rasse, die nicht wichtige Stämme verloren hätte oder von der nicht Glieder unter der Herrschaft einer fremden Rasse lebten. Von den Türkstämmen erkennen die Jakuten und Kirghisen, die Tataren von Tomsk, Kasan und der Krim, die Turkmenen und Tschuwachen die Oberhoheit des Zaren an, viele Osmanen leben in Bulgarien und Bosnien; die Turkmenen Kaschgars huldigen dem Chinesenkaiser; die nach Indien geströmten Türkenscharen, sowie diejenigen, die sich in Mandschurei und Korea niederliessen, haben vollends ihr Volkstum verloren. Ähnlich ist zwar der grösste Teil der Slaven jetzt zu einem Nationalreiche vereinigt, allein durch die Völkerwanderung sind slavische Haufen bis nach Belgien, Frankreich und Italien zersprengt worden; Tausende sind in der Folge von Griechen und Madjaren, Millionen aber von Deutschen entvolklicht worden. Was die ganze Rasse erleidet, muss auch das einzelne Volk erdulden. Französische Hugenotten haben in den Niederlanden, in Deutschland, in Amerika und Südafrika ihre Eigenart eingebüsst; Hindu-Auswanderer verloren in China, Siam, Malakka, Java und Madagaskar ihre Sprache und oft ihren Glauben; Italiener und Polen werden wie wir zu Yankees, Argentiniern und Australiern. Selbst die Briten werden, wo nur die natürlichen Vorbedingungen vorhanden sind, zum Anschluss an fremde Art genötigt, das beweisen die Butler, Ramsay, Teacher, Douglas, Russell, Chamberlain, Morgan, O'Swald in Deutschland, die O'Connor in Spanien, das beweisen britische Familien in Pennsylvanien, die deutsch, in Argentinien, die spanisch, in der Kapkolonie, die burisch als einzige Muttersprache erlernt haben. Sogar Chinesen können in Kalifornien gelegentlich kein chinesisch mehr.

Am Hudson sind Deutsche und Holländer vor der Überzahl der Angelsachsen gewichen; in Südafrika wird das niederdeutsche Element sich behaupten, weil es doppelt so stark ist wie das britische und sich rascher als die Briten vermehrt[1]). Westindien wird nicht bloss spanischer Art verbleiben, sondern auch noch den Mexikanern der Union neuen Halt geben. In Brasilien kann sicher das Deutschtum gedeihen, wenn anders es fortfährt, wie bisher, nach geschlossener Siedelung zu trachten, und der Regierung, die planmässig die deutschen Dörfer durch fremdrassige Kolonien zu trennen sucht, erfolgreich entgegenarbeitet. Wir können das Bestreben der Luso-Brasilier sehr wohl verstehen, aber ihm nachzugeben, wäre verderbliche Schwäche. Ebenso glaube ich, dass Siebenbürger und Balten das hohe Gut ihres Volkstums in eine schönere Zeit hinüberretten werden. Gegen die Polen aber kann man nur mit kunstvoll verteilter und ohne Überstürzung ausgeführter Siedlung vorgehen; auch sollte man wieder Volk und Adel zu trennen suchen.

Die bunte Fülle des Lebens ist freilich schwer in die Enge des Gesetzes hineinzupressen. Einzel- wie Volkswille ist unberechenbar. Nicht bloss Notwendigkeit herrscht ja in der Geschichte, sondern auch Freiheit. Allveränderlich ist die Laune der Volksgötter und ewig rätselhaft und unfassbar der Ausbruch des Dämonischen. So dürfen auch wir den Runensteinen fester Gesetze bei der Erkenntnis und Überwachung des Volkslebens nicht allzu sicher vertrauen, aber wir müssen wenigstens bis an die Grenze des Erforschlichen gehen, um sagen zu können, dass wir unsere Pflicht gethan.

Volkstum und Boden

Erdkundliche und wirtschaftliche Bedingungen können nicht ohne weiteres als selbständiges Element gelten. Nicht sie bestimmen ein Volk, sondern das Volk ist es vielmehr, dass sie erst erschafft oder doch wenigstens ihnen zu ihrem Rechte verhilft. Nordafrika war

[1]) Der Verfasser, der Obiges im Mai 1899 schrieb, hat übrigens, wie aus seinen Beiträgen in den Preuss. Jahrb. Juni 1899 und Mai 1900 und seinem Herbst 1900 abgeschlossenen Abriss der Geschichte Afrikas (Bonn 1901), S. 56 hervorgeht, vor und während des Krieges stets nicht nur an den volklichen, sondern auch an den militärischen Sieg der Buren geglaubt.

etwas ganz anderes unter den Römern und Berbern, in der Hand der Türken und der Franzosen und Engländer. Die Rassenanlage bedingt die Art der Heirat, die Sippenordnung, den Städtebau, die Liebe zur Schiffahrt, und diese Uranlage ist es auch, die das wirtschaftliche Leben durchdringt und gestaltet. Die Wüste machte nicht den schweigsamen Tibetaner, sondern der Tibetaner suchte mit Vorliebe Wüsten auf. Landbesitz veranlasste nicht das Entstehen arischen Adels, dessen Einfluss ursprünglich auf einem grossen Viehstand beruhte, sondern der Genius des Ariertums richtete sich auf Landerwerb. So schafft auch die Rasse den Boden und dessen Bewirtschaftung, sowie den Handel nach dem eigenen Bilde um. Natürlich bleibt dann die einmal erwählte Beschäftigung, der einmal geschaffene Zustand nicht ohne Rückwirkung auf den Menschen, aber nie ist der Mensch das reine Produkt der Umwelt. Es ist auch falsch zu sagen: unfruchtbare Steppen oder zu beschränkter Raum war schuld, dass hier keine Nation, kein grosser Staat entstand, während fruchtbare Ebene dort zur Staatenbildung einlud. Nein, eine fleissige und findige Rasse, wie die Yankees und die Russen, macht eben die Steppen fruchtbar, ein starkes Volk gewinnt sich, wie die engsten Thalkesseln entstammenden Dorer und Mongolen, weiten Raum auf der Männererde. Die gegenteilige Lehre wurde soweit getrieben, dass die Metaphysik der Inder in deren Klima seinen Grund haben sollte und die Überlegenheit Roms über Griechenland daraus erklärt wurde, dass die Vulkane in Hellas zu schwach waren, mehr als kleine Inseln aufzuschütten, während in Italien vulkanische Thätigkeit lachende Ebenen schuf, geschickt, mächtigen Staaten zur Unterlage zu dienen. Warum hat sich denn nicht in Thessalien oder der Dobrudscha ein mächtiger Staat entwickelt?

Boden wird seinerseits durch die Einwirkung der Menschen umgestaltet. Sümpfe werden ausgetrocknet und Wälder gerodet, dergestalt, dass im Laufe der Zeit sich das Klima wesentlich ändert. Durch grosse Trockenheit wird die Luft gesünder, durch Entwalden die Fruchtbarkeit zerstört. In Europa ist binnen zwei Jahrtausenden das Klima so viel wärmer geworden, dass die Ernte einen Monat früher stattfindet als zur Zeit Cäsars.[1]) Die Änderung der Ekliptik wird dabei freilich auch in Rechnung zu ziehen sein. Darnach erst, nachdem ein Volk den Boden bearbeitet, nachdem es auf ihm ge-

[1]) Nissen, Italische Landeskunde.

schaffen und gelitten, gejauchzt und geschluchzt hat und so in ein Gemütsverhältnis zu ihm gelangt ist, erst dann wird das Volkstum eng an den Boden geknüpft. Obwohl daher das einmal festbegründete Volkstum der Heimat entbehren und auch auf fremder Erde fortkommen kann, so empfindet es solches doch als tragisches Geschick. Und mit Recht. Denn der Sonderart des Volkstums giebt erst die Sonderart des Vaterlandes, giebt erst der Reiz der Heimat Würze und Gestalt, giebt ihm Zartheit und Festigkeit, kräftige Ortsfarbe und köstlichen Erdgeruch, giebt ihm duftende Blume wie einem edlen Wein.

Kaum geringeren Einfluss wie auf das innerste Gemüt des Volkes hat der Boden auf seine staatliche Bethätigung. Das hat schon Hippokrates und Ibn Khaldun erkannt. Jedoch auch hier darf der Einfluss des Bodens nicht überschätzt werden. De Préville[1]) hat zwar überzeugend nachgewiesen, dass die Stammesverfassung der afrikanischen Völker ganz verschieden ist, je nachdem dieselben in Wüsten, Gebirgen, Dschungeln und Hochebenen, an Flüssen oder an Meeresküsten wohnen oder einmal gewohnt haben. Allein was auf schwache Volkstümer wirkt, muss für starke noch nicht massgebend sein. Auch zeigt die Erfahrung, dass auf demselben Boden sich ganz verschiedene Verfassungen und Staatsgebilde entwickelt haben. In Italien fand sowohl das patriarchalische Königtum, wie der Imperialismus und die Oligarchie und der Nationalstaat einen geeigneten Boden. Man kann durchaus nicht sagen, dass Insellage immer Volks- und Staatseinheit erzeuge und zur Schiffahrt und Seemacht anrege.[2]) Die Insel der Papua, Formosa und Vancouver entbehrten aller dieser Vorteile. Auch England war bis auf Elisabeth höchst uneinig und zur See höchst schwach. Ebensowenig kann man von einem Gesetz reden, demzufolge nordische, auf breiter Fläche entwickelte Ackerbaustaaten das Übergewicht über örtlich zerklüftete Industriestaaten des Südens gewönnen. Nicht die Lombardei war für Italien massgebend, sondern Rom, Venedig und Piemont. Auch wäre zu fragen, warum das agrarische Macedonien und nicht das ebenfalls ackerbautreibende Thessalien zur Hegemonie gelangte. So ist auch Preussen nicht wegen seines Bodens, der zwei Jahrtausende hindurch ohne Einfluss auf die mitteleuropäische Entwicklung blieb, sondern durch Staatskunst und Volkskraft zur Macht emporgestiegen. Unter

[1]) Les sociétés africaines, Paris 1896.
[2]) Vgl. Ratzel, Polit. Geogr.

den Chinesen war Hongkong ein nacktes Felseneiland, unter den Engländern ward es ein reicher Welthandelsplatz; unter den Griqua und Kaffern war der Oranjestaat eine trostlose Einöde, durch die Buren ward er (mit Ausnahme des Südwestens) ein lachender Garten. Dennoch ist ein starker Einfluss des Bodens auf die Staatsbildung und die staatlichen Vorstellungen des Volkes nicht zu leugnen. Der Parallelismus, der laut Ratzel zwischen grossräumigen Staaten, Russland und China, Kanada und Union, englisch Nordost- und französisch Nordwestafrika besteht, springt in die Augen. Und der mystische Unendlichkeitsdrang der Russen und das wagefrohe Selbstgefühl der Yankees steht mit der Unendlichkeit der Staatsräume im Zusammenhang. Aber stets kann ein noch so starker Bodeneinfluss von dem Volkstum oder persönlicher Willenskraft und -schwäche durchkreuzt und vernichtet werden. Der gedachte Parallelismus findet sich nicht gegenüber Brasilien, weil die romanischen Volkstümer zu haltlos und zerklüftet. Die Kantonsbildung der Schweiz ist klärlich durch die Alpen verursacht, aber warum findet sie sich denn nicht in Tirol und in Piemont, wo ebenfalls die Alpen ragen? Karl Ritter prophezeite, dass wegen seiner Lage Mittelamerika der Sitz höchster Kultur und staatlicher Macht werden würde, und was ist jetzt Nicaragua und Columbia, was selbst Mexiko?

Volkstum und Staat

Wir setzten Rasse, Kultur und Boden als drei fast gleichberechtigte, ebenbürtige Grössen, aus deren fruchtbarer Einigung die Unterlagen des Staates erwachsen. Der unpersönlichen, ineinander verschmolzenen, nur im Lauf der Jahrhunderte langsam sich ändernden Gruppe von Staatselementen steht der persönliche Wille der Herrschenden gegenüber. Die Grundlagen sind das Gegebene, Dauernde, Leidende; der Herrscherwille ist das Thätige, Augenblickliche, Neugestaltende.

Träger der Herrschaft kann ein einzelner, Sultan oder Vezier, Kaiser oder Kanzler, oder können mehrere sein, Ministerrat und Hofgruppe oder Parlament und Volksführer. Die Masse herrscht nie; selbst wo sie souverän heisst, ist es der einzelne Robespierre und Kleon der Gerber oder wenige Zucker- und Ölkönige, denen die Macht gehört. Das führende Element ist entweder schwächer als die

Geführten, wie bei unseren Freiheitskriegen, oder erweist sich stärker, wie im Napoleonischen Frankreich und Friderizianischen Preussen. Im grossen Ganzen sollte, so sagt uns ein inneres, instinktives Gefühl, die Wucht des thätigen Elementes dem Leidenden ungefähr gleich sein, allein die Geschichte lehrt anders. Eine Erfahrung kann man nicht mathematisch beweisen, noch weniger einen Eindruck; Geschichte aber ist ein Produkt aus beiden. Dem einen fallen mehr die Ebenen, dem andern die Höhen auf, der eine sieht Regel, wo der andere Willkür; Verfall, wo der andere Blüte; Besonderheit, wo der andere Alltäglichkeit sieht. Es will mir vorkommen, dass, wie man auch immer historisch Wirkungen abwägen, abmessen und abschätzen mag, die Einzelthat sich stärker als alle Massenzustände gezeigt habe. Die grossen Religionsstifter und Eroberer haben Rassen und Kulturen und Staaten umgeworfen und umgestaltet, und einzelne Erfinder haben neue Weltepochen heraufgeführt.

Der Einfluss der Herrscher kann für den ganzen Staat oder auch nur ein einzelnes Staatselement vorteilhaft oder nachteilig sein. Es ist oft vorgekommen, dass eine Dynastie die wirtschaftliche und künstlerische Blüte förderte und das Volkstum schädigte, wie die Mongolen in Indien, die Habsburger in Österreich. Es ist ferner geschehen, dass Fürsten so sehr Eroberungs-Entwürfen sich ergaben, dass sie darüber alles andere vernachlässigten, wie Napoleon, wie der japanische Taiko-sama oder der schwedische Karl XII. Höchst selten nur ist es, dass die Gesamtinteressen sich völlig mit den dynastischen Interessen decken, und daher unumwunden von der Dynastie gefördert werden. Wie der Privatmann Vermögen und Einfluss zu mehren sucht, so ist naturgemäss dem Dynasten jeder Machtzuwachs willkommen. Früher nahm er auch jeden Zuwachs ohne weiteres an, jetzt aber, seitdem der Nationalismus sein Haupt erhoben, entsteht ein Zwiespalt der Pflichten: soll ich für mein Haus oder soll ich für mein Volk sorgen? Die Antwort wird je nach der Stärke der Versuchung, der Möglichkeit, ihr mit Aussicht auf Erfolg nachzugeben, und dem sittlichen Temperament des am Scheidewege Stehenden verschieden sein. Die führenden Männer der Yankees erlagen einfach aus Gewinngier der Versuchung, die Philippinen zu vergewaltigen. Der Mikado und seine Ratgeber hatten eine hohe, aber phantastische Vorstellung von der Mission Japans im Osten, als sie Formosa behielten und die Mandschurei behalten wollten. Die Strafe so der Yankees wie der Japaner ist durch nationale Erhebungen der ver-

gewaltigten Länder reichlich heimgezahlt worden. Am häufigsten ist der Fall, dass ein Fürst durch sein eigenes Volk sich bedroht sieht und deshalb auf fremde Rassen sich zu stützen trachtet. Schon Alexander musste eine griechische Leibwache nehmen, gegen macedonische Mordanschläge, und stützte sich auf die Orientalen gegen die übermässigen Ansprüche der Griechen. Die Römer-Kaiser hatten germanische Leibwachen und Grenztruppen, die Khalifen türkische; in China benutzte man Sansibaris, wie auch der grosse Kondottiere und Seeräuberkönig Koxinga eine schwarze Leibgarde hatte. Die Zaren blicken nur deshalb ohne Grauen auf eine zukünftige Chinesierung Sibiriens, weil sie der Asiaten sich gegen den anmassenden Panslavismus bedienen können. Nicht minder lehnt sich Habsburg auf die Slaven, weil die Deutschen ihm gefährlich dünken.

Nicht selten denkt der Fürst richtiger als das Volk. Der kühle Verstand ist in der Regel auf seiten der Herrscher, auf seiten des Volkes aber das warmquellende Gefühl. So behielt Moritz von Sachsen gegen seine Unterthanen recht. Alexander sah, dass er die Verwaltung des alten persischen Kulturreiches nicht ohne weiteres seinen Mannen ausliefern könne und beliess daher, gegen die laute Volksforderung, die Feinde, die Perser ruhig in ihrem Besitze. Überhaupt haben oft Dynastien mehr gethan, als alle Unterthanen zusammengenommen. Nur durch die Hohenzollern wurde Preussen geschmiedet, nicht durch die Bevölkerung. Was haben die ehrsamen Bürger von München, was die von Weimar für die schönen Künste gethan? Nicht minder verdanken die meisten Bischofstädte alles ihren geistlichen Hirten. Wer hat Russland aufgebaut, wenn nicht die Waräger-Fürsten aus dem Stamme Ruriks, wer Deutschland geeinigt, wenn nicht Bismarck? Gerade in der Einigung unseres Vaterlandes zeigt sich am deutlichsten der ewige Zwiespalt zwischen Volkstum und Staat. Das Volk ahnte 1848 das Richtige, ja es fühlte richtiger als alle Staatsmänner, da es alle Deutschen zu einen trachtete, ein Hochziel, das bis jetzt die Staatskunst noch nicht erreicht hat. Aber es fehlte dem Volk die kalte, unerbittliche Erwägung der Wirklichkeiten, fehlte ein klares Verständnis der Lage. »Wir wollen die Republik und den Grossherzog an der Spitze.« Unwillkürlich denkt man an einen Spürhund, der genau auf der richtigen Fährte ist, aber durch eine undurchdringliche, unübersteigliche Mauer an der Verfolgung der Fährte zurückgehalten wird. Das Volk erspürte das Ziel, aber es war ausser stande, sich einen Weg dahin zu bahnen. In

einzelnen Fällen aber ist der Instinkt des Volkes so mächtig, dass es die Mauern niederreisst und aus seiner eigenen Mitte ihm Wegweiser und Führer erstehen. Dann kommt es zu gewaltigen Stürmen; Throne stürzen und neue Throne steigen empor; das Volk aber hat das, was es für gerecht, für ehrenhaft hielt, sieghaft durchgesetzt. In solchen Fällen war die Empfindung des unmündigen Volkes klarer und selbstgewisser als die nüchterne Staatskunst der Diplomaten und Fürsten. Erasmus von Rotterdam, der grösste Gelehrte seiner Zeit und ein feiner, diplomatischer Kopf, war gegen die Reformation. Das Volk aber jubelte Luther, dem Bauernsohne, zu und war gegen Karl V., dem die deutsche Sprache bloss für seine Pferde gut däuchte, und das Volk hat mit seiner Wertschätzung der Reformation recht behalten. Staatsmänner und Geschichtsschreiber und Könige waren für Napoleon und verzweifelten am Reiche. Das deutsche Volk aber erhob sich in der Pfalz, im Staigerwald und im Spessart gegen die Franzosen, es erhob sich in Preussen und Hessen gegen den gewaltigen Korsen, gegen den Willen Friedrich Wilhelms III., und das Volk hat gesiegt und das Vaterland wieder frei gemacht.

Und trotzdem hören wir wieder: Das Volk ist blind im Überschwall seiner Gefühle; Recht hat bloss der kalte, nüchterne Verstand. Das Volk liebt die Buren und hasst England; aber ein Glück, dass es nicht über hohe Politik zu entscheiden hat.

Der alte Lincoln, ein Mann von gesundem, derbem Menschenverstand, kein Soldat, aber ein volkskundiger Staatsmann ersten Ranges, ein richtiges Spiegelbild von Oom Paul, er sagte: Ihr könnt einige vom Volke die ganze Zeit narren; ihr könnt das ganze Volk einige Zeit hindurch narren; aber ihr könnt nicht die ganze Zeit hindurch das ganze Volk narren[1]). — —

Einem Staate anzugehören, bleibt immer etwas Äusserliches, Zeitweiliges, Widerrufliches; einem Volkstum anzugehören, ist etwas Innerliches, Dauerndes, nie ganz Auszutilgendes. Das Bewusstsein volklicher Einfügung und Umhegung verleiht Antäus-Stärke, schafft Klarheit, Selbstgewissheit und Festigkeit. Die Anhänglichkeit an das Volkstum ist eine der edelsten, heiligsten Tugenden von Mann und Weib; sie erst giebt dem Gemüt Tiefe und Zartheit, dem Charakter Dauer und Geschlossenheit. Sein Volkstum zu verlieren, ist dagegen

---

[1]) *You can fool some of the people all of the time; you can fool all of the people some of the time; but you can not fool all of the people all of the time.*

das herbste, vernichtendste Unglück, das ein Volk oder einen einzelnen treffen kann. Der Kampf um das Volkstum ist die Hälfte der Weltgeschichte. Und der Kampf muss im Notfall auch gegen den Staat, auch gegen die Herrscher unternommen werden. Das Höchste kann häufig nur erzielt werden, wenn Volkstum und Staat ungleichen Interessen dienen und ungleichem Ziele zustreben: der Kampf bringt beide Gegner zur Reife.

Volkstum und Volksbund

Jedes Lebewesen strebt nach Wachstum und Ausdehnung. Jede Rasse, jede Religion, jeder Staat trachtet darnach, sich zu vergrössern, neue Anhänger zu gewinnen, Weltrasse, Weltkultur und Weltstaat zu werden. Durch die Mischung der verschiedenen Elemente erfolgt jedoch Beschränkung und Spaltung. Unbegrenzte Ausdehnung führt bloss zu Monotonie und Schwäche, dagegen

Im kleinsten Punkt versammle grösste Kraft,
Das führt, o Jünger, dich zur Meisterschaft!

Nur innerhalb bestimmender, beschränkender Formen entfaltet sich reiches, kraftvolles Leben. So wird die einheitliche Kultur des mittelalterlichen Abendlandes von den mannigfachen Bildungen des neuzeitlichen Westens weit übertroffen, und China weicht vor dem besser gegliederten Europa. An Stelle der christlichen Universalkultur des Mittelalters und der Weltweisen-Humanität der Herder'schen Zeit sind nationale Kulturen getreten. Je mehr draussen die Welt europäisiert und nivelliert wird, um so mehr spitzen sich die Gegensätze innerhalb Europas zu. Je mehr die Auswanderung, die Flucht aus der Heimat zugenommen hat, um so stärker ward das Heimatgefühl und die Befestigung des heimischen Staates. Mittelpunktflucht und -sucht, Zentrifugal- und Zentripetalkraft, die hier wirken, und ohne die Bewegung und Leben aufhört. Schärfster Gegensatz zwischen Weltstaat und Nationalstaat, zwischen Expansionisten und Anti-Expansionisten in Amerika, Gross- und Klein-Engländern in Britannien. Aus dem Gegensatz hat sich ein Drittes hervorgethan, die Föderation, der Bund von Nationalstaaten. Diese Bundesbewegungen auf volklicher Grundlage, die bisher bloss im britischen Reiche sich in Thaten umzusetzen versuchten, wollen einerseits den Nationalismus aus gefährlicher

Enge retten und ihn zu überseeischer Thätigkeit erweitern, andererseits wollen sie fremden Weltstaaten entgegentreten. Dabei ist bereits eine bedenkliche Spaltung erfolgt. Die einen wünschen, eingedenk des nationalen Ursprungs ihrer Parteien, lediglich durch Einigung aller Volksgenossen Macht zu erlangen, wie Froude, der von Eroberungen in Afrika und Asien nichts wissen will; andere wünschen überall ihrem Volkstum die erste Stelle zu verschaffen, wie Dilke, der auch Indien und sogar Japan zu Greater Britain zählt, und treiben so ihrerseits, bewusst oder unbewusst, wieder dem uferlosen Meere des nichtnationalen Weltstaates zu. Dass indessen bloss das Volksbundesreich, nicht das ziellos zusammengewürfelte Universalreich der Erbe der Zukunft sei, dafür sind bedeutsame Merkmale vorhanden. Der südafrikanische Krieg ist der Anfang zu der Schwächung und Zersplitterung des britischen Reiches. Der Philippinenkrieg ist ein glatter Verlust für Amerika. Auch in Russland beginnen sich die Nationalitäten zu rühren.

Die Antinomie der staatlichen Entwicklung stellt sich mithin folgendermassen dar: Ausdehnung ins Unendliche, Beschränkung aufs Nationale; und als das überlegene Dritte: Ausdehnung der verwandten Nationalitäten zu einem Bund. Der Antinomie des äusseren Verlaufes geht eine des inneren zur Seite: der Sozialismus will, dass der einzelne nichts und der Staat alles, der Anarchismus, dass der einzelne alles und der Staat nichts sei; mithin Ausdehnung des Staates ins unendlich Grosse, und Beschränkung ins unendlich Kleine. Daraus das bessere Dritte: freies Ausleben der Einzel- und Stammesindividualitäten innerhalb eines festen, staatlichen Rahmens.

Die Aufgabe unserer deutschen Zukunft beruht wesentlich auf einer Versöhnung des zu Kleinen und des zu Grossen, einer wirksamen Verbindung von Partikularismus und Universalismus. Mit dem Weltbürgertum haben wir ebenso aufgeräumt wie mit dem Kleinstaatentum. Andere Kräfte rücken in deren Stelle ein. Landschaftstum, Pflege der Mundart, der örtlichen Kunst und Überlieferung, der örtlichen Feste und Trachten ersetzt aufs anmutigste und gediegenste das Pfahlbürgertum und den Partikularismus; Zusammenschluss der Hochdeutschen und Niederdeutschen, Zollverein des Reiches, der Schweiz, Österreichs und der Niederlande, Kulturverein mit den Siebenbürgern, Balten, Deutsch-Amerikanern, Templern, Buren ersetzt durch innere Kraft und Wärme das Universalreich der Hohenstaufen und Karls V. Eine wichtige Frage ist hierbei, ob die alldeutsche Be-

wegung sich je zur allgermanischen erweitern könne. Da die Elemente einer Nation durch Zustrom neuer Rassen und neuer Kulturen beständig im Flusse sind, so kann durch die ewige Umformung ebenso gut eine Annäherung wie eine Entfernung hervorgerufen werden. Yankee-Einfluss entfernte Mexiko und Kuba von Spanien, jetzt stehen die spanischen Kolonien mit dem Mutterlande gegen die Yankees. Die Vlamen wurden von Holland weggedrängt und suchen jetzt eine Wiedervereinigung. Ebenso Island und Norwegen, das seinerseits bald zu Dänemark, bald zu Schweden neigte. Es wird dabei ganz wesentlich auf die Dauer und den Grad der zeitweiligen Entfernung ankommen, sowie auf die veränderten Interessen. Einen pangermanischen Bund halte ich indessen für unmöglich. England ist zu lange von uns getrennt, hat zu viel fremdes Blut aufgenommen, hat eine zu abweichende Kultur entwickelt, und zu entgegengesetzten Interessen sich zugewandt, als dass es je mit uns in ein innigeres Verhältnis treten könnte. Sein Fall ist hoffnungslos. Höchst misslich ist auch Dänemark. Bei Skandinavien dagegen liegt nicht so viel im Wege, und es scheint, dass unser Kaiser seit Jahren auf engeren Anschluss hinarbeitet; auch erhoben letzhin angesehene Stockholmer Zeitungen geradezu die Forderung, das Schweden ein bundesrechtliches Glied des deutschen Reiches werde. Die Sprachverschiedenheit ist jedoch nicht mehr zu überwinden. Am wichtigsten, aber auch schwierigsten ist Österreich. Es wird hier zu einem Zusammenstoss zwischen den Rechten des Volkstums und dynastischen Wünschen kommen, einem Zusammenstoss, dessen Ergebnis niemand voraussagen kann.

Eine Weltsitte, ein Weltrecht, eine Weltsprache, eine Weltkunst, kurz eine Weltkultur ist eine unausführbare Utopie. Rousseau und die Männer der Revolution sprachen von einem Naturrecht, aber wie die Jakobiner Brutus und Cassius im Munde führten, so nahm Napoleon die Absichten Cäsars auf: die Durchsetzung der Lehre vom Naturrecht verlief in Bahnen, die von der romanischen Rasse vorgezeichnet waren. Jedes Volkstum schafft sich sein eigenes Recht, seine eigene Sprache und Sitte und Kultur. Es hat auch ein eigenes Lebensideal.

Wie auf anderen Lebensgebieten, so äussert sich dieses Ideal auch im Staate auf seine eigene, besondere Weise. Es geht nicht an, staatliche Einrichtungen und Bestrebungen der verschiedenen Völker in denselben Topf zu werfen, selbst wenn sie zufällig dieselbe Etikette tragen sollten. *Si duo faciunt idem, non est idem.* Der Burgunder, der dem Vollblütigen einen Schlaganfall bringt, ist einem Genesenden

wohlthätig. Die Deutschen sind daran, von ihrer staatlichen Zerrissenheit und Schwäche zu genesen, aber haben noch keine völlige Heilung erreicht. Für sie ist gesunde Vaterlandsliebe, was bei anderen Völkern überspannter Chauvinismus sein mag. Für sie kann ein Volksbund etwas ganz anderes bedeuten, wie für Engländer und Russen.

Von den Volksbünden, die gegenwärtig angestrebt werden, müssen drei ohne weiteres als im Gedanken verfehlt ausscheiden, das Allgermanen-, das Allromanen- und das Allslaventum. Wenn ich erwarte, dass irgend etwas durch meine Darlegungen erreicht werde, so ist es vor allem dies: Rasse ist ein Ding, Volkstum ein anderes. Rasse ist Wasser, klares oder trübes; Volkstum ist Thee, sákè, Wein. Der Gedanke des Panromanismus, des Pangermanismus und des Panslavismus gründet sich auf gemeinsame Rasse, daher kann er nicht in Leben umgesetzt werden. Allbriten-, Allspanier- und Alldeutschtum gründet sich auf Volkstum, daher ist eine Durchführung der Bundesidee möglich.

Am leichtesten ist der Plan der Briten. Er fusst auf einem verhältnismässig einheitlichen Volkstum und er stützt sich auf bereits vorhandene staatliche Grundlagen. Trotzdem sind die Hindernisse nicht gering. Die Interessen der Kolonien, namentlich auf zollpolitischem Gebiete, widerstreben. Ansätze zur Bildung von Sonderart sind sowohl in Kanada wie in Australien gegeben. Es fragt sich, ob diese sich stark genug erweisen werden, um eine Trennung herbeizuführen. Die Meinungen sind geteilt. Einige Berichterstatter sagen, der Burenkrieg habe England seine Kolonien entfremdet; die ausgeschickten Freiwilligen seien nur lästige Strolche gewesen, die man los sein wolle. In Wahrheit gingen die grossen Kolonien auf Unabhängigkeit aus. Die um Chamberlain erklären dagegen, dass noch nie solche Innigkeit zwischen den vielverstreuten Gliedern des britischen Reiches geherrscht habe wie gerade jetzt. Sie halten die Imperialfederation für gewiss. Nicht nur die ungeheure Steigerung des Verkehrs, der die Fäden zwischen Pflanzstaaten und Mutterland fester und zahlreicher macht, sondern auch die nationalistische Strömung befördert den geplanten Bund. Es dünkt mich, dass diese gewaltigen Oberströmungen die gegnerische Unterströmung noch eine Zeit lang mit fortreissen werden.

Zweifelhaft sind die Aussichten des Alldeutschtums. Der Wunsch nach einem solchen beginnt sich zwar auszubreiten und zwar keineswegs bloss im Alldeutschen Verband, sondern auch in ganz anderen

Kreisen[1]), aber der Schwierigkeiten ist Legion. Die territorialen Verhältnisse, die Dynastien, die Parteien, die Besonderheiten der ausserreichischen Volksgenossen sind im Wege. Der Verband ist bloss eine neue, wenn auch politisch viel ernstere Auflage der Schützen- und Schillervereine aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, er kann und will nur vorbereiten; neue Verhältnisse kann erst Diplomatie und Krieg schaffen. Ausser dem misslichen Umstande, dass fast ein Viertel des deutschen Volkes unter den verschiedensten Fremdflaggen wohnt, ist insbesondere die Möglichkeit zu erwägen, ob entfremdete Verwandte wie Holländer, Vlamen und Buren sich dem alldeutschen Hochbilde zuwenden werden. Es ist bekannt genug, dass die Holländer den Reichsdeutschen nicht übermässig hold sind. Zwischen Spaniern und Portugiesen, die nicht ferner von einander stehen wie Platt- und Hochdeutsche, ist auch keine Einigung erzielt worden.

Der iberische Fall ist besonders lehrreich und verdient näher ausgeführt zu werden. Ein Hauptfreund iberischer Föderation ist Manoel Ruiz Zorilla, im besten Alter, rührig, leidenschaftlich, Feind der bestehenden Ordnung und namentlich auch der Kirche. »Die Spanier«, sagt er, »sind entweder katholisch oder rationalistisch; die Katholiken erwarten alles von einem Wunder, die Rationalisten alles vom Zufall, ich aber von der zweckbewussten That.« Sein Ziel kann man ein unitarisches nennen. In Portugal hat Henriques Nogueira schon um die Mitte des Jahrhunderts die Lehre der Föderation gepredigt, sich aber scharf gegen eine Verschmelzung erklärt; ihm ist der Nationalökonom Marreca gefolgt, der Triumvir von 1848, und namentlich Latino Coeltro, dessen Schriften auch in Brasilien bedeutenden Einfluss ausübten. Gegenwärtig ist der angesehenste Verfechter des Einheitsgedankens Theophilo Braga, der Führer der neuen philosophischen Bewegung in Portugal. Er will vereinigte Staaten in der Halbinsel schaffen und jeder Provinz ihre eigene Verwaltung geben, wie denn in der That von jeher eine starke Kluft die Katalonier von den Kastilianern, Navarra von Andalusien getrennt hat. Es erklärt sich leicht, dass die Portugiesen, als der schwächere Teil, sämtlich sich einer eigentlichen Union widersetzen, das Übergewicht des stärkeren Nachbars besorgend, und daher einem möglichst lockeren Staatenbunde, ja der Dezentralisation das Wort reden. Gerade die demokratischen

---

[1]) Vgl. Guntram Schultheiss, der Alldeutsche Verband an der Jahrhundertwende, München 1900.

Elemente zeigen die grösste Eifersucht auf den Fortbestand des portugiesischen Volkes und verwerfen mit Entschiedenheit frühere, rein dynastische Einheitspläne der Braganza. João IV. war bereit, sein Land mit Spanien zu vereinigen, wenn Maria Theresia, die Tochter des Königs Carlos II., auf eine Heirat mit dem portugiesischen Infanten einginge. Ähnlich ist später Pedro IV. zu einem Abkommen mit den spanischen Konstitutionellen gelangt, kraft dessen er zum Kaiser von Iberien ausgerufen werden sollte. Dieselben Wünsche sind bei Maria II. und bei Pedro V. zum Vorschein gekommen, ja zuletzt hat noch Luiz I. Verhandlungen mit Napoleon III. angeknüpft, um mit seiner Hilfe auch des spanischen Thrones sich zu vergewissern und so Amadeo zuvorzukommen.

Die Vorbilder der iberischen Bündler sind die Schweiz und Nordamerika. Vielen gilt als sicherstes Mittel gegen alle wirtschaftlichen, sozialen und staatlichen Gefahren die Vereinigung mit Portugal. Ist diese einmal erreicht, soll sie auf Brasilien und die achtzehn Republiken Südamerikas ausgedehnt, die afrikanischen Kolonien aber gemeinsam verwaltet werden. Merkwürdig ist, welche Bedeutung manche Autoren gerade dem schwarzen Erdteil beilegen, wo doch die portugiesischen Kolonien den denkbar traurigsten Eindruck machen. So beansprucht Magelhães Lima, der rührigste Apostel der Einheitsbestrebungen in Lissabon, ganz Afrika für die Portugiesen mit Ausnahme des zu neutralisierenden Marokko und erhofft von dem afrikanischen Handel eine völlig neue Ära, ein unerhörtes Aufblühen des heimischen Handels. Ganz Afrika! Das wirft ein seltsam Licht auf die Brüderlichkeit, mit der die neuen Verhältnisse der glücklich Geeinigten geregelt werden sollen. Auch vertritt Lima mit Feuer die Sonderinteressen der Portugiesen, die, scheint es, den gewaltsamen Einbruch des spanischen Philipp II. vom Jahre 1580 und die damals für kurze Zeit erzwungene Einheit mit Spanien noch nicht verschmerzen können. Lima ist in Rio de Janeiro geboren und hat die Rechte studiert. Schon als Student Mitarbeiter verschiedener radikaler Zeitungen, jetzt Redakteur des »Seculo«, schrieb er gegen England bei Gelegenheit des Vertrages von Lourenzo Marques und verfasste das Werk »*Le Socialisme en Europe*«. Sein Freund, der Vicomte de Ouguella, schrieb gegen das Ultimatum des »ältlichen« Albion und glaubt, dass eine Föderalrepublik England zwingen kann, von Afrika seine Hände zu lassen.

Einen öffentlichen Ausdruck fanden die Einheitsbestrebungen in

dem Kongresse, der im Juni 1894 in Badajoz getagt hat. Es fanden sich da ein Gomes Leal, der Dichter des »Antichrist«, eines Gegenstückes zu Carduccis »*Evviva Satana!*«, und Dichter der »*Trahison*«, einer starken Schmähung gegen England; ferner Salmeron, Expräsident der spanischen Republik, später Justizminister, Reis Damaso, eifriger Biographienschreiber, Teixeira Bastos und eine Anzahl von Professoren, Ärzten, Advokaten und Journalisten. Man garantierte sich von beiden Seiten Freiheit und Unabhängigkeit, sowie die Integrität der Gebiete und der »organischen Konstitution«, vor allem war absolute Handelsfreiheit in Aussicht gestellt. Nicht einigen konnte sich der Kongress über die Religion und über das stehende Heer, doch wurde die etwas abstrakte Denkschrift des Professors Emygdio Garcia insgemein anerkannt. Es wurde unendlich viel geredet, begeistert Beifall geklatscht, und das Land erblickte in dem Kongress den Anfang zu dem Wiederaufblühen einstiger Grösse.

Und was ist von alledem zur That geworden? Nichts. Es kam alles anders. Spanien ward von den Yankees zu Boden geworfen, Portugal verbündete sich mit England, und entwickelte feindliche Absichten gegen den benachbarten Verwandten. Dagegen fand der oben erwähnte allspanische Kongress zu Madrid statt, zu dessen Absichten freilich die katalonischen und karlistischen Sonderbestrebungen in grellem Gegensatze stehen. Das iberische Versuchsstück ist nicht ermutigend. Es ist jedoch nicht durchaus massgebend. Die germanischen Volkheiten sind, trotz des Religionshaders, geschlossener als die zerklüfteten iberischen. Sie sind ausserdem aufsteigend, unternehmungslustig, entwicklungsfähig, während die iberischen zerfallen und keiner neuen Aufgabe gewachsen sind. Vor allem aber spricht der geschichtliche Werdegang zu unseren Gunsten. Portugal war seit der Gothenzeit, war seit elf Jahrhunderten für sich und war nur einmal eine kurze Weile mit dem Rest der iberischen Halbinsel vereinigt; die Niederlande waren über ein Jahrtausend in Zusammenhang mit mittel- und ostrheinischen Stämmen und haben erst seit einem viertel Jahrtausend aufgehört, als Glieder des Reiches sich zu fühlen. Es findet endlich holländische Sprache und Litteratur, was die skandinavische nicht findet, einen genügenden Widerhall in der plattdeutschen, so dass der unentbehrliche gemeinsame Stamm des Fühlens und Denkens gegeben ist. Treitschke[1]) erachtete freilich, dass die Gemeinsamkeit nicht aus-

[1] Politik I 277, wo auch bereits der Vergleich mit iberischen Verhältnissen.

reiche, allein darüber entscheidet nicht die Erkenntnis, sondern die That. Den abseits stehenden Macedoniern gelang es, sich mit dem verwandten griechischen Volkstum zu verschmelzen; trotz bereits bestehender, abweichender Litteraturen haben sich Sizilianer und Italiener, Süd- und Nordfranzosen und Burgunder durch politischen Zwang dennoch geeinigt. Es hängt hier so viel davon ab, ob man den Dingen geruhig ihren Lauf lässt oder nicht. Entwicklung an und für sich ist noch nichts, die Entwicklung zu erkennen ist auch noch nicht viel, in die Entwicklung thätig eingreifen, das ist alles.

Volkstum und Erwerb

Zwei Lebensideale haben von jeher bestimmend auf die Geschicke der Völker eingewirkt: Erwerb, um zu geniessen, und Erwerb, um sich zu vervollkommnen. Die im ruhigen Genuss das höchste Gut sehen, sind die Vertreter der bürgerlichen, der sozialen Weltanschauung. Sie schätzen die Tugenden der Ordnung, des Friedens, der behaglichen Häuslichkeit, sind hilfreich und verträglich und fördern meist die das Leben verschönernden Künste. Sie wollen, dass jedermann das gleiche Mass von Rechtsschutz und Glück zukomme, und sind gegen jeden Zwang. Gehen lassen, leben und leben lassen, Duldsamkeit gegen fremde und eigene Fehler, das ist die Hauptforderung der Bürgermoral. Man kann diese lässliche Lebensauffassung die weibliche nennen; sie ist vornehmlich empfangend, selbstgenügend und selbstgefällig. In ihren Lastern artet sie zu Gesinnungslosigkeit, Gemeinheit, roher Genussucht und Zuchtlosigkeit aus. Die rastloses Fortbilden zu ihrem Hochbild erhoben, sind die Herrenmenschen, die Vertreter der nationalen Anschauung. Ihnen gelten bloss die Tugenden des Wagens, Eroberns, Befehlens; sie wollen immer weiter voran, sind nie befriedigt und schätzen das Thun mehr als das Geniessen. Sie glauben, dass Gleichheit lediglich zur Flachheit und, gleich auf ebener Fläche zerfliessendem Wachs, zur Formlosigkeit führe, während nur der Zwang Formen hervorbringe, nur die Zucht den Charakter stähle. Diese Lebensansicht ist männlich, erzeugend, ausdehnungslustig. Tüchtigkeit, nicht Geld, Hammer, nicht Ambos sein, sind ihre Forderungen. In ihrer Entartung führt die Ansicht zu Masslosigkeit, Ungerechtigkeit und Tyrannei.

Der Gegensatz der gekennzeichneten Lebensideale hat in den Kämpfen zwischen leidenden Völkern, Bismarcks weiblichen Nationen, und den thatkräftigen Völkern oder männlichen Nationen, ferner in dem Ringen zwischen Viel- und Einzelherrschaft, Geld- und Geburtsadel, Industrie und Agrariertum seinen Ausdruck gefunden. Der Gegensatz bewegte das Altertum ebenso gut wie die Neuzeit. Die bloss auf ruhigen Erwerb bedachten Phönizier wichen den Assyrern, die Athener der Pöbelherrschaft den Macedoniern, die in Luxus versunkenen süditalienischen Pflanzstädte und die Diadochen den Römern. In allen Staaten des alten Abendlandes tobte der Kampf zwischen Herrschersippen und den breiten Massen, Aristokratie und Plutokratie.

Es ist eine anerkannte Thatsache, dass der Erwerb die erste Grundlage zur Kultur abgiebt. Erst wenn Eigentum bei den Urstämmen sich entwickelt und mehrt, legen sie ihre ursprüngliche Wildheit allmählich ab und gelangen zu Gemeinwesen und fester Sitte, zu den Anfängen von Hausbau, Musik und Kunstgewerbe. Desgleichen hat noch nie ein armes Volk eine eigene Zivilisation hervorgebracht oder eine fremde schöpferisch fortgebildet. Grosse Bauten aufführen und kostbare Gemälde bestellen kann bloss, wer über reiche Mittel verfügt, und selbst die Dichtung, die Beredsamkeit, die Geschichte, die doch zu ihrem äusseren Ausdruck keiner Ausgaben bedürfen, gedeihen bloss in Zeiten der Wohlhabenheit und Fülle. Schon Firdusi wurde nur durch das Versprechen goldener Belohnung dazu veranlasst, das Königsbuch zu schaffen. Goethe erklärte, dass zu seiner Bildung über eine Million nötig gewesen sei: jedes Bonmot koste ihn eine Börse Gold. So ist mithin der Erwerb eine wesentliche Stütze, ja Grundbedingung jeglicher Kultur und damit auch jeden Volkstums.

Weniger springt in die Augen, dass durch den Erwerb, wenn er einseitig betrieben wird, das Volkstum geschädigt werden kann. Das Sinken und Zerfallen der Staaten wird gewöhnlich einem natürlichen Gesetze des Blühens, Reifens und Verwelkens zugeschrieben, aber die Geschichte kennt nicht bloss das Natur-, sondern auch das Sittengesetz. Wie durch eigene Schuld jemand mit dreissig Jahren schon zum Greis, so kann auch ein junges Volk durch eigene Schuld vor der Zeit untergehen oder aber durch Willenskraft »gegen das Schicksal« sein Leben verlängern. Wer in der Geschichte bloss Notwendigkeit erblickt, dem haben wir nichts zu sagen; wer aber Freiheit des Handelns darin anerkennt, der sei eingeladen, die Nachteile ausschliesslicher Erwerbsrichtung näher zu betrachten.

In einer seiner wunderbaren prophetischen Visionen stellt sich Jean Paul vor, wie die Erde einmal aussehen wird, wenn der Industrialismus zur höchsten Vollendung gelangt ist. Die ganze Erde ist dann eine einzige Stadt, kein Fleckchen Grün irgend zu erblicken; kaum, dass vom Himmelsblau noch ein Strahl in die engen Gassen und riesigen Häuser hinableuchtet. Der Erwerb ist der König des Tages, aber alle Poesie ist aus der Welt verschwunden, dürrste Prosa nur zurückgeblieben. Selbst die Liebe ist eingeschrumpft und erstarrt. Der Dichter meinte, dass schon in fünfzig Jahren sein Grauenbild daran sei, verwirklicht zu werden. Ganz so weit sind wir noch nicht, wie seine göttliche Phantasie es malte, allein in Birmingham und Glasgow, in Elberfeld und Lodz, in Pittsburg und Kioto ist man dem Bilde bereits bedenklich nahe gekommen. Ein Geschlecht, das zwischen Schornsteinen und Eisenbahnschuppen, in dumpfigen Fabrikräumen und greulichen Hinterstubkneipen aufwächst; jeder klare Fluss zu einem Sumpfe versudelt, jeder Ausblick zum hellen Himmel durch Rauch verdüstert; die einzigen Spielplätze der Kinder in engen schmutzigen Höfen, das Leben der Erwachsenen ein endloses Verfertigen derselben Geräte, die andere benutzen, von Kleidern, die andere tragen, ein mühseliges, dunkles Sklavendasein. Glücklicher war der Neger, der auf einer amerikanischen Pflanzung arbeitete; und voller Verachtung erzählten von der Maschinenarbeiter schimpflichem Los Schwarze, die von einem Besuch in Europa nach der afrikanischen Heimat zurückkehrten.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Wenn das ganze Leben bloss den Zweck haben soll, so und so viel Millionen Menschen mit Nahrung zu versehen, dann könnten ebenso gut so und so viele Millionen Kaninchen oder Ratten gefüttert werden, der Erfolg wäre derselbe. Der Zweck eines Staates insbesondere besteht nicht, wie die neuzeitlichen Hedoniker sagen, darin, den Unterthanen möglichst viel Brot und möglichst gute Kleidung zu besorgen, sondern in der Erziehung eines Volkes zu tüchtigen, edelschönen Menschen. Die Erziehung kann aber bloss ihr Ziel erreichen, wenn der Erwerb leibliche und geistige Gesundheit fördert, nicht wenn er, wie in den Fabriken, sie mindert und zerstört. Der Ackerbau hat daher ein Recht, sich gegen die überhandnehmende Industrie zu erheben. Der Ackerbau hat nicht, wie seine Feindin, eine ausschliessliche Richtung auf Erwerb, sondern ist mit gesunder Leibesübung, sowie mit sittlichen Grundsätzen und geschichtlich gewordenen Zu-

ständen verwachsen; er hat eine Überlieferung und daher Form und Charakter, während die Industrie sich zwar hie und da von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, gewöhnlich aber, vom Boden losgelöst, haltlos in der Luft schwebt. Das Rom des Grossindustriellen Krassus und der Freigelassenen verlor seine Zucht, das industrielle Japan die strenge Sitte der Feudalzeit. Die Fabrikarbeiter New-Yorks und Kairos kümmern sich nicht um ihre Staats- und Volkszugehörigkeit. Soviel über die Schäden des Erwerbs bei der Masse.

Nicht allzu verschieden gestalten sich die Schattenseiten bei den Unternehmern. Sie haben nichts von der Verkümmerung der leiblichen und geistigen Spannkraft zu besorgen, die durch ungesunde Wohnung und eintönige Beschäftigung verursacht wird. Dagegen liegt die Gefahr der Verweichlichung sehr nahe, wie die Beispiele von Tyrus, Sybaris und dem kaiserlichen Rom, den italienischen Städten der Nachrenaissance, von Persien und China beweisen. Reichtum erzeugt leicht Üppigkeit und Lässigkeit; die ganze Sorge dreht sich bald nur noch um die Befriedigung leiblicher Gelüste, um bequemes Wohlleben, und wirft so den reichen Sklaven des Erwerbs in dieselbe Ohnmacht und Ziellosigkeit wie den armen. Der Sybarit auf dem Rosenbette ist zur selben Nutzlosigkeit des Daseins verdammt wie der zur ewigen Tretmühle verurteilte Knecht der Fabriken. Es ist dabei gleichgültig, ob der Unternehmer und sein Vater in der Industrie oder der Rhederei oder im Bankwesen ihr Geld erworben haben; die Symptome sind die gleichen. Das Vorwiegen des Genusslebens bringt naturgemäss Gleichgültigkeit gegen ideale Güter. Nur die Kunst wird gepflegt, weil sie den Genuss zu reizen und den Genuss selbst zu vermehren geeignet ist. Dagegen wird die Anhänglichkeit ans Vaterland geringer und die Berührung mit dem Volkstum hört auf. Der Rheder sucht seinen Gewinn über See und der Bankier und Industrielle in ausländischen Anlagen. Die goldene Jugend ahmt fremden Sport nnd fremde Sitten nach und erfreut sich an fremden Sprachen. Um ferner die Mittel zum Genussleben zu erhalten, dient bald nicht mehr thätiges Wirken, sondern arbeitsunlustiges Spekulieren und Intrigieren. Cliquenwirtschaft und Bestechlichkeit, Hazard und Börsenspiel und Gründungsschwindel werden zur Tagesordnung, einerlei ob bei einer verkommenen Aristokratie wie in Venedig und dem Frankreich der Regentschaft, oder einer plutokratischen Bourgeoisie, wie dem Frankreich der Orleans und den Vereinigten Staaten. So endet das Genussleben der höheren Kreise genau wie das der

Massen in Gleichgültigkeit gegen das Volkstum und Erschlaffung der eigenen Kraft, in Plattheit und Gemeinheit.

Bismarck äusserte einst, wenn er nach Grundsätzen regieren solle, so komme ihm das vor, als ob er mit einer Stange im Munde durch einen engen Waldpfad zu gehen hätte. Solche Grundsatzlosigkeit mag befremden, allein sie zeugt von wahrer Kenntnis des Lebens. Jedes System entartet zuletzt; nur massvolle Bewegung zwischen zwei Extremen taugt und fördert. Zuviel Salz in der Suppe und zuviel Feuer im Ofen ist gerade so schlimm wie zu wenig. Überhebung und Tyrannei ist gerade so ärgerlich wie der fade Gleichheitsbrei. Nun wird aber zu einer gegebenen Zeit immer entweder die Kraft und Roheit oder die Klugheit und List, immer entweder Einzelwille und Herrschertum oder die Masse und Gleichheitstum überwiegen. In der Gegenwart war das soziale Element, das erwerbende Spiessbürgertum und die ihm nächstverwandte Sozialdemokratie, zur Macht gekommen, jüngst aber hat man begonnen, wieder zum thatenfreudigen Individualismus, von beschaulichem Genuss wieder zu rücksichtslosem, unruhigen Wagen hinüber zu streben.

Darum, wenn du dies nicht hast
Dieses Stirb und Werde!
Bleibst du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Gilt dies für den einzelnen, so gilt es hundertfach für ein ganzes Volk, dem kein gefährlicheres Geschenk böser Feen gegeben werden kann als zu langer Friede. Einschläfern durch süsses Opium! Ruhe ist nur gut für den Müden und Friede für den Schwachen.

Die Überzeugung, dass das bürgerliche Regime, nach Tocqueville der elendeste Typus aller Regierungsformen, keineswegs das erhoffte Ideal und dass es nötig, den überspannten Einseitigkeiten des Erwerbtriebes entgegenzutreten, hat in den Vereinigten Staaten zum Krieg mit Spanien geführt, den befangene Wirtschaftsfanatiker der Zuckerkrisis zuschrieben, in England zur imperialistischen Bewegung, in China zu einer tiefgehenden Gährung gegen bisherige Ordnung. Auch in Deutschland fehlt es nicht an Anzeichen, dass ein Umschwung sich vorbereite. Der Krieg mit China ist ein Anfang dazu. Und gegen den übermächtigen Industrialismus erhob sich das Land. Die Bewegung des Bauernbundes im Süden und der Grossgrundbesitzer des Ostens mag noch so sehr mit falschen Anschauungen oder unwürdigen Beweggründen verquickt sein, allein wo Rauch ist, muss

auch Feuer sein: die Bewegung ist berechtigt und weit verbreitet. Die Ansiedelungskommission mit ihrem nationalen Werk in den halbpolnischen Grenzprovinzen ist ebenfalls, trotz der bureaukratischen Schwächen, die ihr anhaften, ein Beweis für das Erwachen eines neuen Geistes. Das wichtigste Zeichen von allen aber ist die Gründung deutscher Bauernkolonien in Übersee und das wachsende Verständnis für die Notwendigkeit von Neuland. Hand in Hand damit geht ein geistiger Feldzug gegen die Grosstadt und die Industrie, gegen Sozialismus und Weltbürgertum, ein Feldzug zur inneren Vertiefung und Stärkung, das Edelste zu fördern, das im Volkstum verborgen liegt.

Wir hoffen und glauben, dass die Weltherrschaft der Zukunft den Deutschen gehört. Aber wie sind wir bis jetzt zu Werke gegangen? Nun, zunächst ganz richtig so, dass wir Kulturwerte schufen. Denn was soll eine Weltherrschaft, wenn sie bloss wie die der Zulu und der Tataren die Welt verödet und zerstört? Wie selbst von den Engländern ihr eigener Landsmann Byron sagt:

Es wird von euch die Welt
Geknechtet halb und halb geprellt.

Darauf wünschten wir, in Reichtum und Bildung uns fühlend, Ausdehnung unserer Wirksamkeit. Da haben wir denn bis jetzt einen wertvollen Teil unserer überschüssigen Kräfte dem Ausland geschenkt, haben die Achtundvierziger, die ein einiges Deutschland und eine starke Flotte wollten, nach Amerika geschickt, haben unparteiisch Japaner und Chinesen, Türken und Griechen, Chilenen und Argentinier mit Militärinstruktoren versorgt, überlassen noch jetzt Tausende von Ärzten, Rechtsgelehrten, Philologen, Elektrikern dauernd dem Auslande und senden Zehntausende von Kaufleuten, Handwerkern und Bauern nach Russland, Algerien, Natal, nach Argentinien und den Vereinigten Staaten. Ein herrlicher Weg, um zur Herrschaft zu gelangen, seine Feinde vorher auf eigene Kosten zu kräftigen! Inzwischen wuchs jedoch der Wunsch nach eigener Krafterweiterung und Ausdehnung, und wir stürzten uns in die stürmische See der Kolonialpolitik.

Die Kolonien haben uns unendlich viel Nutzen gebracht. Sie haben unsern Blick auf das Meer gerichtet und ihm das Verständnis der neuzeitlichen Weltlage eröffnet, haben uns vom Kleinlichen abgezogen und an grössere, bisher ungeahnte Verhältnisse gewöhnt. Für Bildung und Erkenntnis kann man nicht leicht zu viel zahlen.

Ein Volk, das jährlich über zwei Milliarden für Tabak und Getränke ausgiebt, was nicht gerade ganz unbedingt notwendig wäre, kann es sich auch gestatten, zehn Millionen im Jahre für seine staatsmännische und erdkundliche Bildung anzulegen. Wir haben ferner zwar viel edles Blut in Afrika verloren, aber ein unnütz Leben wäre unseren Helden und Pionieren ein früher Tod gewesen, und süss ist's, fürs Vaterland zu sterben. Fürs Vaterland? Ist aber Kamerun und Togo deutsches Vaterland oder kann es das je werden? Hier liegt der Grundschade aller bisherigen Kolonialpolitik. Wir können wahrlich von ihr sagen:

Ach! unsre Thaten selbst, so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsres Lebens Gang.

Das fortwährende Sichberauschen in spärlichen Kolonialerfolgen hat uns von wichtigeren Aufgaben zurückgehalten. Wir hatten sehr klar erkannt, dass wir keinen Properz, sondern einen Tyrtaios brauchten, allein zu was haben unsere begeisterten Führer uns angestachelt? Tropische Kolonien zu erwerben, damit einige deutsche und fremde Kapitalisten durch Pflanzungen sich bereichern; Kolonien gemässigten Klimas, damit dieselben Unternehmer durch Eisenbahnsyndikate und Bergwerke Geld verdienen; beide, damit Rheder durch unterstützte Linien Reichtümer aufhäufen. Also wiederum irregeführt durch die einseitige Richtung zum Erwerb! Als ob der Golddurst nicht schon die Spanier geblendet und ins Verderben gestürzt. Nichts für Bauernansiedlung, nichts für Auswanderung, nichts für Neuland. Geld und wieder Geld, aber kein Gewinn für die Nation, keine Stärkung des Volkstums. Alle Nachteile, die der reine Erwerbsgeist, die fanatische Erwerbsjagd dem Volkstum bringt, fanden sich denn auch bald in unserer Kolonialentwicklung ein. Die Gleichgültigkeit für nationale Interessen zeigt sich in dem Bündnis der Hamburger Rheder mit den Briten, in der Preisgabe unseres wertvollsten Neulandes in Südafrika; statt in Tokio die längst ersehnte Deutsche Bank zu gründen, halfen unsere Kapitalisten mit einer halben Milliarde den Engländern bei einer chinesischen Anleihe. Die Sitten- und Charakterlosigkeit, die üppiges Leben erzeugt, offenbarte sich in der bedenklichen Menge von Kolonialskandalen und dem Morphinismus so vieler hervorragender Afrikaner. Die Wunden, die so uns geschlagen wurden, schmerzten empfindlicher als das vor pallisadenverschanzten Bomas vergossene Blut. Gesündere Sitten herrschen in der einzigen Kolonie, wo wir ein Fleckchen Neulandes beackern, in Südwestafrika: im Besiedeln eigenen, nicht im Beherrschen fremden Landes ruht unser Ziel.

Die Kolonialgrossherren, die Woermann, Scharlach, Douglas sind zugleich die Beförderer oder im Bunde mit Beförderern der Industrie, des Überseehandels und der Flotte. Gewiss, es ist erfreulich, dass wir, nachdem Frankreich mit Blut und Eisen zerschmettert, nun daran sind, England durch unsere Industrie zu zermalmen. Es war die höchste Zeit, dass wir uns der ruhmreichen Hansa erinnerten und unsere Handelsflagge wieder den deutschen Namen an alle Küsten trug. Es ist geradezu ein Gebot der Notwendigkeit, eine nationale Lebensfrage, dass eine starke Kriegsflotte gebaut wird, die in ihrer Vollendung hoffentlich sehr über das kümmerliche, jetzt ihr zugedachte Mass hinausreicht. Aber gerade weil all diese Dinge so erfreulich und notwendig sind, gerade weil jedermann Tag und Nacht von dem Wachstum und Siege des deutschen Handels träumt und weil die Stärkung der Kriegsflotte so allgemein begrüsst und bejubelt wurde: muss sich nur um so lauter die warnende Stimme erheben, damit wir nicht wieder das Mittel zum Zweck erheben und nicht wieder eine That uns so in Anspruch nimmt, dass sie unseres Lebens Gang hemme. Jede Nähnadel mehr, jedes neue Streichholz ein Gewinn des Vaterlandes; jedes neue Syndikat im In- und Ausland, jede Anlage, so mit deutschem Gelde zustande gekommen, ein volklicher Sieg: also das neue Evangelium. Noch nie ist die Botschaft vom Mammon in so heuchlerischem Gewande verkündet worden. Dass ein Börsenspekulant einige Flaschen Champagner mehr trinken kann und dass ein neuer Schornstein, der die Luft verpestet, im deutschen Vaterlande sich erhebt, das soll zu Nutz und Frommen des deutschen Volkes sein? Die Kulturlosigkeit des Arbeitertingeltangels und der Protzengelage will als Gipfel unseres Volkstums gelten? Das Anfertigen eines Knopfes, der Verkauf eines Hosenträgers mehr wird zum erhabenen Lebenszweck. Der Aberglaube des Orients ist über uns, dass Geld allein Macht und dass Fülle auch Kraft.

Dem Evangelium vom alleinseligmachenden Geld, der Überschätzung von Handel, Industrie und Banken steht die Überschätzung der den Erwerb schützenden Flotte nicht ganz fern. Mahan mit seiner »Seemacht in der Geschichte« hat da eine unklare Begeisterung entzündet, die in ihrer Einseitigkeit nicht ohne Gefahr ist. Der Lieblingssatz von Mahan, dass Napoleon durch die britische Flotte erst zu nichte geworden, ist in der That nur dazu angethan, das geschichtliche Urteil zu trüben. Es ist wahr, Napoleon hat den Briten nichts sonderlich anhaben können, diese aber ihm noch weniger.

Denn was hat Napoleon gestürzt, wenn nicht der Landaufstand in Spanien, wenn nicht die Landniederlagen in Russland, wenn nicht die festländische Erhebung der Deutschen? Nicht minder sind die seefahrenden Griechen von den hinterwäldlerischen Macedoniern überwältigt worden und die Macht der Venezianer und Holländer ward gleichfalls nicht zu Wasser, sondern zu Lande von den Franzosen gebrochen. Vor allem aber ist eine Flotte nur Mittel zum Zweck. Sie soll die alte Heimat schützen oder helfen, eine neue überseeische Heimat zu erringen. Ein ganzes Volk kann nicht wie einst das Heer des Thrasybul auf den Schiffen seine Heimat finden, ein Volk braucht Land, um sich zu rühren, Land, um sich zu ernähren. Aber kein Volk mehr als das deutsche, das so rasch sich vermehrt und dem die alte Wohnung so qualvoll eng geworden. Wenn wir nicht bald frischen Boden gewinnen, gehen wir unfehlbar einer furchtbaren Katastrophe entgegen. Einerlei ob in Brasilien, Sibirien, Anatolien oder Südafrika, wenn wir uns nur wieder freudig und frei regen und unseren Kindern Luft und Licht in reichlicher und guter Beschaffenheit bieten können. Wiederum wie vor zwei Jahrtausenden, als Kimbern und Teutonen an die Thore Roms pochten, erschallt, bald angstvoll und sehnsüchtig, bald trotzig und hoffnungsfroh, erschallt lauter und lauter der Ruf: Land, neues Land!

Volkstum und Weltmacht

Die schöpferische Anlage des Menschen äussert sich vornehmlich auf drei Gebieten: in Werken, Erfindungen und Formen des materiellen Lebens, in der Technik der Geräte, Wohnungen und Gewänder, der Zivilisation; im geistigen Leben, das sich auf Schönheit und Erkenntnis richtet, das die Werke von Kunst und Wissenschaft und Religion erzeugt, in der Kultur; endlich im Staate, der die einzelnen Lebensäusserungen zu gemeinsamem Wirken zusammenfasst und dadurch seinerseits neue Schöpfung hervorruft. Setzen wir, dass es sich um die Züchtung des Idealmenschen handele, so könnte von den drei Gebieten am ersten eine hohe Zivilisation vermisst werden. Es ist vom sozialhygienischen Standpunkte aus unbedingt gesünder, wie der Kirgise zu Pferd zu reisen und in Zelten zu wohnen, als mit der Eisenbahn zu fahren und vielleicht eine dumpfe Hinterstube einer

turmhohen Mietskaserne zu beziehen. Sodann kann der Staat auf ein Mindestmass beschränkt werden. Für die Schaffung selbständiger Eigenart ist es weit besser, wenn der Staat sich nicht überall eindrängt, nicht überall beaufsichtigt, anordnet, bevormundet. Hypertrophie des Staates war den für Weltmacht begeisterten Spaniern und war dem vormärzlichen Preussen mit seinem Verwaltungsfanatismus verhängnisvoll. Was aber nie und nirgends entbehrt werden kann, das ist Kultur. Die Erzeugung von Kulturwerten ist der Endzweck, ist das Ziel. Und die höchste Kultur muss durchaus nicht mit der höchsten Entfaltung des Staatsideals zusammenfallen.

Daher ist der Weltstaat denn auch nicht unbedingt und immer zu erstreben. Das kleine Florenz hat mehr zur Kultur gethan, als das grosse Mongolenreich. Der Weltstaat kann sogar der Kultur schaden, wenn er wie das späte Rom planloser Rassen- und Kulturvermischung Vorschub leistet. Es pflegt ferner der Durst nach Weltmacht feinere Regungen zu unterdrücken; Gold- und Landhunger übertäubt den Hunger nach Schönheit und Erkenntnis, den Hunger nach Gerechtigkeit; der einzelne verliert, wird zu einer Nummer herabgedrückt; Unteroffiziere und Büttel herrschen; an Stelle freudiger Farbenpracht tritt grau in grau. Der Imperialismus führt leicht zur Militärdespotie im Staate, zum Dogma in Wissenschaft und Kirche, zu bureaukratischer Zentralisation in der Verwaltung und zur reinen Kapitalherrschaft in der Volkswirtschaft. —

Seit alters wollte man in der Welt eine ganz bestimmte Entwicklung offenbart sehen. Die ersten Geschichtsphilosophen erblickten die Vollendung der irdischen Entwicklung in der Weltmacht: Je nach der Zeit des Philosophen, in der macedonischen oder römischen Weltmacht oder im heiligen römischen Reiche. Augustin sah das Ziel der Menschheit in der christlichen *civitas Dei,* Neuere sprechen vom Siege der Bildung, der Humanität. Mithin Aufsteigen zu einem Ideal, einem des Staates oder der Kultur oder einem, das beide Hochbilder verquickt. Neueste verwerfen den stetigen Fortschritt und setzten dafür Spirallinien, Wechsel von Fort- und Rückschritt, oder verwerfen überhaupt jeden Gedanken an Aufsteigen und ersetzen ihn durch eine horizontale Kreiselbewegung. Nach neuester Kinematik, wie übrigens vielleicht schon nach dem Cyklusglauben der Babylonier und Chinesen, besteht das Leben der Menschheit aus kreisenden Umläufen, aus der regelmässigen Wiederkehr derselben Entwicklung. Die Perioden werden auf 300 Jahre (Lorenz' Generationslehre), auf 1000

bis 2000 (Parallele der antiken und der germanischen Entwicklung[1]), oder gar mit Hilfe des platonischen Jahres auf 25000 geschätzt.

Ein anderes kinematisches Gesetz sollte die Umwälzung der Kultur durch nordische Barbaren sein. Ein drittes die Westwanderung aller Kultur[2]). Da bei jeder derartigen Betrachtung sich schwere Misstände ergaben, erhoben sich wiederum Männer, die in Verzweiflung alle Entwicklungsgedanken über Bord warfen oder wenigstens die Möglichkeit einer Erkenntnis der Entwicklung leugneten.

Das Abzwecken der Geschichte auf eine einzige Weltmacht oder Weltreligion ist ein Glaube, der unzureichender Kenntnis der Erde entsprang. Augustinus wusste nichts von der chinesischen Weltmacht und Konfuzius. Wenn der Glaube noch jetzt von Politikern (Bluntschli's »Weltstaat«, Dilke: *the world is rapidly becoming english*), und Missionaren, sowie in wenig veränderter Form vom Sozialismus (Weltrepublik) geteilt wird, so entspringt der Irrtum einer Unterschätzung der Rasse. Die Südwanderung der Barbaren kann angesichts der arabischen, malayischen und tibetanischen Züge nicht aufrecht erhalten werden. Die Kultur aber ist schon in den ältesten Zeiten auch ostwärts gewandert, nämlich ins Thal des Hoangho, der Höhepunkt der Kultur ist irrlichtergleich bald in der Mitte, bald im Westen, bald wieder in der Mitte, bald noch weiter im Westen, dann im Süden und Osten, hierauf im Nordwesten, und wiederum in der Mitte Eurasiens gewesen (Vorderasien, Griechenland, Reich Alexanders, Rom, Sassaniden, Inderreiche, Kalifat, Herrschaft der Tang, Europa der Hohenstaufen, Konstantinopel und Ispahan, zuletzt Nordwesteuropa) und nicht selten hat die Kultur zu gleicher Zeit zwei und drei Höhenpunkte gehabt.

Eine ansteigende Bewegung der Kultur hat stattgefunden. Zunächst äusserlich. Der Kulturgürtel hat sich vom mesopotamischen zu einem solchen erweitert, der sich durch den Norden der ganzen alten Welt zog; er hat sodann den Süden der alten Welt mit einbezogen und hat sich in jüngster Zeit um den ganzen Erdball gespannt. Das ist eine unzweifelhafte stete Weiterbildung.

---

[1]) Am schönsten wohl von Bethe (»Lotse« Januar 1901) dargestellt, doch vgl. auch Breysig, Neue deutsche Rundschau, Januar 1901. Ich leugne diese besondere Parallelität nicht, nur finde ich, dass sie nicht für die Anordnung der ganzen Weltgeschichte massgebend sein darf.

[2]) Gelehrte wie Ratzel haben sich natürlich solcher Verallgemeinerung nicht schuldig gemacht.

Nicht minder ist die Menschheit in ihren Hauptvertretern vom Stein zum Metall, vom Kupfer zum Eisen und Stahl übergegangen und hat nach langen Mühen Dampf und Elektricität bezwungen. Mithin eine steigende Herrschaft über die Natur.

Ferner hat die Menschheit an Erkenntnis gewonnen. Man wusste früher nicht soviel wie heute von den Sternen und der Erdoberfläche, von galvanischen Strömen, von der Entstehung der Vulkane und Gletscher, von der Pflanzenchemie und -Biologie. Man wusste weniger von der Entstehung des Rechts und der Mundarten, man ahnte kaum die Bedeutung der Rasse und ahnte nur unvollkommen den weltbeherrschenden Gedanken der Entwicklung.

Dagegen ist ein Steigen oder überhaupt nur eine merkliche Entwicklung der seelischen Kräfte nicht wahrzunehmen oder kann wenigstens in keine Formel gebannt werden. Seele ist die Quintessenz der Rasse, und Rasse ist in ihrem Urgrund unveränderlich.

Wenn nun auf den Gebieten, die dem Geschichtschreiber offen stehen, — die meisten Seelenregungen gehören nicht dazu — allerdings eine bestimmte Entwicklung anzuerkennen ist, so ist das eine solche, die sich nie wiederholt, die immer und immer neue Werte schafft. Man könnte ja die stetige Ausbreitung der Gesamtkultur so auffassen, als ob derselbe Vorgang sich immer wiederholte, nur in stets weiterem Kreise, allein die Ausbreitung ist nicht nur ein Problem der Kinematik, sondern auch der Chemie. Die Gesamtkultur, die zum Teil durch beständigen Wechselaustausch entstanden ist, zum grösseren Teil aber keine innerlich, sondern nur äusserlich, räumlich zusammenhängende ist, sie wird von verschiedenen Rassen getragen. Bei ihrer Ausbreitung aber spielt bald die eine, bald die andere Rasse die Hauptrolle, bald die Römer, bald Araber und Mongolen, heute ein, morgen alle westarischen Völker. Daher gleicht kein Ausdehnungsalter ganz dem andern. Die Weltreligionen und die heutige Weltherrschaft der Westarier stellen doch ganz bestimmte Phänomene dar, die so weder in Inhalt noch Form jemals früher vorhanden waren.

Der Schluss, den ich hieraus zu ziehen wünsche, ist der, dass auch die jetzigen Volkstümer und Weltmächte nicht nach dem Massstabe der früheren zu messen sind.

Aus den Betrachtungen über den Ursprung des Volkstums ging hervor, dass kaum ein Volkstum dem anderen gleicht. Hier ist das vorwaltende Element der Schlachtensieger, dort der im Krieg Besiegte gewesen. Hier hat sich das Volkstum mit einer Kultur be-

gnügt, dort hat es sich mit dreien und vieren vermählt. Hier ist es heimatberechtigt und Herr auf eigener Scholle, dort Eindringling oder Unterthan fremder Herren. Das eine Volkstum blüht sehr rasch und verwelkt, das andere ist langsam und auf die Dauer; das eine erfreut sich starker Eigenart und selbstschöpferischer Kultur, das andere ist schwach und klein und lebt vom Abglanz fremder Bildung. Dieses Volk ist auf weitem Boden zu spärlicher Besiedelung zerstreut, jenes wohnt auf engem Grunde dichtgedrängt zusammen. Und es giebt sogar Völker, die, wie die Juden und Zigeuner, überhaupt einer eigenen Heimat, eines festen Bodens unter den Füssen entbehren und die sich dennoch ohne Verlust durch die Flut der Zeiten durchringen. Die Verschiedenheit der Volkstümer spiegelt sich nun in der Mannigfaltigkeit der Staaten und Weltstaaten. Das Reich der Römer hat mit dem Alexanders und beide mit dem chinesischen nichts gemein. Die Imperien der Zeit der Doppelbildung scheiden sich scharf von den voraufgehenden. Ganz allein steht das mongolische Phänomen. Wieder anders sind die teils festländischen, teils überseeischen Imperien der ozeanischen Zeit, und auch von ihnen ist nicht eines nach denselben Grundsätzen aufgebaut, aus denselben Bedürfnissen entstanden wie das Nachbarreich. Wenn es sich deshalb um Nützlichkeit oder Verwerflichkeit von Weltmachtbestrebungen handelt, so ist das keine Frage, die *a priori* entschieden werden kann, sondern die von Fall zu Fall erwogen werden muss.

Bevor ich jedoch weitergehe, möchte ich der Sicherheit halber einschalten, dass mit Weltstaat ein Raumgebilde, das sich über sehr weite Strecken, womöglich über mehrere Erdteile erstreckt, nicht etwa ein den ganzen Globus umspannender Staat gemeint ist. Ähnlich ist, wenn hier der Ausdruck Weltherrschaft gebraucht wird, nur an Welt*vor*herrschaft zu denken. Die Erwartungen einer auf dem ganzen Erdball verbreiteten Weltsprache und Weltkultur wurden schon oben zurückgewiesen; ebenso ist die Möglichkeit einer absoluten Weltherrschaft, wie sie die Angelsachsen erträumen, von vornherein abzulehnen.

Ich will nun wieder so vorgehen, wie bei dem Vergleiche der alldeutschen mit der iberischen Bewegung und an einem länger ausgesponnenen Beispiele zeigen, wie verschieden sich der Imperialismus gestalten kann.

Seit etwa 1470 ward Russland zu einer Grossmacht. Es schlug die Tataren nach Astrachan und der Krim zurück und überschritt

den Ural. Unter Peter dem Grossen fasste es Fuss an der Ostsee, am Schwarzen und am Kaspischen Meere. Den bedeutendsten Machtzuwachs aber erhielt das Zarenreich im 19. Jahrhundert. Es eroberte den Kaukasus, Südsibirien, Turkestan und die Mandschurei und rückte zugleich seine Grenzen nach Westen hin vor. Auch erstarkte das Reich nach innen. In Verwaltung und Verkehr, in Schule und Wissenschaft, in Geselligkeit und Kunst wurden westliche Einflüsse mächtig. Die Hauptarbeit ward jedoch von Nichtrussen gethan. Dänen bauten Telegraphen, Engländer Eisenbahnen, Polen und Juden errichteten Banken und Handelshäuser, Belgier und Franzosen gaben das Geld zu Bergwerken und Fabriken und Dampferflotten, Finnen lieferten die Bemannung der Marine und Deutsche füllten die Generals-, Minister- und Hochschulposten. Trotzdem gewann eine volkliche, dem Westen feindliche Bewegung an Macht, die im Panslavismus gipfelt.

Zwei Hochziele schweben den Zaren vor: der Sieg der griechischen Kirche und die Weltherrschaft der Russen. Zu dem Ende werden zwei Überlieferungen sorgsam gepflegt. Die eine lautet, dass der Zar der Erbnachfolger der byzantinischen Kaiser, dass mithin seine Aufgabe erst vollendet, wenn er als Schutzherr der byzantinischen Kirche das Kreuz wiederum auf der *Hagia Sophia* erhöht hat. Die andere Überlieferung, die erst seit den grossen Erfolgen des nordischen Bären in Asien aufgekommen ist, lautet: der Zar ist der berufene Nachfolger der grossen asiatischen Weltherrscher, eines Alexander, eines Attila, Dschingiskhans und Timurlenks. Für die erste Überlieferung konnte man den Panslavismus brauchen, demzufolge die Russen als die geheiligten Träger einer gottgewollten Mission erschienen. Für den Anspruch aber, das Erbe Attilas anzutreten, waren die panslavistischen Forderungen weniger tauglich. Denn der Versuch des Fürsten Uchtomsky, die Geschichte zu fälschen und die türkischen Hunnen zu Urslaven zu stempeln, oder das Bemühen des gelehrten Florinsky, Sibirien zur Urheimat der slavischen Rasse zu erheben, das kann auf niemanden einen nachhaltigen Eindruck ausüben.

Die Verbindung volklichen Aufschwungs mit religiöser Begeisterung, dazu der Ausdehnungseifer so der Rasse wie der Religion, alles gefördert und geleitet von einem mächtigen, altangestammten Herrscherhause — gewiss, es kann keinem Zweifel unterliegen, dass hier sich ein gewaltiges welthistorisches Problem offenbart, dass ein Gebilde ungeheurer Macht uns entgegentritt. Auch haben die Zaren, genau

wie einst die von volklicher Begeisterung getragenen Sultane, die Klugheit gehabt, rassenfremden Völkern das Glaubenstum des Zarenvolkes nicht aufzuzwingen. Im Gegenteil, man gebärdet sich als der Beschützer des Padischah, des Hortes der Muselmänner, man begünstigt die Buddhisten und empfängt aufs freundlichste die Abordnung des Dalai-Lama.[1]) Allein gerade der Vergleich mit der türkischen Eroberung weist dahin, dass die Weltmacht der Zaren gleich jener nicht von Dauer sein kann. Ein Weltstaat kann sich auf die Dauer nur als nationaler Staat, nur auf einheitlicher volklicher Grundlage behaupten. Die Grundlage des nordischen Riesenreiches ist zwar ungleich breiter und fester als die des türkischen, aber es ist doch auch im Innern und an den Rändern vom Rassenstreit zerrüttet. Ausserdem ist das herrschende Volk, sind die Russen nicht von solcher Schöpferkraft, dass es ihnen gelungen wäre, eine widerstandsfähige eigene Kultur aufzubauen. Schon jetzt hat das Abendland Bresche in sie gelegt. Wenn der Handel, wenn das Grossgewerbe Russlands wächst, so darf keinen Augenblick vergessen werden, dass das Wachstum überwiegend ausländischer Mühewaltung zu danken ist. So fochten die letzten Römer mit Hilfe germanischer Truppen. Die Hilfe kann sich jederzeit in Angriff verwandeln. Auch ist finanziell das Reussenreich schon ganz vom Auslande abhängig. Wenn ferner die Verwaltung noch leidlich ist, trotz der schreienden Misstände des kleineren Beamtentums (der Tschinownik ist nicht nur korrupt, sondern geradezu ein verdrossener Reichsnörgler), wenn die Gesandten und Berater des Zaren ihren ausländischen Nebenbuhlern obsiegen, so ist daran zu erinnern, dass die Erfoge zumeist von Deutschen errungen werden, deren Eigenart und damit ihre Leistungsfähigkeit die Regierung letzthin gerade zu untergraben sucht. Wenn endlich bisher die Ausdehnung der Grenzen so rasch von statten ging, wenn Schlachten gewonnen wurden, so ist genugsam bekannt, dass bislang die Russen gewöhnlich mit minderwertigen Gegnern zu fechten, also leichtes Spiel hatten. Die Örtlichkeiten boten, genau wie in den meisten Kriegen der Engländer, mehr Schwierigkeiten als der Feind. Das schlimmste aber an der ganzen russischen Eroberungspolitik ist die Thatsache, dass sie nur auf Kosten innerer Wohlfahrt betrieben wird. Der Preis für die Ausdehnung der Grenzen war der Ruin des eigenen Landes, der seit der Aufhebung der Leibeigenschaft, jener Mündigerklärung unreifer

[1]) Herbst 1900 in Livadia.

Kinder, beständig zunehmende Verfall der Landwirtschaft. Ein Volk aber, das durch Ausdehnung an Kraft nicht wächst, sondern sich selbst schwächt, hat keine Weltherrschaft verdient und kann sie, wenn errungen, keinesfalls behaupten. Es gleicht einem Hungrigen, der durch Alkohol sich zu vorübergehender Kraftäusserung anreizt.

Immerhin hat der russische Imperialismus wenigstens das geleistet, dass er Nordasien russischer Siedlung eröffnet hat. Wenn jener Imperialismus einst flügellahm zu Boden sinkt, so wird als seine Frucht doch Neurussland in Sibirien bleiben. Ebenso, wenn einst nach der Prophezeiung Macaulays ein Neuseeländer sinnend die Ruinen von St. Paul beschaut, so wird ein von britischen Siedlern erfülltes Kanada und Australien lebendiges Zeugnis von britischem Wagemute und britischer Ausdehnungspolitik ablegen.

Jedes Erlebnis leistet schon genug, wenn es uns nur wie ein warmes Bad erquickt, das dann sofort kalt und abstossend werden mag; dann aber steigt Erlebnis und Leben auf ragende Höhe, wenn es Werke erzeugt, wie Gemälde oder Dichtungen oder Staatseinrichtungen, die auch, nachdem Erlebnis und Leben längst entflohen, noch als Zeugnis einstiger Wirksamkeit bleiben. Und das hat der Imperialismus den Russen und Briten bereits geleistet, dass die Spuren von ihren Erdentagen nicht in Äonen untergehen können.

Und Deutschland? Es steht noch ganz am Anfange. Den je 15 Millionen Geviertkilometern, die Russland und England an für Weisse besiedelbarem Boden besitzen, hat es kaum eine Million entgegenzustellen. Das Reich braucht aber mehr Land, da seine Bevölkerung sich jährlich um 7—800000 Seelen vermehrt. Es braucht Land, um im Kampfe ums Dasein bestehen zu können. Ohne Zuwachs neuen Bodens würden wir einem Industrialismus in die Arme getrieben, der nach kurzer Blüte die Volkskraft aussaugen und dauernd lähmen würde. Man kann aber den Industrialismus nicht durch Moralpredigten überwinden. Alle theoretische Gegnerschaft scheitert an dem abnehmenden Bodenertrag und dem zunehmenden Ertrage des Grossgewerbes.[1]) Wo der grössere Verdienst lockt, dahin wendet sich jeder. Die Gefahren einseitiger gewerblicher Entwicklung können bloss auf praktischem Wege wirksam bekämpft werden. Nur wer ein Gut sehr billig haben kann und daher mit ihm sich besser steht, als mit gewerblicher Arbeit, wird dem Zug nach der Stadt nicht

---

[1]) Vergl. Lujo Brentano, »Die Zeit«, 29. 12. 1900.

folgen. Um zu leben, um gesund und mit Freudigkeit zu leben, dazu bedürfen wir grosse Strecken neuen Ackerlandes. Das kann und soll uns der Imperialismus schaffen, wenigstens läge darin seine Hauptberechtigung.

Die Früchte der russischen Staatskunst kann, wenn es nur den Mut dazu hat, Deutschland einheimsen. List, Moltke, Rodbertus, Lagarde, alldeutsche Kreise haben darauf hingewiesen, dass die Ziele deutscher Auswanderung, deutscher Ausdehnung im Südosten liegen. Was hilft selbst im günstigsten Falle ein brasilisches, ein südafrikanisches Deutschtum? Der Ausbreitung deutscher Art viel, aber der deutschen Reichsmacht nur wenig. Es ist keineswegs gesagt, dass derartige überseeische Volksgenossenschaften sich nicht zu selbständigen Gebilden entwickeln würden. Dagegen ist festländisches Wachstum deutscher Erde und deutscher Bauern, deren Fleiss und Tüchtigkeit turmhoch über der lässigen Stumpfheit des Mujik erhaben ist, eine sichere Gewähr vor der Flut unserer Feinde, eine sichere Grundlage unserer steigenden Macht. Wir müssen die Kolonisation der Ottonen, der Siebenbürger Sachsen, des deutschen Ordens und der ersten Preussenkönige wieder aufnehmen. Dazu haben die deutschen Wolgabauern und die Zunahme deutscher Handels und Gewerbethätigkeit in der ganzen Wirtschaft Russlands schon einen bedeutsamen Anfang gemacht.

Kein Zweifel, ein derartiger Gewinn neuer Erde kann nicht ohne Krieg errungen werden. Ward je eine Weltmacht ohne blutigen Kampf begründet? Auch ist uns nicht davor bang, dass wir im gewaltigen Streit unterliegen möchten, nein, reger ist die Besorgnis, dass es nicht von uns heisse, was der karthagische Reitergeneral dem Hannibal vorwarf: *victoria uti nescis*. Der Gewinn kann uns ferner nur zufallen, wenn Volkstum und Herrscher einig sind. Volkstum erblühet oft ohne, ja gegen den Staat, aber das deutsche Volkstum ist in solche Enge geraten und die Weltverhältnisse haben sich dergestalt zugespitzt, dass bloss mit Hilfe dynastischer Staatskunst unserem Volkstum und unserer Kultur weite und neue Bahn gebrochen werden kann. Auf der anderen Seite haben deutschländische Fürsten weder von Slaven noch Romanen eine Förderung ihrer Macht zu erwarten; sie können nur steigen durch den volklichen Gegensatz des Reiches zu seinen Nachbarn, können nur durch Anlehnung an deutsches Volkstum weiterschreiten. Nur das einmütige Zusammengehen von Herrscher und Volk könnte die zu erneuter Ausdehnung notwendige Stosskraft erzielen. Denn es ist den verwickelten Verhältnissen heu-

tiger Weltpolitik, der unsäglichen Schwierigkeit der österreichischen, polnischen, türkischen Lage nicht das Volk, sondern nur der Verstand und der Wille seiner Führer gewachsen. Im übrigen ist die alldeutsche Bewegung, wenn man sie als Vertreterin des Volkswillens auffassen will, in ihren Wurzeln so wenig demagogisch wie die 48er. Damals galt Führerschaft der Professoren, jetzt haben wir Gobineau- und Nietzschekult. Also beide Male nicht Massenideale, sondern die Ziele geistiger Aristokratie. Kein grösseres Unglück aber für das Vaterland, als wenn der verhängnisvolle Zwiespalt von 1848 wiederkehrte. Jedoch, wir haben gelernt seitdem. Denn dadurch unterscheidet sich die jetzige volkliche Bewegung von der damaligen, dass nicht Festbegeisterung, sondern Realpolitik ihr Polarstern ist. Andererseits hat die Regierung durch herbe Erfahrungen eingesehen, dass sie sich gegen den entschieden erklärten Volkswillen nicht dauernd behaupten kann. Wenn die Erkenntnis von der beiderseitigen Unentbehrlichkeit der staatsbildenden Faktoren in Deutschland Gemeingut wird, dann steht zu hoffen, dass die Mängel, die fremdem Imperialismus anhaften, unserer künftigen Entwicklung erspart bleiben. Dann wird Weltmacht in Wahrheit eine Förderung, Vertiefung und Verklärung deutschen Volkstums sein.

Deutsche Kultur und Politik.

Tacitus verherrlichte das Germanentum. Das mochte dem Sohn einer dekadenten Zeit wohl anstehen. Auch die Alexandriner fanden an ländlichem Idyll Gefallen, auch Rousseau predigte die Rückkehr zur Natur. Vor der Wissenschaft hält die Verherrlichung nicht Stand. Die Germanen waren Barbaren. Sie fielen als Räuber und Mörder in die Kulturzone ein. Einige Stämme opferten nach einer Niederlage ihre Könige den Göttern. Ennodius spricht von den Menschenopfern der Franken, Heruler und Sachsen. Über die Religion der Normannen, die Russland eroberten, der Ros,[1]) sagt Ibn Rusta: »Sie haben Medizinmänner aus sich, die über ihr Reich die Herrschaft ausüben gleich Göttern von ihnen, indem sie ihnen befehlen, die Gunst ihres Schöpfers zu gewinnen durch beliebige Dinge, als Frauen, Männer und Pferde; haben die Medizinmänner eine Entscheidung gefällt, so müssen sie ihrem Befehle unbedingt nachkommen. Der Medizinmann nimmt nun den Menschen oder das Tier, legt ihm eine Schlinge um den Hals und hängt das Opfer an einem Holze auf, bis es ausatmet, und sagt dann, dies sei ein Opfer für Gott.« Das ist der Zustand der Barbarei. Wenn man, wie Wilser und andere Teutomanen, mit noch so grossem Fleiss die Spuren ältester germanischer Kunst, wie Brustschmuck, Gewand- und Schiffsornamente oder Stabreime sammelt, wenn man auf die sorgfältige Leibespflege der alten Germanen, auf Seifen, Kämme, Nagelreiniger hinweist, so beweist das wenig für höhere Bildung, da auch Papua ihre Ornamente haben, und Buschmänner kunstfertige Zeichnungen herstellen, da gerade die wildesten Völker, wie die Maschukulumbwe mit ihren meterhohen Frisuren, der Haartracht besondere Aufmerksamkeit und viel Zeit zuwenden. Man versperrt sich das Verständnis der ganzen Geschichte, wenn man den Germanen eine Ausnahmestellung zuerkennen will!

Die Germanen hatten wie Türken und Tungusen ein Zeitalter der Barbarei; sie wurden wie jene Nordasiaten mit der Kultur des Südens bekannt und von ihr bezwungen; sie nahmen, wiederum

[1]) Das Folgende aus Marquart, Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge 384.

wie jene, die Religion des Südens an. Da ist nichts, was als ein singuläres, verhängnisvolles, ewig rätselhaftes Geschick aufzufassen, was demgemäss besonders zu preisen oder zu beklagen wäre. Die Germanen teilten das Geschick aller Nordvölker. Nun aber zeigt sich, was sie von ihren turanischen Nachbarn trennt. Während Türken und Tungusen zwar Herrschertugenden besassen und in Kunst ein gutes Verständnis, eine gute Aufnahmefähigkeit an den Tag legten, sowie die Ausführung grosser Monumentalbauten anregten und leiteten, haben sie nie, ausser etwa in der Geschichtschreibung, die ihren Eroberertalenten gemäss war, eigene Schöpferkraft offenbart. Die europäischen Nordvölker dagegen, Germanen, Kelten und, in schwächerem Masse, die Slaven, haben die Südkultur durch eine Fülle eigener Schöpfungen bereichert. Dadurch ist zuletzt die Nordkultur der Bildung des Südens ebenbürtig und in einigen Stücken überlegen geworden. Lange dauerte der Kampf. Wollte sich gerade der Norden von dem Zuströmen des Fremden erholen und selbständige Bahnen einschlagen, da kam eine neue Sturzwelle vom Süden, die die Schutzdämme wieder wegfegte. Zuerst fand die Religion des Südens Eingang, dann die Schrift, in der Stauferzeit das Recht, in der Humanistenzeit die Renaissance. Kaum hatte Luther den Papst besiegt, da ergoss sich das Dogma und die Orthodoxie von neuem in die Kirchen des Nordens; kaum hatte er die deutsche Sprache zur Anerkennung gebracht, da überschwemmte neuerdings das Latein die nordischen Literaturen. Dürer und Holbein, Rubens und Rembrandt hatten die deutsche Kunst auf den Gipfel erhoben, da erwachte durch Winckelmann und Wilhelm von Humboldt, sowie durch David's und anderer romanischer Nachbarn Beispiel, wiederum die Überschätzung der Antike. Auch heute noch hat Rom nicht ausgespielt. Der Ultramontanismus gewinnt diesseits der Alpen noch einmal an Boden und die Antike lockt mit stets frischer Kraft die Gemüter der Künstler. Allein darin unterscheidet sich doch dies Zeitalter seit Klopstock von allen früheren Epochen, dass es zum ersten Mal bewusst deutsches Volkstum als gegensätzlich zur Fremde und daher auch zum Süden empfindet und eine eigene deutsche Bildung zu schaffen bemüht ist.

Es ist durchaus berechtigt, gegenüber Zeus und Apollo einmal die Götter der Edda, gegenüber der ausschweifenden Überschätzung griechischer Geschichte die Taten unserer Ahnen, gegen-

über olympischem Faustkampf Schlittschuh und Ski, Alpenfahrten und nordische Spiele zu Ehren zu bringen. Was Klopstock ohne Schwung und ohne sonderlichen Erfolg begonnen, nahm Richard Wagner und nahm das gegenwärtige Geschlecht südfeindlicher Dichter und Rassenforscher sowie die turn- und kriegsfreudige Jugend auf. Wotansdienst und vaterländische Geschichte, deutsche Monatsnamen und Feuerräder bei Johanni! Bald entstand jedoch eine Kluft innerhalb der neuen Gemeinde. Seillière[1]) sagt:

»Il y a deux aryanismes intransigeants: race blanche pure, septentrionalisme, anglosaxons, volonté, libre arbitre, positivisme, impérialisme; et parcontre: méridionalisme, l'homme-dieu, déterminisme, mysticisme, extase artistique.«

Nichts ist bezeichnender für die Germanenvorkämpfer Wagner und Gobineau, als dass der grosse Tonkünstler von dem Juden Schopenhauer das Mitleid lernte und sich zuletzt der Mystik des Orients zuwandte, was ihm ja Nietzsche nicht verzeihen konnte, während der Franzose nicht nur Zeit seines Lebens für östliche Studien die größte Vorliebe hatte, sondern auch orientalische Tracht und Gewohnheiten bevorzugte und eine künstliche orientalische Umgebung sich mitten in der nüchternen Welt des Occidents aufbaute. Gobineau schrieb orientalische und romanische Novellen, und sass gern auf Divans; er rauchte ein Nargileh, er ass türkisches Pilaff[2]); er hatte einen syrischen Diener; er, der Verteidiger des Ahnenstolzes und der Sippenüberlieferung, verkaufte sein Ahnenschloss und lebte in Rom. Der Graf und Wagner flüchteten also aus der trauten Heimat in die Ferne, aus der beklemmenden Enge des Nationalismus in die weite, verdämmernde Welt.

So geht es vielen Propheten reinen Germanentums. Es ist ihnen doch nicht ganz wohl in ihrer Haut; es fehlt etwas zu ihrem Glücke. Fehlt ihnen die farbenfreudige Welt heiteren Sinnengenusses, sprühender Schaffensfreude, fehlt ihnen der lebensvolle Süden. Die Deutschen des Nordens, die sich germanischer dünken als die des Südens, kommen gerne nach dem kelto-romanisch gefärbten Südwesten, kommen nach München, weil sie sich dort »gemütlicher« fühlen.

Alle Geschichte zeigt Mischung der Rassen und Kulturen. Auch für uns ist es nicht geraten, keltische Leidenschaft und süd-

[1]) Revue des deux mondes, déc. 1903.
[2]) Kretzer, Joseph Arthur Graf von Gobineau 33.

europäische Kultur ganz abzuschütteln. Wohl aber kann und soll es unser Ziel sein, aus südlicher Anregung und eigenen Anlagen ein höheres Drittes, eine einheitliche deutsche Kultur herauszugestalten.

Und ein einheitliches Volkstum. Etwas Gewürz an den Speisen ist gut, zu viel verdirbt sie. Etwas Mischung mit kräftigem oder gar edlem Blut der Fremde ist von Vorteil: Die Hugenottenenkel gehören zu den besten Generälen, Wissenschaftern und Kaufleuten Deutschlands. Zu viel Mischung ist vom Uebel: so die slavische Sintflut, die von Osten her über uns hereinbricht. Wir müssen auf jede Weise uns der Fremdlinge wehren. Ohne allerdings eins ausser acht zu lassen. Ich meine den Spruch: minima non curat praetor. Die dänischen Milchmägde und die paar dänischen Schreier in der Nordmark hätten das starke deutsche Reich schliesslich auch nicht umgestürzt. Gross ist dagegen die Gefahr vor Polen und Tschechen, vor Slovenen und Magyaren, sowie in der Zukunft vor der sich immer rascher vergrössernden Kopfzahl der Russen. Gewiss, man kann es verstehen, dass auch jene Volkstümer den Kampf ums Dasein kämpfen, dass sie sich nicht unterdrücken lassen, dass sie sich ausbreiten wollen. Ich kann auch einen Löwen verstehen, der mir begegnet und der mich fressen will. Ich kann mich sehr gut in die Gefühle des Löwen hineinversetzen — er will seine hungernden Kleinen speisen und sein eigener Magen knurrt, er will einem Gegner zuvorkommen und ihn, ehe jener schaden kann, unschädlich machen — schön und gut, nur ein Narr wäre ich, wenn ich diesen berechtigten Gefühlen soweit nachgäbe, dass die wilde Bestie mich auffrässe. Genau so ist unser Verhältnis zu Slaven und Magyaren, denen trotzdem aus deutschen Kreisen Verteidiger erwachsen sind. Man kann aus dem Verhalten anderer Völker lernen. Man kann z. B. Vermerk davon nehmen, dass auch bei unseren Nachbarn die Rassenmanie erwacht ist.[1]) Aber man kann aus dem überall hervorbrechenden Nationalismus auch lernen, sich der gleichen elementaren Kräfte bedienen, die bei Fremden so unwiderstehlich wirken. Wie man ein anderes Elementar-Ereignis, die Trusts, nicht mit

---

[1]) Drinow, lobend zitiert von Schischmanoff, Revue Orientale IV, 49: Chez nous (Bulgaren) s'est implanté l'habitude de penser que les historiens, qui ne sont pas disposés à voir dans les Boulgars des Slaves, sont, soit des ennemis de notre peuple, soit de faux savants.

kleinlichen Mitteln bekämpfen will, da sie doch nicht mehr aus der Welt zu schaffen, sondern lieber regierungsseitig die Stosskraft einheimischer Trusts durch Differentialzölle zum Angriff gegen das Ausland zusammenfasst: so ist es auch richtige Politik, deutschen Nationalismus, wenn man will, Chauvinismus, gegen fremdes Volkstum aufzustacheln und zu verwerten.

Der bewusste Kampf gegen fremde Volkstümer hat das Gute, dass er auf den Zusammenschluss im Innern zurückwirkt, dass er das Zusammengehen der einzelnen deutschen Stämme fördert. Denn noch immer ist unsere Einheit durch den Mangel an gegenseitiger Anerkennung bedroht. Noch immer vermisst der preussische Offizier beim bayerischen das richtige Auftreten, noch immer, wie zu Hauffs Zeiten, schreibt der Norden dem Süden geringere Verstandesschärfe zu und beklagt ihn als Opfer von Pfaffen und Kleinstaaterei. Auf der anderen Seite hält der Süddeutsche die nördlichen Brüder für Barbaren, die keinen Schimmer von wahrer Kunst haben, und fühlt sich ihnen gegenüber wie der Grieche gegen die Mazedonier, ja wie der Iranier gegen Tataren. Das Festhalten an der katholischen Kirche ist für viele Söhne des Südens ein Festhalten an Kunst und Lebensfreude, ja auch gegenüber preussischer Starrheit und Pedanterie an Lebensfreiheit, während, südlichem Leichtsinn abgewandt, der Norden dauerhafte Stetigkeit und überlegen herrschende Ordnung preist. Ein Nachwirken ältester Rassengegensätze! Es gilt, diese Gegensätze zu überbrücken, zu überwinden, die Ordnung mit Anmut, die Einheitlichkeit mit farbiger Vielseitigkeit, Urteil und Strenge mit Schöpferkraft, Herrschgewalt mit Freiheit zu vermählen und zu versöhnen.

Es gilt aber ferner, neudeutschem Volkstum Raum zu schaffen auf der Erde. Raum, damit es nicht zurückbleibe vor anderen Nationen. Raum, damit es in stets frischer Kulturarbeit sich betätigen könne, Raum, dass es entsprechend innerem Wachstum, auch nach aussen nicht nur frische, sondern vor allem grössere, höhere Schöpfung vollbringe. Es stehen sich da über unsere Aufgaben zwei Meinungen schroff gegenüber. Weltpolitik — Kulturpolitik! Beschränkung nach aussen, damit wir innerlich unbeschränkt! Die Losung des Einen. Weltpolitik — Weltmacht! Wir können innerlich nur frei und unbeschränkt sein, wenn wir an stärkster politischer Macht einen sicheren Rückhalt haben. Die Losung des Andern.

Die übrigen Weltnationen haben neue Ideale, die sie als Wellenbrecher der Überschwemmungsflut des grauen Einerlei entgegenwerfen. Sie haben Neuland, das sie beschäftigt, das ihren Sinn erweitert, das ihrer Unternehmungslust frische Aufgaben stellt, das ihren Tatendrang, ihre Lebensführung, ihre Weltanschauung in neue Bahnen lenkt. Die Sonne Algeriens und die Abenteuer mit den Kabylen haben das Leben Frankreichs verschönt, die Gletscher des Kaukasus und die wechselvollen Kämpfe in Turkestan haben der russischen Geschichte des letzten Jahrhunderts malerischen Glanz verliehen; England wäre ärmer ohne kanadische Seen und Neuseeländer Alpen, ohne die Erinnerung an die Niederwerfung der Meuterei, an gefahrvolle Jagden und Feldzüge in den Hochtälern des Himalaja; die Vereinigten Staaten haben durch den Erwerb Kubas und der Philippinen einen machtvollen Anstoss erhalten, der im ganzen Staats- und Privatleben nachwirkt. Und wir? »Statt Menschen«, sagte Caprivi, »müssen wir Waren exportieren.« Das höchste Ideal Naumanns ist ein Deutschland voller Industriekasernen, deren Bewohner, die Arbeiter, von regem Klassenbewusstsein erfüllt sind. Steine statt Brot! Die unsägliche Öde der Fabrik soll der Arbeiter nicht fühlen, er hat ja sein Klassenbewusstsein. Wie ist da zu helfen? Auch wir haben unsere Kolonien und hatten dort farbige Erlebnisse. Aber die schönsten Kolonien, so wage ich zu hoffen, stehen uns noch bevor. Länder, in denen der deutsche Bauer gedeihen, Länder, in denen die deutsche Kultur sich machtvoll ausbreiten, in denen sie neue Hochziele verwirklichen kann. Dazu soll Weltmacht verhelfen. Aber Beschränkung auf das Erworbene, selbstgenügsame Heimatpolitik, Weltmacht nur für den deutschen Geist, nicht für das deutsche Heer — diese Anschauung kann uns nun und nimmer zum Gedeihen führen. Es wäre lediglich eine Wiederholung von der Versäumnis des Dichters, der nicht dabei, als die Welt verteilt wurde. Für die geistige Expansion muss die militärische die Grundlage bieten. »Ohne die Machtstellung Frankreichs unter Ludwig XIV. hätte die französische Bildung, die auch an die germanischen Völker etwas von der Grazie und der Schönheit der romanischen Kulturen brachte, nicht anderthalb Jahrhunderte lang ihre Vorherrschaft in Europa behaupten, und die französische Sprache hätte niemals ihren Vorrang im diplomatischen Verkehr errungen. Auch die griechische Kultur ist erst durch mazedonische Eroberungen ins Innere Asiens, bis nach Indien und China hin, vorge-

drungen, wie später die römische nach Westeuropa im Gefolge der römischen Heere.«[1])

Die politische Ausdehnung dient aber auch der inneren Expansion, dient der Entwicklung der heimischen Kultur. Es ist hochlöblich, wenn man alle die Kräfte deutschen Volkstums nutzbar macht, die bisher brach lagen, oder noch nicht genug Früchte trugen; es ist vortrefflich, dass man sich wieder auf die deutschen Volkstrachten besinnt, dass man wieder Häuser in altem Thüringer Stile baut; Schöpfungen wie Lienhards Heinrich von Ofterdingen sind mit Begeisterung zu begrüssen. Allein unerschöpflich ist auch der Born der deutschen Überlieferung nicht. Es gibt eine Grenze, wo auch der fruchtbarste Acker versagt. Da muss, damit die Kultur weder erstarre noch sich wiederhole, neuer Stoff von aussen zufliessen. Wir müssen gegen die uns überlastende Südkultur ein Gegengewicht in andern Breiten suchen. Auch in der Aufnahmefähigkeit, die sich in der Verarbeitung immer neuer Fremdbildung äussert, zeigt sich die angeborene Kraft eignen Volkstums.

Wenn den Trägern einer Karawane die Bürde zu schwer wird, sind zwei Wege möglich. Entweder wirft man einen Teil der Lasten weg oder man nimmt noch einige Träger dazu. Ein reicher Karawanenführer wird die Zahl der Träger vermehren. So wird sich auch das deutsche Leben reicher gestalten, wenn es die Südkultur nicht wegwirft, sondern die Fähigkeit, Kultur zu ertragen, steigert.

Weltmacht ist ein Gift, aber auch ein Gift kann heilsam wirken — bei einem Kranken. Deutschland ist krank. Es krankt an Lähmung, an Hypertrophie, an allem, was zu viel ist, an Überproduktion von Büchern und Fabriken, von Sozialismus und philosophischen Systemen, von Parteihader und Bureaukratie. Für Deutschland ist Weltmacht ein Heilmittel, ist der einzige Ausweg aus der Sackgasse, in die es sich verrannt hat.

Es ist wenig oder keine Aussicht dazu, dass die heutigen Leiter unserer Politik den einzigen Ausweg einschlagen. Krieg gegen Russland ist auch Krieg gegen Frankreich. Wenigstens heute noch; morgen, wer weiss? Inzwischen ist uns von anderer Seite das Glück erschienen. Vom fernen Osten her. Durch Japan sind die Slaven in Bedrängnis geraten. Der Krieg wird die Slaven dauernd schwächen und uns von unerträglichem Druck auf lange entlasten.

[1]) Grenzboten 1904, 199.

In der ostasiatischen Frage offenbart sich wieder aufs schärfste der Gegensatz der Weltanschauungen, der sich durch die verschiedene Stellung zum Rassegedanken ergibt. Die Freunde des Rassegedankens, die Anhänger des Pangermanismus wollten einst Deutschland, England und die Vereinigten Staaten gegen die übrige Welt einen. Was war der Erfolg? England kämpfte gegen die Buren, und ist auf Seite Japans, und wird sowohl, wie die Briten erzittern vor der amerikanischen Gefahr. Ich behaupte, der Rassengedanke wird erst fruchtbar, sobald und wo er sich im Volkstum verwirklicht. Rasse und Kultur allein ist Metaphysik, erst Volkstum ist Tatsache, ist greifbar, ist real. Hat sich je das ganze Abendland gegen die allgemeine Osmanengefahr erhoben? Nein, im Gegenteil! Während Russland jahrhunderte lang gleichgültig blieb, haben die Bourbonen sogar den Sultan eifrig unterstützt. Die Furcht vor der Weltmacht der Habsburger war stärker als die Sorge um das Christentum. So auch jetzt! Der Philosoph mag Rassensympathien und -Antipathien hegen, der Politiker darf nur Nationen in Rechnung stellen. Die Interessen des Volkstums und des Staates gehen über die der Rasse. Schon Kaiser Arnulf rief Türkfinnen, rief die Madjaren gegen Swatopluk zu Hilfe. Der Hohenstaufe Friedrich II. schloss Freundschaft mit Sultan Kamil. Als Friedrich der Grosse in der äussersten Bedrängnis war, verschmähte er es nicht, selbst bei den Krimtataren eine Stütze gegen Russland zu suchen. Friedrich Wilhelm II. ging noch weiter, und strebte ein Bündnis mit der Türkei gegen Österreich an. Und jetzt? Sind wir nicht die besten Freunde Abdul Hamids? Ist es nicht deutsche kaiserliche Politik, dass wir in jedem Mohammedaner einen Bruder sehen? Gut, warum soll eine Politik, die von so vielen deutschen und preussischen Herrschern befolgt worden ist, nicht auch in der jetzigen Frage, bei den Türkfinnen des fernen Ostens, warum soll sie sich nicht bei den Japanern bewähren? Durch den Mongolenstoss wurden nur die Russen zermalmt, von Schlesien ist er abgeprallt. Auch das erwachende China könnte in der Hauptsache nur den Russen gefährlich werden. Die Madjaren freilich waren zu nahe, sie kamen uns selbst auf den Hals. Von den fernen Japanern und Chinesen haben wir das nicht zu befürchten.



